

Z-Vertrieb, Postfach 500936, D-60397 Frankfurt/M.

„In der gegenwärtigen Epoche hat die Herrschaft der sachlichen Verhältnisse über die Individuen, die Erdrückung der Individualität durch die Zufälligkeit, ihre schärfste und universellste Form erhalten und damit den existierenden Individuen eine ganz bestimmte Aufgabe gestellt. Sie hat ihnen die Aufgabe gestellt, an die Stelle der Herrschaft der Verhältnisse und der Zufälligkeit über die Individuen die Herrschaft der Individuen über die Zufälligkeit und die Verhältnisse zu setzen.“

Karl Marx/Friedrich Engels, *Die deutsche Ideologie* (1845-1846), in: MEW Bd. 3, S. 424

Redaktionsanschrift:

Z - Zeitschrift Marxistische Erneuerung
Postfach 50 09 36, 60397 Frankfurt/M., Tel/Fax: 069/53 05 44 06
Internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de
e-mail: redaktion@zme-net.de

ISSN 0940-0648



Nr. 49, März 2002

Vor den Wahlen

Butterwegge - **Neokorporatismus oder Neoliberalismus in Rot-Grün?**

Wissen für wen?

Lötzer - **Wissenspatentierung/Bethge - Pisa-Studie und „neuer Intergouvernementalismus“**

Laitko - **Wissensgesellschaft und Nachhaltigkeit**

Dörhöfer - **Soziologische Sichtweisen auf die „Wissensgesellschaft“**

Globalisierungskritik: Politik und Ideologie

Unger - **Ideologie und Außenpolitik der USA**

Schumm-Garling - **Neoliberale Marktökonomie**

Fuchs/Hofkirchner - **Globalisierung - allgemeiner Prozess/Boudjenah - Algeriens Wirtschaftskrise**

Und: Wehr - Zu Domenico Losurdo

Stiehler - **Sozialismus - ein aporetisches Projekt**

Petersen - **Entfremdung: Begriff und Erscheinungsformen/Müller - Konjunkturforschung**

Düe - **Automobilkonjunktur/Benz - Heinz Dürrbeck**

Sowie: Berichte, Zuschriften, Buchbesprechungen

analysen fakten & argumente

isw-report

erscheint vierteljährlich
Jahresabo: 30,- DM, Ausl. 36,- DM
(ab 2002: 18 Euro / 21 Euro)

Nach dem Goldrausch

Der Absturz des HighTech-Sektors
und die Folgen für die Gesellschaft
(Nr. 47, April 2001), 5 DM/2,5 EUR + Vers.

Gesundheit – ein Mordsgeschäft

Dokumentation des 9. isw-forums
(Nr. 48, Sept. 2001), 5 DM/2,5 EUR + Vers.
Mitherausgeber: ver.di Landesbezirk Bayern

Krise und Krieg

Weltwirtschaftskrise – Globaler
Imperialismus – "Krieg gegen den Terror"
(Nr. 49, Dez. 2001), 7 DM/3,5 EUR + Vers.

isw-spezial

Krieg ums Erdöl

Das Afghanistan-Komplott / Gefahr für den
Westen: Das Schwarze Gold wird knapp /
Eurasien: Der Kampf ums "Kaspi-Öl" /
Naher Osten: Allianz mit den "Fundis"
(Nr. 15, Dez. 2001), 6 DM/3 EUR + Vers.

isw-wirtschaftsinfo

Bilanz 2000 – Ausblick 2001

Fakten und Daten zur wirtschaftlichen
Entwicklung
(Nr. 32, Mai 2001, 5 DM/2,5 EUR + Vers.

**Prospekte anfordern,
bestellen, abonnieren, fördern**

isw – institut für sozial-ökologische
Wirtschaftsforschung e.V.
Johann-von-Werth-Str. 3, 80639 München
fon: 089-130041, fax 089-168 94 15
email: isw_muenchen@t-online.de
<http://www.isw-muenchen.de>

Neu bei isw!



**ZEITSCHRIFT
MARXISTISCHE
ERNEUERUNG**

**Vierteljahresschrift
13. Jahrgang
Heft 49 (März 2002)**

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Dr. Joachim Bischoff
Prof. Dr. Ulrich Briefs
Prof. Dr. Dieter Boris
Prof. Dr. Frank Deppe
Prof. Dr. Werner Goldschmidt
Prof. Dr. Horst Heining
Prof. Dr. Jörg Huffschmid
Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling
Dr. Harald Werner

Redaktion:

Dr. Wolfram Burkhardt, Dr. André Leisewitz,
Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch,
Dr. Reinhard Schweicher, Dr. Gerd Wiegel

5 Editorial

- Christoph Butterwegge*
8 **Neokorporatismus oder Neoliberalismus in Rot-Grün?**
Bilanz der Sozialpolitik seit 1998
-

Wissen für wen?

- Ulla Lötzer*
22 **Wissenspatentierung**
Zur Auseinandersetzung um die Privatisierung geistigen Eigentums im Bundestag
- Horst Bethge*
33 **Wissen und Bildungssystem: PISA-Studie und „neuer Intergouvernementalismus“**
- Hubert Laitko*
43 **Die Idee der Wissensgesellschaft und der kategorische Imperativ der Nachhaltigkeit**
- Steffen Dörhöfer*
55 **Soziologische Sichtweisen auf die „Wissensgesellschaft“**
-

Globalisierungskritik: Politik und Ideologie

- Frank Unger*
66 **Vorwärts zum Sieg des Brightismus-Wilsonismus**
Ideologie und Aussenpolitik in den USA
- Ursula Schumm-Garling*
77 **Moralische Defizite der neoliberalen Marktökonomie**
- Christian Fuchs/Wolfgang Hofkirchner*
89 **Globalisierung – ein allgemeiner Prozess der Menschheitsgeschichte**
- Yasmine Boudjenah*
103 **Die Krise der Wirtschaft Algeriens: Infragestellung des Staates**

Weitere Beiträge

- Andreas Wehr*
115 **Menschenrechte, bürgerliche Freiheiten und demokratische Spielregeln**
Über Domenico Losurdos Beitrag zur Wiedergewinnung des Selbstbewußtseins der Linken
- Gottfried Stiehler*
128 **Sozialismus – ein aporetisches Projekt**
- Thieß Petersen*
141 **Entfremdung: Begriff und Erscheinungsformen**
- Alfred Müller*
154 **Marxistische Konjunkturforschung – einige methodische Überlegungen**
- Dietmar Die*
164 **Wohin geht die Fahrt?**
Nicht nur die Automobilkonjunktur macht wieder von sich reden
- Georg Benz*
170 **Erinnerung an Heinz Dürrbeck**
-

Berichte

- Olaf Groh/Oliver Schöller*
174 **„The World Wide Web of Neoliberalism“**
Tagung der Gruppe „Buena Vista Neoliberal?“, 29.11. - 2.12.2001 in Berlin
- Leo Mayer*
177 **Die Krise und die Linke**
10. Treffen des Forums Sao Paulo, Havanna, 4.-7. Dezember 2001
- Rainer Rilling*
180 **Eigentum: Relaunch des Kapitalismus**
Ein Überblick über Aktivitäten der Rosa-Luxemburg-Stiftung
-

Diskussion, Kritik, Zuschriften

- Guido Speckmann*
183 **Eine Anmerkung zur Rezension von Robert Kurz‘ „Marx lesen“ von Jörg Goldberg**
-

185 Buchbesprechungen

- Auf dem Weg in die Netzwerkgesellschaft? (Steffen Dörhöfer)
 Rückgriff ins „Marxsche Gedankendepot“ (Herrmann Klenner)
 Politik und Wissenschaft (Wolfram Burkhardt)
 Intellektuelle in der DDR und in Ostdeutschland (Wolfram Burkhardt)
 Kunst und Gesellschaft nach dem Ende der Avantgarde (Johan Frederik Hartle)
 Geschichtsschreibung in der DDR. Rück-Sichten auf Forschungen zum 19. Jahrhundert und zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Claus Remer)
 Bemerkenswerte Analyse der DDR-Wirtschaft (Jörg Roesler)
 DDR und Globalisierung (Hansgeorg Conert)
 Von außergewöhnlichem Profil (Hans Luft)
 Wohnungsbau und Stadtgestaltung (Joachim Tesch)

4 Impressum**221 Autorinnen und Autoren, Übersetzer****Impressum**

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Dr. Joachim Bischoff, Prof. Dr. Ulrich Briefs, Prof. Dr. Dieter Boris, Prof. Dr. Frank Deppe, Prof. Dr. Werner Goldschmidt, Prof. Dr. Horst Heining, Prof. Dr. Jörg Huffschmid, Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling, Dr. Harald Werner.

Redaktion:

Dr. Wolfram Burkhardt, Dr. André Leisewitz, Kai Michelsen, Dr. Jürgen Reusch, Dr. Reinhard Schweicher, Dr. Gerd Wiegel.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 32,- Bei Bezug aus dem Ausland Euro 38,-. Das Einzelheft kostet Euro 9,50. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595.

Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 500936, 60397 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406.

e-mail: redaktion@zme-net.de; internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de

Druck: Fuldaer Verlagsanstalt.

ISSN: 0940-0648

Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 15.01.2002

Editorial

Die politische Konstellation im Vorfeld der Bundestagswahlen wird gegenwärtig vom neuen Aufschwung des konservativen Lagers in der öffentlichen Meinung bestimmt. Mit den Faktoren, die diesen Trend in der gesellschaftlichen Grundstimmung antreiben und beeinflussen, beschäftigen sich eine Reihe von Beiträgen in diesem wie im nächsten Heft von Z.

Christoph Butterwegge bilanziert die Sozialpolitik der rot-grünen Koalition seit 1998 (S. 8-21). Auf wichtigen Politikfeldern (Haushaltspolitik, Steuerreform, Rentenreform) ist die Bundesregierung nach anfänglicher Korrektur sozial- und beschäftigungspolitischer „Zumutungen“ der CDU-Regierung weitgehend auf deren Konzeptionen eingeschwenkt. Die Privatisierungs-, Deregulierungs- und Flexibilisierungsmaßnahmen zu Lasten großer Teile der Bevölkerung zwecks Verbesserung der Konkurrenzbedingungen des Wirtschaftsstandortes wurden nicht aufgegeben, sondern fortgesetzt. Im Unterschied zum „Neoliberalismus“ verfolgt die SPD-geführte Regierung dabei eine „neokorporatistische“ Politik der Einbindung der Gewerkschaften und der Verlagerung von Entscheidungen in vorparlamentarische Gremien (Bündnis für Arbeit, Rentenkonsensgespräche usw.). Angetreten mit dem Versprechen von mehr sozialer Gerechtigkeit und Abbau der Massenarbeitslosigkeit wird die SPD heute an der gewachsenen Armut-Reichtum-Schere und der unvermindert hohen Arbeitslosigkeit gemessen. Dabei treffen die Folgen der Umverteilungspolitik in der Bundesrepublik mit den Auswirkungen des internationalen Krisenabschwungs zusammen (vgl. die Konjunktur- und Weltwirtschaftsanalysen in Z 46 und 47). Ähnlich wie im Fall der CDU 1998 hofft die rot-grüne Koalition jetzt auf Konjunkturbelebung.

Fragen des Konjunkturverlaufs sind insofern in der gegenwärtigen Situation von besonderem Interesse. Dem gehen zwei Beiträge nach. *Dietmar Düe* untersucht die konjunkturelle Entwicklung in der Automobilindustrie, wirtschafts- und beschäftigungspolitisch eine der wichtigsten Branchen in der Bundesrepublik, wo besonders bei Massen-PKW zur Zeit beachtliche Überkapazitäten bestehen. Seiner Ansicht nach könnte hier die Existenz auch eines Großkonzerns wie Opel gefährdet sein (vgl. S. 164-169). *Alfred Müller* stellt Überlegungen zu methodischen Problemen der marxistischen Konjunkturforschung zur Diskussion, die gegenwärtig in verschiedenen Zeitschriften debattiert werden (u.a. Zyklusverlauf, -dauer und -grundlagen; vgl. S. 154-163).

Zum Schwerpunkt: Die *Diskussion um die Bedeutung gesellschaftlichen Wissens und des Umgangs mit diesem Wissen*, früher unter Stichworten wie „Dritte industrielle Revolution“ oder „wissenschaftlich-technische Revolution“ diskutiert, hat durch den Schub der Informatisierung und durch die zunehmende Bedeutung anwendungsrelevanter Wissenszweige (Bio- und Gentechnologie) neue Brisanz bekommen. Sie gehört in den Kontext aktueller Kapitalismusanalyse und -kritik.

Ulla Lötzer (S. 22-32) stellt die Auseinandersetzungen um Wissenspatentierung in den Zusammenhang der Triade-Konkurrenz (USA/Japan/Europa) und der Auseinandersetzung zwischen entwickelten kapitalistischen Ländern und Dritter Welt, deren Bioressourcen über Gen-Patentierung ebenso dem Zugriff international operierender Konzerne unterworfen werden wie Saatgut- und Medikamentenentwicklung. Konzerninteressen, staatliche Forschungs- und Wirtschaftspolitik und Institutionen (Bundespatentamt) sind hier eng miteinander verwoben. Horst Bethge (S. 33-42) untersucht gesellschafts- und bildungstheoretische Aspekte der von der OECD in Auftrag gegebenen PISA-Studie. Wissen und Bildung sind entscheidende Momente sowohl der Entwicklung der Arbeitskraft wie der Kapitalreproduktion. Bildungsfragen und die Entwicklung des Bildungssystems sind insofern relevant im Rahmen der Standortkonkurrenz, unterliegen aber zugleich in Zeiten zunehmender Internationalisierung und Mobilität qualifizierter Arbeitskräfte supranationalen Angleichungsbestrebungen. Kapitalinteressen kommen über die Konzeptionen von „Humankapital“ und Bildungs-Rendite, aber auch ein reduziertes Bildungsverständnis, bei dem es nicht um „Bildung für alle“, sondern verwertungsrelevantes Wissen geht, zum Ausdruck.

Um den Zusammenhang zwischen dem Wissens- und dem Nachhaltigkeitsdiskurs geht es im Beitrag von Hubert Laitko (S. 43-54). Beide Diskurse sind auf den Generationenübergang bezogen (Wissens- und Bildungsübermittlung von einer zur nächsten Generation; ressourcenökonomische Gewährleistung der Bedürfnisse zukünftiger Generationen). Laitko konstatiert einen engen Zusammenhang zwischen der Reproduktion, Erschließung und Erweiterung des Wissensbestandes der Gesellschaft und der Disposition der Gesellschaft zu einer nachhaltigen Entwicklung. Aber der Status von Wissen als öffentliches Gut und die Dominanz von Ressourcenökonomie in einer auf Nachhaltigkeit orientierten Gesellschaft stehen in Gegensatz zu Essentials kapitalistischer Reproduktion. Mit den luftigen Begriffsbildungen der soziologischen Diskussion um „Wissensgesellschaft“ macht Steffen Dörhöfer bekannt. Er referiert verschiedene Versuche, die wachsende Bedeutung von „Wissen“ im Rahmen von Modernisierungs- und Systemtheorien sowie „epistemischem Konstruktivismus“ zu fassen, Konzeptionen, mit denen die etablierte Soziologie zum Ausdruck zu bringen sucht, dass Wissen zu einem zentralen Moment und Strukturprinzip einer „postindustriellen Gesellschaft“ wird.

Die in diesem Heft im Anschluss an den Schwerpunkt von Z 48 zusammengestellten Beiträge zur Globalisierungskritik beziehen sich primär auf ideologische und politische Momente. Frank Unger verfolgt Traditionen der US-Außenpolitik und konstatiert wachsende Spannungen zwischen Europa und den USA; Ursula Schumm-Garling beschäftigt sich mit der Rolle des Staates im Neoliberalismus und dessen Ablehnung von Verantwortung und Gerechtigkeit als moralische Kategorien; Christian Fuchs/Wolfgang Hofkirchner interpretieren im zweiten Teil ihres Beitrags über Globalisierungstheorien Glo-

balisierung als allgemeinen Prozess der Menschheitsgeschichte, der im Kapitalismus eine spezifische antagonistische Ausprägung erhält. Die in den letzten Heften vorgestellten Länder- und Regionalstudien (Z 46: Kamerun; FTAA in Lateinamerika; Z 48: Afghanistan; Argentinien) werden mit einem Bericht von Yasmine Boudjenah über Staat und Wirtschaft in Algerien ergänzt.

In den Zusammenhang der Diskussion um marxistische Theorie und Theoriegeschichte gehören die Beiträge von Andreas Wehr, Gottfried Stiehler und Thieß Petersen. Andreas Wehr stellt die Arbeiten des italienischen Philosophen Domenico Losurdo zum Problem der Bewertung der „abstrakten“ bzw. „formellen“ bürgerlichen Freiheit und dem Umgang mit „formellen Freiheiten“ in der Geschichte des Sozialismus vor; er wird sich in Z 50 mit Losurdos Ansichten zum Komplex „Staat/Absterben des Staates/Staat und Gesellschaft im Sozialismus“ befassen. Geschichte und historisches Schicksal des Realsozialismus weisen den Sozialismus als eine „Problemlösung“ aus, die selbst neue Probleme und Widersprüche aufwirft – ein aporetisches Projekt. Gottfried Stiehler verfolgt dies mit Blick auf die Fragen Zentralismus/Dezentralismus, Entfremdung (Plan und Markt) und Selbstbestimmung der Individuen. Thieß Petersen gibt eine Darstellung und Interpretation des Begriffs der Entfremdung bei Marx und versucht eine Systematisierung von Erscheinungsformen von Entfremdung, die auch in gesellschaftskritischer, nichtmarxistischer Literatur reflektiert werden.

Wir verweisen interessierte Leserinnen und Leser nochmals auf die web-site von Z (<http://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de>), die in Zukunft den Zugriff auf zurückliegende Hefte (Editorials, Inhaltsverzeichnisse, einzelne Beiträge) erleichtern wird. Die dort angegebene mail-Adresse (redaktion@zme-net.de) kann, neben den persönlichen mail-Adressen der einzelnen Redakteure, auch für Bestellungen, Kommunikation und Artikelangebote genutzt werden. Z 50 (Juni-Ausgabe) wird sich mit „Umverteilung und Militarisierung“ in der Bundesrepublik beschäftigen.

Christoph Butterwegge

Neokorporatismus oder Neoliberalismus in Rot-Grün?

Bilanz der Sozialpolitik seit 1998

Man erinnere sich: Dass SPD und Bündnis 90/Die Grünen bei der Bundestagswahl am 27. September 1998 die Mehrheit der abgegebenen gültigen (Zweit-)Stimmen erhielten, lag nicht zuletzt daran, dass Millionen Wählerinnen und Wähler, von der liberalkonservativen Wirtschafts- und Sozialpolitik tief enttäuscht, den bisherigen Regierungsparteien CDU/CSU und FDP ihre Zustimmung entzogen hatten. Mit dem Slogan „Innovation und Gerechtigkeit“ stand die SPD bzw. ihr Kanzlerkandidat Gerhard Schröder für eine andere, solidarischere Form der gesellschaftlichen Modernisierung. Die seinerzeit verbreiteten Hoffnungen auf eine neuerliche „Wende“ in der Wirtschafts- und Sozialpolitik wurden allerdings nicht erfüllt. Vielmehr rückten SPD und Bündnisgrüne von Wahlversprechen, ja sogar von einzelnen Positionen ihrer Koalitionsvereinbarung und der Regierungserklärung, die Schröder am 10. November 1998 abgab, schrittweise wieder ab.

Rot-grüner Wettbewerbskorporatismus: „Standortsicherung“ durch einen nationalen Sozialpakt

Unmittelbar nach dem Regierungswechsel korrigierte die rot-grüne Parlamentsmehrheit einige sozial- und beschäftigungspolitische Zumutungen der CDU/CSU/FDP-Kabinette: Einschränkungen beim Kündigungsschutz und bei der Lohnfortzahlung im Krankheitsfall wurden zurückgenommen. Auch andere Verschlechterungen in der gesetzlichen Krankenversicherung (Beschränkung der Leistungen für Zahnersatz auf vor 1979 Geborene, Kostenerstattungsverfahren, Beitragsrückgewähr, Selbstbehalt usw.) waren schon nach wenigen Wochen per Vorschaltgesetz beseitigt.

Zunächst suspendiert wurden die vom Bundestag während der vorangegangenen Legislaturperiode beschlossenen Rentenkürzungen (Einführung eines „demografischen Faktors“) und die Anrechnung von Abfindungen auf das Arbeitslosengeld. Viele andere politische Erblasten der CDU/CSU/FDP-Koalition blieben allerdings unangetastet: Weder wurde der alte Paragraph 116 AFG (neu: Paragraph 146 SGB III), welcher die Zahlung von Lohnersatzleistungen an mittelbar von Streikmaßnahmen außerhalb ihres Tarifgebietes betroffene Arbeitnehmer derselben Branche vorsah, wiederhergestellt noch die Fülle der Leistungskürzungen und massiven Einschränkungen von Arbeitnehmerrechten seit der „Wende“ 1982, etwa im Bereich der Sozialhilfe, der (Berechnung von) Arbeitslosenhilfe oder der beruflichen Weiterbildung, revidiert.

Ein positives Signal setzte die neue Bundesregierung in der Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik: Mit ihrem Sofortprogramm zum Abbau der Jugendarbeitslosigkeit („JUMP“), für das jährlich 2 Mrd. DM ausgegeben wurden, gab sie vielen jüngeren Menschen ohne Arbeitsplatz und Lehrstelle eine Chance. Von einer Umlage für Betriebe, die nicht ausbilden, war hingegen keine Rede mehr, obwohl der SPD-Jugendparteitag 1996 in Köln eine solche Regelung gegen den erklärten Willen des späteren Kanzlerkandidaten als „strategische Weichenstellung für den Bundestagswahlkampf“ beschlossen hatte.¹

Oskar Lafontaine, der sich als Finanzminister zusammen mit seinen beiden Staatssekretären Heiner Flassbeck und Claus Noé gegen den neoliberalen Mainstream wandte, als Mittel zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit die Stärkung der Binnenkonjunktur bzw. der Massenkaukraft durch Senkung der Steuern für Geringverdiener/innen und eine expansive Geldpolitik der Europäischen Zentralbank genauso wie eine neue Weltfinanzordnung forderte, fand zu wenig Rückhalt innerhalb der eigenen Partei, bei den Gewerkschaften und in der Öffentlichkeit. Folgerichtig, aber total überraschend trat er (noch vor Beginn der verfassungs- und völkerrechtswidrigen Bombardierung Jugoslawiens durch die NATO) nach Meinungsverschiedenheiten mit Gerhard Schröder und Abstimmungsschwierigkeiten mit dem Bundeskanzleramt im März 1999 auch als SPD-Vorsitzender und Finanzminister zurück.

Die anderen Repräsentanten der rot-grünen Koalition, darunter Walter Riester als neuer Arbeits- und Sozialminister, ließen keine Entschlossenheit zur Überwindung des Liberalkonservatismus erkennen. Es fehlte ihnen vielmehr eine klare Linie, wie das wochenlange Hin und Her bei der Behandlung „geringfügiger Beschäftigungsverhältnisse“ (630-DM bzw. 325-Euro-Jobs), arbeitnehmerähnlicher und Schein-Selbstständigkeit zeigte. Da die rot-grüne Bundesregierung kein überzeugendes Konzept und keine substanzielle Alternative zum Neoliberalismus besaß, passte man sich diesem in der Praxis an, zumal die Wirtschaftslobby sie enorm unter Druck setzte. So wurde übers Jahr aus ihrem „Gesetz zur Bekämpfung der Scheinselbstständigkeit“ ein „Gesetz zur Förderung der Selbstständigkeit“, ganz in neoliberaler Diktion.

Die neoliberale Hegemonie, auf einer in der Bundesrepublik verbreiteten „Globalisierungshysterie“ basierend, dauerte auch nach dem Regierungswechsel im Herbst 1998 fort, was neokorporatistische Arrangements und massiven Staatsinterventionismus (Beispiel: Holzmann-Sanierung) keineswegs ausschloss. „Korporat(vi)smus“ bezeichnet die institutionalisierte Einbindung der Verbände, d.h. von Gewerkschaften und Unternehmerorganisationen, in die staatliche Wirtschafts- und Sozialpolitik. Wolfgang Streeck, Direktor des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung in Köln, hat diesen Typus einer „tripartistischen“ Einhegung des Klassenkonflikts, bezogen auf die Bundesrepublik bzw. den „rheinischen Kapitalismus“, über einen längeren Zeitraum hinweg untersucht und begründet, wie er unter veränderten Weltmarkt-

¹ Siehe Oskar Lafontaine, Das Herz schlägt links, München 1999, S. 68.

bedingungen funktionieren kann.² „Wettbewerbskorporatismus“ wird eine Spezialform solcher Arrangements genannt, die sich im Zeichen der Globalisierung herausbildet und – genauso wie der Neoliberalismus – die Verbesserung der Konkurrenzfähigkeit des eigenen Wirtschaftsstandortes zum strategischen Dreh- und Angelpunkt macht, aber im Unterschied zu jenem nicht auf Konfrontation, sondern auf Kooperation mit den Gewerkschaften setzt.

Während der Neoliberalismus die Wirtschaft bewusst dem „freien Spiel der Kräfte“ überlässt, setzt der Neokorporatismus auf Verhandlungen, Abstimmungsprozesse und Sozialpakete. Soll mit deren Hilfe die Wettbewerbsfähigkeit des „eigenen“ Standortes auf dem Weltmarkt erhöht werden, werden die Unterschiede zwischen beiden verwischt. Privatisierungs-, Deregulierungs- und Flexibilisierungsmaßnahmen werden nicht beendet oder rückgängig, im Rahmen eines organisierten Konsensfindungsverfahrens vielmehr bloß leichter durchsetzbar gemacht, gesellschaftspolitisch relevante Entscheidungen überdies häufig in den außer- bzw. vorparlamentarischen Raum verlagert (Bündnis für Arbeit, Rentenkonsensgespräche, sog. Süßmuth-Kommission).

Schon der Name des „Bündnisses für Arbeit, Ausbildung und Wettbewerbsfähigkeit“, das sich am 7. Dezember 1998 konstituierte, ließ erahnen, dass sich nur der beschrittene Weg, nicht aber das Ziel beider Regierungskoalitionen voneinander unterscheidet: „Im Zentrum stehen die Verbesserung der nationalen Wettbewerbsfähigkeit, die Sanierung der öffentlichen Haushalte und eine verbesserte Beschäftigungsdynamik.“³ Wie bei dem im April 1996 gescheiterten „Bündnis für Arbeit und zur Standortsicherung“ dominiert die Überzeugung, auf dem Weltmarkt als „Deutschland AG“ oder „Wirtschaftsstandort D“ gegenüber anderen bestehen zu müssen. Geändert hat sich nur die Art, wie das passieren soll: Statt in einem ruinösen Kostensenkungswettbewerb mit den sog. Niedriglohnländern auf der Strecke zu bleiben, will man sie in einem „Innovationswettbewerb“ besiegen, weshalb mehr Geld in Bildung, Wissenschaft und (angewandte, wirtschaftsnahe) Forschung investiert werden soll.

Von einer Neuauflage der traditionellen Sozialpartnerschaft kann keine Rede sein, weil das Bündnis nicht auf Solidarität und einen Konsens aller Beteiligten, vielmehr einseitig auf Vorteile deutscher gegenüber ausländischen Konkurrenten zielt. „Selbst wenn prinzipiell der Weg einer qualitativen Modernisierung der Ökonomie beschritten wird, besteht immerfort die Gefahr, dass im Hinblick auf die Sozialstandards und deren Regulierung auf einen ‚Wettlauf nach unten‘ eingeschwenkt wird.“⁴ Auch sind die Betroffenen, deren Schick-

² Vgl. z.B. Wolfgang Streeck, *Korporatismus in Deutschland. Zwischen Nationalstaat und Europäischer Union*, Frankfurt am Main/New York 1999.

³ Klaus Dräger u.a., *Zukunftsfähigkeit und Teilhabe. Alternativen zur Politik der rot-grünen Neuen Mitte*, Hamburg 2000, S. 26.

⁴ Hans-Jürgen Bieling/Frank Deppe, *Europäische Integration und industrielle Beziehungen. Zur Kritik des Konzeptes des „Wettbewerbskorporatismus“*, in: Horst Schmitthener/Hans-Jürgen Urban (Hrsg.), *Sozialstaat als Reformprojekt. Optionen für eine andere Politik*, Hamburg 1999, S. 286.

sal den Regierungsmitgliedern und Verbandsfunktionären vorgeblich am Herzen liegt, nämlich die Erwerbslosen und Jugendliche ohne Lehrstelle, überhaupt nicht durch eigene Repräsentant(inn)en im Bündnis für Arbeit vertreten. Es handelt sich eher um einen liberal-strukturkonservativen Wettbewerbskorporatismus, der soziales Innovations- und Vertrauenspotential marginalisiert.⁵

Im vierten Spitzengespräch des Bündnisses am 12. Dezember 1999 wurden Modellversuche zur Erprobung eines Niedriglohnsektors mit staatlicher Subventionierung von Sozialabgaben (Mainzer und Saarbrücker Modell) verabredet, von denen man sich eine weitere Senkung der Lohnnebenkosten und eine „Expansion der Dienstleistungsbeschäftigung“ erhoffte.⁶ Bei der Gesprächsrunde am 9. Januar 2000 akzeptierten die Gewerkschaftsvertreter eine längerfristige, am Produktivitätszuwachs orientierte Tarifpolitik gegen vage Zusagen im Hinblick auf eine „Beschäftigungsbrücke zwischen Jung und Alt“. Claus Leggewie resümiert, dass sich Thematik und politische Ausrichtung des Bündnisses innerhalb eines Jahres erheblich verschoben hatten: „Ganz im Sinne der ‚Modernisierer‘ liegen die Akzente nun auf der Entlastung der Unternehmen von Steuern und Sozialabgaben sowie der Konsolidierung der öffentlichen Haushalte – und auf der Tarifpolitik.“⁷

Marktradikalismus, gemildert durch eine demonstrative Konsens- und Kompromissbereitschaft; Leistungsorientierung, in gewisser Weise abgedeckt durch soziales Verantwortungsbewusstsein – so könnte man die Leitlinie der rot-grünen Bundesregierung in der Wirtschafts- und Sozialpolitik charakterisieren. „Alle Instrumente und Maßnahmen des neuen Regierungsstils laufen (...) letztlich auf ein Ziel hinaus: die Bündnisakteure und die öffentliche Meinung wenn nötig auch mit dem politischen Druck, der einer demokratisch legitimierten Regierung zur Verfügung steht, auf das Ziel der Verbesserung der Beschäftigungssituation durch den wettbewerbstauglichen Umbau der Arbeits- und Sozialverfassung auszurichten. Es geht also um eine ‚Formierung der Gesellschaft‘ im Interesse einer wettbewerbsorientierten Lösung der Arbeitsmarktkrise.“⁸

Hans-Jürgen Urban fragt die Gewerkschaften (selbst)kritisch: „Wollen sie ihre tarif-, sozial- und beschäftigungspolitischen Forderungen gegen eine Wettbewerbspolitik eintauschen, die ihnen die Zustimmung zu Lohnkostensenkungen, Deregulierung der Arbeits- und Tarifverfassung und Druck auf Arbeits-

⁵ Vgl. Claus Leggewie, *Böcke zu Gärtnern? – Das Bündnis für Arbeit im Politikprozess*, in: Hans-Jürgen Arlt/Sabine Nehls (Hrsg.), *Bündnis für Arbeit. Konstruktion – Kritik – Karriere*, Opladen/Wiesbaden 1999, S. 16.

⁶ Siehe Wolfgang Streeck/Rolf G. Heinze, *Runderneuerung des deutschen Modells. Aufbruch für mehr Jobs*, in: ebd., S. 148.

⁷ Claus Leggewie, *Böcke zu Gärtnern?*, a.a.O., S. 19.

⁸ Hans-Jürgen Urban, *Das Drehbuch zum „Bündnis für Arbeit“ oder: Welche Rolle die Gewerkschaften spielen müssen, um bündnisfähig zu sein. Ein Diskussionsbeitrag zur Zukunftsdebatte*, in: ders. (Hrsg.), *Beschäftigungsbündnis oder Standortpakt? – Das „Bündnis für Arbeit“ auf dem Prüfstand*, Hamburg 2000, S. 37.

lose abverlangt und sie dafür mit vagen Entschädigungsversprechen abfindet?⁹ So, wie das Bündnis die Bindung des DGB und seiner Mitgliedsge-
werkschaften an den Neokorporatismus bewirkt, bietet es ihnen kaum eine
Chance, die Massenarbeitslosigkeit zu beseitigen. „Umgekehrt, folgen die
Gewerkschaften dieser Wegweisung, wird das Resultat nicht realwirtschaftliche
Prosperität, sondern die Instabilität eines Shareholder-Kapitalismus sein.
Es entsteht kein neues Gemeinwesen, das Arbeit und bessere Lebensbedin-
gungen für alle ermöglicht, sondern eine zutiefst gespaltene, neofeudale
Dienstbotengesellschaft.“¹⁰

„Benchmarking“, vom ursprünglichen Chefkoordinator Bodo Hombach zur
Schlüsselmethode des Bündnisses erhoben, suggeriert dem Publikum, dass es
in einem solchen Pakt nicht um den Ausgleich unterschiedlicher oder gegen-
sätzlicher Interessen, sondern um rationale Entscheidungen, zutreffende Ar-
gumente und das Nachahmen von „best practices“ gehe, die nur (an)erkannt
werden müssten, damit die Bundesrepublik Deutschland der Arbeitsmarktkri-
se erfolgreich begegnen könne. Versteht man unter einem „Wettbewerbsstaat“
den für Experimente offenen Wohlfahrtsstaat, welcher die Mittel zu seiner
permanenten Selbstüberprüfung und Optimierung im Sinne einer „Konkurrenz
um innovative Sozialpolitikansätze“ bereithält,¹¹ wird ignoriert, dass Macht-
und Herrschaftsverhältnisse, nicht aber die Leistungsfähigkeit eines be-
stimmten Systems der sozialen Sicherung über dessen Realisierungschancen
entscheiden. Gegen ein „politisches Benchmarking“, das dem Ziel dient, im
Ausland bessere Lösungen für soziale Probleme der Bundesrepublik zu finden
und institutionelle Vorbilder – falls möglich – auf die hiesigen Verhältnisse zu
übertragen, wäre gewiss kaum etwas einzuwenden. Meist dient der Vergleich
aber nur als Hilfsmittel zur Senkung von Leistungsstandards, zur Erhöhung
des Drucks auf das Personal und zur Verbilligung des Wohlfahrtsstaates.

Georg Vobruba zeigt, dass die gemeinsame Interessenbasis eines „Bündnisses
für Arbeit“ aus drei Gründen schmal und schwach ist: „Die beschäftigungs-
politisch relevanten Akteure sind zum einen an unterschiedlichen Wegen zur
Vollbeschäftigung interessiert; außerdem sind sie unterschiedlich stark an
Vollbeschäftigung interessiert; und zum anderen sind manche eher an der Er-
reichung des Ziels Vollbeschäftigung, andere aber nur an der Erhaltung von
,Vollbeschäftigung‘ als in der öffentlichen Diskussion anerkanntem Ziel in-
teressiert.“¹² Anschließend weist Vobruba auf die „asymmetrischen Ver-
pflichtungen“ hin, denen die Bündnispartner unterliegen: Während die Ge-
werkschaften moderate Lohn- bzw. Gehaltsforderungen für anstehende Ta-

⁹ Ebd., S. 45.

¹⁰ Richard Detje, Aktualität des politischen Mandats. Gewerkschaften im Bündnis für Arbeit, in:
Hans-Jürgen Urban (Hrsg.), Beschäftigungsbündnis oder Standortpakt?, a.a.O., S. 93.

¹¹ Siehe Rolf G. Heinze u.a., Vom Wohlfahrtsstaat zum Wettbewerbsstaat. Arbeitsmarkt- und
Sozialpolitik in den 90er Jahren, Opladen 1999, S. 42/212f.

¹² Georg Vobruba, Alternativen zur Vollbeschäftigung. Die Transformation von Arbeit und Ein-
kommen, Frankfurt am Main 2000, S. 54.

rifunden in Aussicht stellen und sich auch – wie 2000/2001 trotz großer Un-
zufriedenheit der Basis in den Betrieben geschehen – darauf beschränken
können, liegt die Einlösung der Ankündigung von Mehrbeschäftigung nicht
im Kompetenzbereich von Arbeitgeberverbänden, sondern ihrer Verbands-
mitglieder bzw. der einzelnen Unternehmen.

Für den (ohnehin nur sehr geringen) Rückgang der Arbeitslosenquote seit
dem Regierungswechsel 1998 sind fast ausschließlich konjunkturelle und
demografische Gründe verantwortlich. Die rot-grüne Beschäftigungspolitik
hatte weniger Einfluss, zumal sie nicht mit dem neoliberalen Politikmodell
brach. Neokorporatismus und -liberalismus gingen vielmehr eine spannungs-
geladene und hinsichtlich ihrer Auswirkungen keineswegs gelungene Ver-
bindung ein.

Das Schröder/Blair-Papier als programmatische Grundlage der sozialdemokratischen Neuen Mitte

Kurz vor der Europawahl am 13. Juni 1999 wiesen der britische Premier Tony
Blair und Gerhard Schröder in London Europas Sozialdemokraten einen
„Weg nach vorne“. Was als „Schröder/Blair-Papier“ bekannt wurde, sieht im
deutschen Sozialstaat ein Beschäftigungshindernis und ein Risiko für die
künftige Gesellschaftsentwicklung: „Ein Sozialversicherungssystem, das die
Fähigkeit, Arbeit zu finden, behindert, muß reformiert werden. Moderne Sozi-
aldemokraten wollen das Sicherheitsnetz aus Ansprüchen in ein Sprungbrett
in die Eigenverantwortung umwandeln.“¹³ Hier hört man, auch ohne zwis-
chen den Zeilen lesen zu müssen, das Stammtischgerede über die „soziale
Hängematte“ heraus.

Der „aktivierende Sozialstaat“, wie ihn das Schröder-Blair-Papier beschwört,
bedeutet im Grunde das Ende für den bisherigen, aktiven Sozialstaat. Man er-
hebt damit die Förderung der Selbstständigkeit von Hilfebedürftigen zum
Programm, ist jedoch hauptsächlich darauf bedacht, sie so schnell wie mög-
lich aus dem Leistungsbezug zu entlassen und die Kosten für ihre Unterstüt-
zung zu senken. „Das herzlose Wort vom sozialen Netz als ‚Trampolin‘ oder
,Sprungbrett‘ spricht weniger für neue Ideen der SPD denn für ihre neue Ge-
fühllosigkeit: Beide Gerätschaften eignen sich nämlich nur für den gesunden
und leistungsfähigen Menschen.“¹⁴

Volker Offermann sieht in dem Diskussionsbeitrag von Schröder und Blair,
der vor allem die deutschen Medien beschäftigte, „keine relevanten Hand-
lungsempfehlungen zur Bewältigung objektiv im Wohlfahrtsstaat bestehender
Problemlagen“, zumal ihn auch der Rat, statt sozialer nur noch Chanceng-
leichheit bzw. Fairness anzustreben, nicht überzeugt: „Soziale Gerechtigkeit
ist mehr als Chancengleichheit, wenn auch Chancengleichheit als eine Vor-

¹³ Gerhard Schröder/Tony Blair, Der Weg nach vorne für Europas Sozialdemokraten. Ein Vor-
schlag, in: Hans-Jürgen Arlt/Sabine Nehls (Hrsg.), Bündnis für Arbeit, a.a.O., S. 297.

¹⁴ Heribert Prantl, Rot-Grün. Eine erste Bilanz, Hamburg 1999, S. 73.

aussetzung sozialer Gerechtigkeit angesehen werden kann. Gerechtigkeit setzt in einem bestimmten Maße eben auch Gleichheit im Ergebnis voraus.¹⁵

Klaus Dörre meint, das Schröder/Blair-Papier habe die „glasklare Botschaft“ vermittelt, dass sich im Gefolge der Globalisierung die Gewichte zwischen Ökonomie und Politik für immer zu Lasten der Letzteren verschöben und für die Sozialdemokratie nur noch übrig bleibe, den Wohlfahrtsstaat an die Zwänge der offenen Weltmärkte anzupassen. „Überlebensfähig ist nur, was sich im internationalen Restrukturierungswettbewerb behauptet. ‚Renaissance der sozialen Marktwirtschaft‘ heißt in diesem Zusammenhang, alle Institutionen des ‚rheinischen Kapitalismus‘ – vom Flächentarifvertrag bis zu den sozialen Sicherungssystemen – dem Markttest zu unterwerfen.“¹⁶ Nicht so sehr der Inhalt ihrer Politik, sondern ihre bessere Eignung zur Herstellung von Kompromiss und Konsens unterscheidet die Sozialdemokratie gegenwärtig von den bürgerlichen Konkurrenzparteien.¹⁷

Bodo Zeuner sprach gar vom Bruch der Sozialdemokratie mit ihrer reformistischen Tradition, ihrer engen Bindung an die Arbeiterbewegung und ihrer (wohlfahrtsstaatlichen) Grundorientierung: „Statt den Kapitalismus zu zähmen, durch gesellschaftliche Kraftentfaltung von Unterdrückten, durch gewerkschaftliche Organisation, durch staatliche Regulierung, soll nunmehr der globale Markt das Maß aller Politik sein. Der Staat, das Gemeinwohl, die Volkssouveränität, mithin die Demokratie, ja die Politik selbst, stehen zur Disposition der unkontrollierbar gewordenen wirtschaftlichen Macht, und wer dagegen aufbegehrt, ist nicht ‚modern‘.“¹⁸

Unabhängig davon, ob das Schröder/Blair-Papier nun neoliberal oder kommunitaristisch ist,¹⁹ hat es die Gefahr offenbart, dass Deutschlands Sozialdemokraten unter ihrem neuen Vorsitzenden dem geistigen Mainstream und modischen Trends folgen. Ihm liegt nicht das Konzept selbstbewusst ihre Rechte einfordernder „Sozialstaatsbürger/innen“ zugrunde, vielmehr ein Modell, das Bedürftigen wieder mehr Pflichten auferlegt. Sozialpolitik verkommt zu einem Geschäft auf Gegenseitigkeit: Von der Allgemeinheit materiell unterstützte Personen schulden ihr etwas. Das biblische Motto „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!“ wird keineswegs auf die Bezieher von Kapitaleinkünften, vielmehr auf Sozialhilfeempfänger/innen angewandt, die unter der euphemistischen Bezeichnung „Hilfe zur Arbeit“ einem zunehmenden Druck

¹⁵ Volker Offermann, Die „Neue Mitte“ und der Wohlfahrtsstaat, in: Sozialer Fortschritt 11/1999, S. 278.

¹⁶ Klaus Dörre, Die SPD in der Zerreißprobe. Auf dem „Dritten Weg“, in: ders. u.a., Die Strategie der „Neuen Mitte“. Verabschiedet sich die moderne Sozialdemokratie als Reformpartei?, Hamburg 1999, S. 7.

¹⁷ Vgl. ebd., S. 8.

¹⁸ Bodo Zeuner, Der Bruch der Sozialdemokraten mit der Arbeiterbewegung. Die Konsequenzen für die Gewerkschaften, in: Klaus Dörre u.a., Die Strategie der „Neuen Mitte“, a.a.O., S. 133.

¹⁹ So Hans Joas, Das Blair-Schröder-Papier ist nicht „neoliberal“, in: Die Neue Gesellschaft/Frankfurter Hefte 11/1999, S. 990.

ausgesetzt sind. Das seit der Zwangsarbeit im NS-Staat nach 1945 hier zu Lande allgemein anerkannte Prinzip der Freiwilligkeit von Erwerbsarbeit stellte man in grünen, sozialdemokratischen und Gewerkschaftskreisen zunehmend in Frage.²⁰ Nach der ideologischen Vorarbeit durch den Bundeskanzler (Gerhard Schröder: „Es gibt kein Recht auf Faulheit“) setzte sich endgültig die Devise „Fördern und Fordern“ durch. Erwerbslose erhalten seit dem 1. Januar 2002 aufgrund sog. Eingliederungsvereinbarungen nach dem „Gesetz zur Reform der arbeitsmarktpolitischen Instrumente“ (Job-AQTIV-Gesetz) eher Angebote zur Arbeitsaufnahme bzw. zur beruflichen Weiterbildung, gleichzeitig wird ihnen aber die Beweislast auferlegt, wenn es darum geht, eine Sperrzeit wegen der Ablehnung einer Stelle zu verhängen.

Haushaltskonsolidierung auf Kosten der Beschäftigten, Bedürftigen und sozial Benachteiligten?

Nach dem Rücktritt Oskar Lafontaines wurde der Verzicht auf wirkliche Sozialreformen durch die Ernennung Hans Eichels, der als Ministerpräsident die hessische Landtagswahl im Februar 1999 verloren hatte, zum Bundesfinanzminister und zweier nicht keynesianisch-nachfrageorientierter, aus der Wirtschaft bzw. von der Weltbank kommender Staatssekretäre auch personell dokumentiert. Nun erklärte man die Verringerung der Staatsschulden zur Voraussetzung für eine wirksame Bekämpfung der Arbeitslosigkeit und diese damit zu einem abgeleiteten, einem bloßen Sekundärproblem. In der rot-grünen Finanzpolitik erfolgte spätestens mit dem „Gesetz zur Sanierung des Bundeshaushalts“ (Haushaltssanierungsgesetz) ein Kurswechsel, wie auch in der Steuerpolitik unter der Ägide Eichels eine „Wende zur Stärkung der Kapitalgesellschaften und der Aktionäre“ stattfand.²¹

Das am 23. Juni 1999 vom Kabinett in Grundzügen und zwei Monate später endgültig beschlossene „Zukunftsprogramm der Bundesregierung zur Sicherung von Arbeit, Wachstum und sozialer Stabilität“ ähnelte dem liberal-konservativen „Programm für mehr Wachstum und Beschäftigung“ vom 25. April 1996 insofern, als es „Sparen“ ebenfalls mit drastischen Kürzungen im Sozialbereich und Verschiebungen der Kosten von der Bundes- auf die Länder- und Gemeindeebene gleichsetzte. Die zentrale Botschaft Eichels („Haushaltskonsolidierung ist die beste Sozialpolitik“) stellt höchstens eine Halbwahrheit dar: Würde die Senkung der Staatsverschuldung wirklich von Beserverdienenden und Wohlhabenden finanziert, wäre dagegen nichts einzuwenden. „Sparen, auch eisernes Sparen, ist für sich noch lange kein Angriff auf den Sozialstaat. Zum Angriff wird das Sparen aber dann, wenn es höchst einseitig geschieht, wenn bei Normal- und Geringverdienern gespart, aber der

²⁰ Vgl. Axel Bust-Bartels, Vollbeschäftigung ohne Niedriglohn, Opladen 1999, S. 35f.

²¹ Siehe Arbeitsgruppe Alternative Wirtschaftspolitik, Memorandum 2000. Den Aufschwung nutzen – Politik für Arbeitsplätze, soziale Gerechtigkeit und ökologischen Umbau, Köln 2000, S. 54f.

Wohlstand der Reichen und Reichen geschont wird; wenn die Solidarität eingeschränkt und der Sozialstaat als politisches Grundprinzip verneint wird.“²²

Keine offizielle Begründung für das „Zukunftsprogramm 2000“ kam in der Folgezeit ohne Verweis auf die (angeblichen) Interessen der Kinder und künftiger Generationen aus. Finanzminister Eichel gab am 24. Juni 1999 vor dem Bundestag eine Regierungserklärung zum Sparprogramm ab. Er hob besonders hervor, dass „wir“ nicht mehr über unsere finanziellen Verhältnisse leben dürften: „Dies wäre gegenüber unseren Kindern und der Zukunft unseres Landes verantwortungslos. Wir müssen verhindern, daß künftige Generationen für die Schulden arbeiten und Steuern zahlen müssen, die die jetzige Generation aufhäuft.“²³

Gläubiger und Schuldner verteilen sich jedoch gleichmäßig über die Generationen. Jan Prieue und Thomas H.W. Sauer bemängeln denn auch, es sei Mode geworden, rot-grüne Austeritätspolitik mit der Forderung nach intergenerativer Gerechtigkeit und dem Verweis darauf zu legitimieren, dass wachsende Staatsschulden für die schon Erwachsenen heute finanzielle Vorteile mit sich brächten, hingegen die Nachgeborenen später um so härter träfen: „Tatsächlich stehen jedoch den Zahlern in jeder Periode auch Empfänger in der gleichen Periode gegenüber, so daß es sich (da der Anteil der Auslandsschulden gering ist) zunächst einmal um intragenerative Umverteilungsvorgänge handelt.“²⁴

Norbert Reuter bemerkt, dass sich eine staatliche Konsolidierungspolitik nach Art des rot-grünen „Sparpakets“ weder auf das Argument größerer Generationengerechtigkeit stützen noch den aufgrund einer Vernachlässigung der öffentlichen Infrastruktur für die Mehrheit der Bevölkerung drohenden Nachteilen entgehen kann. „Während eine kollektive fiskalische Belastung zukünftiger Generationen nicht existiert und auch von einer Verdrängung privatwirtschaftlicher Initiative durch öffentliche Verschuldung keine Rede sein kann, zeichnet sich die Gefahr einer kollektiven realwirtschaftlichen Belastung kommender Generationen als Folge des finanziellen Unvermögens des Staates ab, eine ausreichende öffentliche Zukunftsvorsorge zu leisten.“²⁵

Friedhelm Hengsbach monierte, das „Zukunftsprogramm“ der Regierung Schröder/Fischer verfestige die Dreiteilung der bundesrepublikanischen Gesellschaft, indem es die Wohlhabenden schone, das „soziale Mittelfeld“ eher un-

²² Heribert Prantl, Rot-Grün, a.a.O., S. 146.

²³ Hans Eichel, Deutschland erneuern – Zukunftsprogramm 2000. Erklärung der Bundesregierung, abgegeben in der 47. Sitzung des Deutschen Bundestages, in: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.), Bulletin 39/1999, S. 397.

²⁴ Jan Prieue/Thomas H.W. Sauer, Grüne Wirtschaftspolitik ohne Reformprojekt, in: PROKLA 116 (1999), S. 403.

²⁵ Norbert Reuter, Generationengerechtigkeit in der Wirtschaftspolitik. Eine finanzwissenschaftliche Analyse staatlicher Haushalts- und Rentenpolitik, in: PROKLA 121 (2000), S. 555.

gleichmäßig treffe und den „unteren Rand“, also Kleinrentner/innen, Sozialhilfeempfänger/innen und Bezieher/innen von originärer Arbeitslosenhilfe, spürbar belaste: „Im Text des Sparpakets finden sich die widerlegten Glaubenssätze der früheren Regierung, daß die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft bedroht sei und der demographische Wandel die solidarischen Sicherungssysteme sprengt, als hinge die Leistungsfähigkeit einer Volkswirtschaft von der biologischen Zusammensetzung ihrer Bevölkerung ab.“²⁶

Die populäre Formel der „Nachhaltigkeit“ von der Ökologie, wo sie das Problem der Verwendung nichtregenerativer Energien ins öffentliche Bewusstsein ruft, auf die Finanz-, Wirtschafts-, Sozial- oder Bildungspolitik zu übertragen, wie es Politiker/innen der Bündnisgrünen tun, bedeutet für Micha Brumlik, einen „Bruch mit den Prinzipien einer liberalen, repräsentativen Demokratie“ in Kauf zu nehmen: „Die Gleichsetzung von Steuerbelastungen mit schwindenden Ressourcen stellt (...) auf der theoretischen Ebene einen massiven Kategorienfehler dar, der politisch nicht nur zu einem Abbau öffentlicher Investitionen zugunsten aller möglichen privaten ‚Vorsorge-systeme‘ sowie zu einer weiteren Zunahme öffentlicher Armut zugunsten ungleich verteilten privaten Reichtums führt.“²⁷

Die rot-grüne Steuerreform als modifizierte Fortsetzung der Umverteilung von unten nach oben

Wurden die Großunternehmen (vor allem aus der Versicherungs- und Energiewirtschaft) von der rot-grünen Bundesregierung anfänglich stärker belastet und Steuerschlupflöcher (etwa in Form überaus großzügiger Abschreibungsmöglichkeiten und Rückstellungsregelungen) z.B. durch die Einführung der Mindestbesteuerung gestopft, so schlug das Pendel bald wieder in die umgekehrte Richtung aus. Als der Bundesrat nach entsprechenden Zugeständnissen an einzelne CDU-regierte Länder im Juli 2000 der rot-grünen Einkommensteuerreform zugestimmt hatte, feierten die Medien den Kompromiss des Vermittlungsausschusses als Triumph des Kanzlers und seines neuen Finanzministers, obwohl er sich nicht wesentlich vom Konzept der alten Regierung unterschied. Jetzt rächte sich, dass die SPD kein eigenes Steuerreformkonzept entwickelt, das „Petersberger Modell“ der liberal-konservativen Koalition vielmehr schon zu Oppositionszeiten in Grundzügen übernommen und bloß von einigen „Grausamkeiten gegenüber den Arbeitnehmern“ gereinigt hatte.²⁸

Trotz mancher Akzentverschiebungen führte die rot-grüne Regierungskoalition in der Steuerpolitik weitgehend den angebotsorientierten Kurs ihrer Vorgängerinnen fort, den sie in der Opposition noch bekämpft und im Bundesrat

²⁶ Friedhelm Hengsbach, Ein verlorenes Jahr?, Die rot-grüne Koalition im konzeptionellen Vakuum, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 12/1999, S. 1446.

²⁷ Micha Brumlik, Freiheit, Gleichheit, Nachhaltigkeit. Zur Kritik eines neuen Grundwerts, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 12/1999, S. 1464.

²⁸ Siehe Oskar Lafontaine, Das Herz schlägt links, a.a.O., S. 61.

blockiert hatte.²⁹ Ungeachtet höherer Grundfreibeträge und mehrerer Entlastungen für Familien kann eine Steuerreform, bei welcher der Spitzensteuersatz (um 11 Prozentpunkte von 53% auf 42%) stärker sinkt als der Eingangssteuersatz (um 10,9 Prozentpunkte von 25,9% auf 15%), wohl kaum sozial genannt werden. Während Einkommensmillionäre knapp 100.000 DM weniger Steuern pro Jahr zahlen, fällt die Ersparnis von Haushalten mit geringem oder durchschnittlichem Einkommen, berücksichtigt man ihre starke Belastung durch die sogenannten Ökosteuern, kaum ins Gewicht.

Auch in der Öffentlichkeit weniger beachtete Änderungen im Tarifverlauf, vor allem die Verkürzung des Progressionsbereichs, der 2005 bei 52.152 Euro (ca. 102.000 DM) statt bisher bei gut 120.000 DM endet, tragen zur Vergrößerung der sozialen Schieflage bei. Nicht nur in absoluten Geldbeträgen, sondern auch prozentual werden Spitzenverdiener noch stärker entlastet als Bezieher gehobener Einkommen. Ginge es nach dem Grundsatz der persönlichen Leistungsfähigkeit des Steuerzahlers und der daraus resultierenden Umverteilung im Hinblick auf die Finanzierung staatlicher Aufgaben, wäre umgekehrt eine Streckung des Progressionsbereichs angemessen gewesen.³⁰ Vergleichbares gilt übrigens bei der Dividendenbesteuerung: Durch die Umstellung vom Vollarrechnungs- auf das Halbeinkünfteverfahren werden ausgerechnet jene Anleger begünstigt, deren Einkommensteuersatz 40% übersteigt, und Kleinaktionäre benachteiligt.³¹

Wie die rot-grüne Bundesregierung auf das Urteil des Bundesverfassungsgerichts zur Besteuerung der Familien (genauer: von Ehepaaren mit Kindern) vom 10. November 1998 reagiert hat, kann unter dem Gesichtspunkt der sozialen Gerechtigkeit keineswegs befriedigen: Statt durch die Konzentration des Familienlastenausgleichs auf ein einheitliches Kindergeld oder – falls diese Lösung zu teuer war – durch einen Kindergrundfreibetrag die krassen sozialen Unterschiede zu verringern,³² vertieft die Einführung eines Betreuungs-, Erziehungs- und Ausbildungsfreibetrages auch für gut verdienende Ehepaare (bei gleichzeitiger Abschmelzung des Haushaltsfreibetrages für Alleinerziehende) die Kluft zwischen Arm und Reich, was weder bedürftigen Kindern noch der Gesellschaft insgesamt dient: Davon profitieren die Reichen mit Kindern, nicht die armen Kinderreichen, um deren Besserstellung es geht bzw. gehen sollte.

Außer einem gerüttelten Maß an Neokorporatismus und Standortnationalismus (Gerhard Schröder in seiner Regierungserklärung: „Weil wir Deutsch-

²⁹ Vgl. Stefan Bach, Die Unternehmensteuerreform, in: Achim Truger (Hrsg.), Rot-grüne Steuerreformen in Deutschland. Eine Zwischenbilanz, Marburg 2001, S. 87.

³⁰ Vgl. Bernhard Seidel, Die Einkommensteuerreform, in: ebd., S. 42.

³¹ Vgl. Stefan Bach, Die Unternehmensteuerreform, a.a.O., S. 60 und 68.

³² Vgl. dazu: Gerhard Bäcker, Armut und Unterversorgung im Kindes- und Jugendalter: Defizite der sozialen Sicherung, in: Christoph Butterwegge (Hrsg.), Kinderarmut in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen und Gegenmaßnahmen, 2. Aufl. Frankfurt am Main/New York 2000, S. 264 ff.

lands Kraft vertrauen ...“) lässt die rot-grüne Politik auch Elemente eines generativen Konservatismus erkennen, welcher die Familie zum Fetisch und Kinderlose wie Greise zu Feindbildern im gesellschaftlichen Verteilungskampf macht. Je mehr sich Kinderarmut auch hier zu Lande ausbreitete, umso leichter fiel es, Rentnerinnen und Rentner, denen es häufig nicht viel besser geht, unter Hinweis auf die knappen Ressourcen eine Beschränkung der Erhöhung ihrer Altersbezüge auf die Inflationsrate zu verordnen. Das verkrampfte Bemühen um „mehr Generationengerechtigkeit“, der noch nie so große Beachtung zuteil wurde wie heute, lenkt in erster Linie von der dramatisch wachsenden sozialen Ungleichheit innerhalb sämtlicher Generationen ab.³³

Die sog. Riester-Rente als wichtiger Schritt auf dem Weg zu mehr Generationengerechtigkeit?

Walter Riester begründete die Notwendigkeit einer Rentenstrukturreform damit, dass man den Rentenversicherungsbeitrag als wichtiges Element der Lohnnebenkosten in Deutschland stabilisieren müsse, und mit dem demografischen Wandel, dessen Rückwirkungen auf das System der sozialen Sicherung allerdings in der Regel überschätzt werden.³⁴ Alle seriösen Berechnungen zeigen, dass sich die Folgen des demografischen Wandels für Einnahmen und Ausgaben der Gesetzlichen Renten-, Kranken- und Pflegeversicherung in Grenzen halten. Weder besteht ein Anlass zur Dramatisierung dieser Entwicklung noch ein Zwang zur Leistungskürzung. Parallel zu den Veränderungen des Altersaufbaus der Bevölkerung wachsen nämlich sowohl die (Arbeits-)Produktivität als auch das Volkseinkommen: „Das heute erreichte Niveau sozialstaatlicher Leistungen basiert auf den Produktivitätssteigerungen der Vergangenheit, und die künftig weiter steigende Leistungsfähigkeit der wohlhabenden Volkswirtschaften ermöglicht bei sachgerechter Organisation von Produktion und Verteilung zumindest die Aufrechterhaltung des erreichten Sozialniveaus.“³⁵

Während sich die öffentliche Debatte über das Rentenmodell Riesters auf jenen „Ausgleichsfaktor“ konzentrierte, durch den die Altersbezüge von Neurentner(inne)n ab 2011 um 0,3 Prozentpunkte jährlich sinken sollten, der aber nach einer Expertenanhörung des Bundestages im Dezember 2000 fallen gelassen wurde, spielten die private Altersvorsorge und deren (durch den Staat bezuschusst und durch Steuerbegünstigungen für Besserverdienende erleichterter) Aufbau ohne finanzielle Beteiligung der Arbeitgeberseite nur eine Nebenrolle. Nach der Pflegeversicherung, die durch den Wegfall eines gesetzlichen Feiertages (außer in Sachsen, wo die Arbeitnehmer/innen den vol-

³³ Vgl. hierzu: Christoph Butterwegge/Michael Klundt (Hrsg.), Kinderarmut und Generationengerechtigkeit. Familien- und Sozialpolitik im demografischen Wandel, Opladen 2002.

³⁴ Vgl. Georg Vobruba, Alternativen zur Vollbeschäftigung, a.a.O., S. 136.

³⁵ Karl Georg Zinn, Sozialstaat in der Krise. Zur Rettung eines Jahrhundertprojekts, Berlin 1999, S. 80f.

len Versicherungsbeitrag entrichten) von den Arbeitnehmer(inne)n allein bezahlt wird, bricht nun auch ein „klassischer“ Versicherungszweig mit dem Prinzip einer paritätischen Finanzierung sozialer Sicherung. „Privatvorsorge fungiert im rot-grünen Konzept nicht als Ergänzung der gesetzlichen Rentenversicherung, sondern – weil alleine von den Arbeitnehmern finanziert – als teurer Ersatz für bislang paritätisch finanzierte und künftig drastisch gekürzte Leistungen der sozialen Sicherung.“³⁶

Die rot-grüne Rentenreform ist Folge der Bereitschaft zur (Teil-)Privatisierung sozialer Sicherung, zur einseitigen Begünstigung der Unternehmer und zur Einschränkung der Leistungen im Sinne einer Minimalabsicherung großer Teile der Bevölkerung gegenüber elementaren Lebensrisiken. Schon die vorübergehende Abkopplung der Rentenerhöhung vom Anstieg der Nettolöhne und -gehälter signalisierte, dass die rot-grüne Bundesregierung der intragenerationellen die intergenerationelle Umverteilung vorzieht. Fondslösungen und private Zusatzversicherungen („mehr Eigenvorsorge“) entlasten nicht nur die Unternehmer, sondern bieten Versicherungskonzernen und Banken auch ein neues Geschäftsfeld mit riesigen Gewinnmöglichkeiten.

Einen guten Monat, bevor die Rentenreform am 26. Januar 2001 mit der Koalitionsmehrheit im Bundestag beschlossen wurde, hatte das Parlament die Invalidenrenten mit Zustimmung der Union und der FDP, aber vielleicht gerade deshalb weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit, neu geordnet. Durch den miteinander gekoppelten Wegfall der Berufsunfähigkeits- und die Einführung der Erwerbsminderungsrente sinken zwar wieder einmal die gesetzlichen Lohnnebenkosten; dafür nehmen jedoch die Probleme jener Menschen, die ihren erlernten Beruf krankheitsbedingt nicht mehr ausüben können, dramatisch zu. Denn wer ein hohes Risiko darstellt oder schwere Vorerkrankungen hat, wird künftig wohl ganz ohne Versicherungsschutz bleiben oder bei privaten Anbietern geeigneter Policen so schlechte Konditionen erhalten, dass ihm/ihr die Berufsunfähigkeitsrente wenig nützt.³⁷

Heiner Ganßmann sieht in der Berücksichtigung des Kapitaldeckungsprinzips einen weiteren Schritt zur Entsolidarisierung. Seiner Meinung nach gibt es „außer für die Anbieter privater Versicherungen und die Manager von potentiell riesigen Investment-Fonds keine überzeugenden Gründe, die für ein Umstellen der gesetzlichen Altersversicherung auf private Altersversicherungen sprechen (wer sie will, kann sie als Zusatzversicherung freiwillig immer abschließen)“, und zudem sogar „noch weniger überzeugende Gründe, die für eine Umstellung der gesetzlichen Altersversicherung sprechen. Zumindest diejenigen, die sich zur Vertretung der Interessen der abhängig Beschäftigten berufen fühlen, sollten sich mehr darum kümmern, daß die Arbeitseinkommen

³⁶ Johannes Steffen, *Der Renten-Klau. Behauptungen und Tatsachen zur rot-grünen Rentenpolitik*, Hamburg 2000, S. 95f.

³⁷ Vgl. Holger Balodis, *Abstieg in die Pflörtnerloge. Die staatliche Berufsunfähigkeitsrente läuft aus, private Versicherungen sind gefragt*, in: *Die Zeit* v. 28.12.2000.

mit der allgemeinen Wirtschaftsentwicklung Schritt halten, als um die als demographisches Schicksal fehldeklarierten Folgen einer schrumpfenden Lohnquote und hoher Arbeitslosigkeit für die Rentenversicherung.“³⁸

Nachdem sie anfänglich (teilweise sogar mit Warnstreiks) gegen die Abkehr von der solidarischen Rentenversicherung protestiert hatten, schwenkten die DGB-Gewerkschaften am Ende auf den Kurs der Bundesregierung ein, was ihnen durch die Tatsache, dass mit Walter Riester ein früherer hoher IG-Metall-Funktionär als Verhandlungspartner auftrat, sowie durch Zugeständnisse im Hinblick auf die betriebliche Altersvorsorge erleichtert wurde. Bei der sich im Frühsommer 2001 anschließenden Novellierung des Betriebsverfassungsgesetzes widerstand die rot-grüne Koalition den Drohungen des Unternehmerlagers, das z.B. gegen zusätzliche Kostenbelastungen durch eine großzügigere Regelung der Freistellung von Betriebsräten aufbegehrte, und übernahm einige gewerkschaftliche Forderungen. Gleichwohl wurden die Mitbestimmungsrechte bis auf eine Ausnahme bei der Berufsbildung nicht erweitert.

³⁸ Heiner Ganßmann, *Politische Ökonomie des Sozialstaats*, Münster 2000, S. 147.

Wissenspatentierung

Zur Auseinandersetzung um die Privatisierung geistigen Eigentums im Bundestag*

Die Patentierung von Wissen stellt neben der Liberalisierung und Privatisierung einen entscheidenden ökonomischen Hebel der industriell entwickelten Länder in der ökonomischen Konkurrenz untereinander und gegenüber den Entwicklungs- und Schwellenländern dar. Mit der Patentierung verbunden sind weit reichende Folgen für Gesundheit, biologische Vielfalt und Nahrungssicherheit. Die Enquête-Kommission „Globalisierung der Weltwirtschaft“¹ hat sich deshalb in ihren Anhörungen und in der Arbeitsgruppe „Wissensgesellschaft“ intensiv mit dieser Problematik befasst. Die folgenden Ausführungen sollen einen Überblick über die Auseinandersetzungen und die aus unserer Sicht notwendigen Empfehlungen geben, die im Endbericht der Enquête-Kommission zur Diskussion gestellt werden.

Ökonomische Theorien geistiger Eigentumsrechte

In den 50er Jahren standen Ökonomen - und auch Regierungen vieler kapitalistischer Industrieländer - einem umfassenden Patentschutz skeptischer gegenüber als heute. Damals war wissenschaftlich unumstritten, dass Patente nicht nur Nutzen bringen, sondern auch Kosten für die Gesellschaft beinhalten würden. Ein solches Verständnis spiegelte sich in den unterschiedlichen Patentrechtstheorien wieder. Frühe ökonomische Analysen zur Patentierung waren dabei stark durch philosophische Überlegungen zum natürlichen Recht auf geistiges Eigentum geprägt.

Die hegelianische Variante der *Naturrechtstheorie* besagt, dass eine Idee ihrem Schöpfer gehöre. Auf John Locke und Adam Smith geht die *Belohnungstheorie* zurück. Beide Ansätze spielen auch in modernen Debatten eine gewisse Rolle, letztlich herrscht allerdings mittlerweile die Position vor, dass der moralische Ansatz der Argumente gerade in internationalen Debatten zu kurz greift. Die *Offenbarungstheorie* hingegen unterstellt eine Art Gesellschaftsvertrag zwischen Erfindern und Staat. Der Staat vergibt ein temporäres Monopol, dafür erklärt sich der Erfinder bereit, sein Wissen aufzudecken. Dadurch wäre verhindert, dass Erfindungen unentdeckt bleiben; außerdem könnten Wissenschaftler auf der Basis offen vorliegender Patentinformationen

* Die Verfasserin ist Sprecherin der PDS in der Enquête-Kommission „Globalisierung“ des Deutschen Bundestages und Moderatorin der AG „Wissensgesellschaft“ der Enquête-Kommission (Anm. d. Red.).

¹ Vgl. Ulla Lötzer/Jörg Huffscheid, Globalisierung im Bundestag. Aktuelle politische Debatten und alternative Forderungen, in: Z 48, Dezember 2001, S. 88 ff.

Anschlussinnovationen tätigen. Die Relevanz dieser Argumentation wird jedoch kritisch gesehen, weil die Informationen in Patentanmeldungen häufig nicht ausreichen, um eine Erfindung „nachzubauen“.²

Moderne ökonomische Debatten folgen im Kern einer *Anspornungstheorie*: Geistige Eigentumsrechte werden in der Wohlfahrtsökonomik als Instrument zur Korrektur eines Marktversagens behandelt. Wissen weise dabei tendenziell die Eigenschaften eines öffentlichen Gutes auf: Es kann von mehreren Personen genutzt werden, ohne sich zu verbrauchen, und es ist häufig nicht möglich, andere von der Nutzung auszuschließen. Diese Eigenschaften führen zu einem Konflikt zwischen statischer und dynamischer Effizienz. Kurzfristig wäre es optimal, Wissen würde zu Grenzkosten abgegeben. Bestehendes Wissen könnte sich dadurch rasch verbreiten und der Gesellschaft insgesamt zugute kommen. Da Imitationskosten jedoch deutlich niedriger liegen als Innovationskosten, würde langfristig kein Anreiz mehr bestehen, in Forschung und Entwicklung (FuE) zu investieren und neues Wissen zu schaffen. Vor diesem Hintergrund stellen geistige Eigentumsrechte einen Kompromiss zwischen Erfinder bzw. dem Rechtsinhaber und der Gesellschaft dar. Es werden temporäre Monopole gewährt, was zu Ineffizienzen führt, da ein Rechtsinhaber seine Leistungen zu Preisen oberhalb der Grenzkosten anbietet. Die Monopolgewinne dienen aber nach herkömmlicher Meinung andererseits als Innovationsanreiz. Langfristig würden die daraus resultierenden Wohlfahrtsgewinne die kurzfristigen Wohlfahrtsverluste für die Gesellschaft insgesamt überkompensieren. Unumstritten ist dabei, dass letztlich immer die konkrete Ausgestaltung der Schutzrechte bestimmt, wie der angestrebte Kompromiss zwischen der Schaffung und der Ausbreitung von Wissen ausfällt.

Bedeutung der Patentierung für die ökonomische Entwicklung

Die Grundlage dieses Wechsels in der theoretischen Debatte liegt in der ökonomischen Entwicklung der Industrieländer. Im Gutachten „Zur technologischen Leistungsfähigkeit Deutschlands“³ im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung heißt es: „Die Bedeutung und die Struktur der FuE intensiven Branchen im internationalen Wettbewerb ist gleichsam die ‚Nagelprobe‘ für die Technologische Leistungsfähigkeit der einzelnen Volkswirtschaften. Die internationale Nachfrage richtet sich besonders intensiv auf forschungsintensive Güter: Denn ihr Einsatz hat in der Regel signifikant positive

² Aus Sicht der Entwicklungsländer greift die Offenbarungstheorie ohnehin kaum, weil die dortige Schutzverschärfung vor allem zu Mehrfachanmeldungen von bereits in Industrieländern vorliegenden Patentanträgen führen wird. Die Informationen sind also in der Regel schon offenbart.

³ Zur Technologischen Leistungsfähigkeit Deutschlands. Zusammenfassender Endbericht 2000. Gutachten im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung. Vorgelegt durch: Zentrum für Europäische Wirtschaftsforschung, Mannheim; Niedersächsisches Institut für Wirtschaftsforschung, Hannover; Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung, Berlin; Fraunhofer-Institut Systemtechnik und Innovationsforschung, Karlsruhe; Wissenschaftsstatistik im Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft, Essen. Berlin, März 2001.

Effekte auf Produktivität und Wettbewerbsfähigkeit der gesamten Wirtschaft. In den 90er Jahren nahm das Welthandelsvolumen bei Spitzentechnikerzeugnissen jährlich um 10 Prozent, bei hochwertigen Erzeugnissen um 8 Prozent, bei nicht-forschungsintensiven Waren dagegen nur um 5,5 Prozent zu. Der Handel mit forschungsintensiven Waren machte 1998 ca. 52 Prozent der Ausfuhren der OECD Länder von verarbeiteten Industriewaren aus. Über ein Drittel davon waren Güter der Spitzentechnik, nicht ganz zwei Drittel entfielen auf Güter der hochwertigen Technik.⁴ Der Patentierung kommt dabei die Schlüsselrolle im internationalen Technologiewettbewerb zu. Sie gilt als Indikator für Expansionsmöglichkeiten auf innovativen Märkten, errichtet Marktzugangsbarrieren und schafft damit ein Monopol in der Verfügbarkeit. Durch Anmeldungen im Ausland werden Exportvorteile gesichert und damit wird die Patentierung zum zentralen Faktor für die Weltmarktstellung von Unternehmen. Zur Globalentwicklung wird im zitierten Gutachten weiter festgestellt: „Das internationale Aufkommen an weltmarktrelevanten Patenten hat eine Berg- und Talfahrt hinter sich. Es ist in den 80er Jahren kontinuierlich angestiegen. Nach einer Atempause zu Beginn der 90er Jahre steigt die Patentierung wieder weltweit an. Allerdings entwickelt sich das Patentaufkommen in den letzten Jahren schneller als die Forschungsanstrengungen der Industrieländer. Ein Ende der Dynamik ist nicht absehbar. Dies hat verschiedene Gründe:

- Erhöhte Umsetzungseffizienz von FuE im Rahmen der allgemeinen Rationalisierungsanstrengungen seit Beginn der 90er Jahre,
- Patentierungsdruck aufgrund des verschärften internationalen Wettbewerbs: Die technologische Entwicklung wird durch die Suche nach schnell anwendbaren Lösungen vorangetrieben. FuE Projekte werden schneller auf kurzfristiges Verwertungspotenzial hin überprüft und ggf. abgebrochen oder unterbrochen,
- Verbesserte Durchsetzungsmöglichkeit von Eigentumsrechten im internationalen Raum,
- Patente steigern den Firmenwert, der bei Übernahmen und Fusionen eingebracht werden kann,
- Gebührensenkungen für Patentanmeldungen oder Vereinfachungen im internationalen Patentverfahren.⁵

Darüber hinaus sind sie ein Indikator zwischen den Industrieländern für die Attraktivität von Regionen als Absatzmarkt. Auch hier wieder das Gutachten: „So zeigt sich zwar von Mitte der 80er bis Mitte der 90er Jahre ein ähnlicher Verlauf zwischen den Triade-Patentanmeldungen⁶ (weltmarktrelevante Pa-

⁴ Ebd., S. 55.

⁵ Ebd., S. 53.

⁶ Patente, die am europäischen Patentamt EPA, am USAT (USA) und am JPO (Japan) angemeldet wurden (d. Verf.).

te) und den EPA-Patentanmeldungen (Europäisches Patentamt). Die zunehmende Integration und die steigende Attraktivität des europäischen Marktes hat in den letzten Jahren jedoch zu einem stärkeren Anstieg der Anmeldungen am Europäischen Patentamt geführt. Neben Deutschland - Anfang der 90er Jahre hatte die zeitweilige Binnenmarktorientierung der deutschen Wirtschaft im Anschluss an die Wiedervereinigung zu einem Rückgang bei weltmarktrelevanten Patentanmeldungen geführt - expandieren einzelne kleine Länder besonders rasch. Dies weist auf ein stark gestiegenes Interesse am europäischen Markt und auf erfolgreiche Anstrengungen zur Verbesserung der technologischen Leistungsfähigkeit in ausgewählten Spitzentechnologien hin.⁷

Die Rolle der Bundesrepublik

Die Anzahl der aus Deutschland stammenden Triadepatente hat sich im Lauf der 90er Jahre um gut ein Drittel erhöht. Seit 1993 verläuft die Entwicklung in den USA und in Deutschland nahezu parallel. Japan und Volkswirtschaften, die stärker auf Technologiegebiete mit hoher Patentdynamik (insbesondere Pharma und Telekommunikation) spezialisiert sind (Schweden, Schweiz, Finnland) rangieren vor Deutschland und den USA. In den deutschen Patentanmeldungen kommt zum Ausdruck, dass das Innovationsgeschehen nicht auf Spitzentechnologien konzentriert ist. Die Stärken liegen eher in Sektoren „höherwertiger Technik“. Wirtschaftszweige der Spitzentechnik stehen beim Exportwachstum (16 Prozent) auf dem ersten Rang. Die Exportdynamik der hochwertigen Technik ist wesentlich geringer und erreicht seit 1995 ca. 5-6 Prozent. Trotz Steigerungen ist der Anteil Deutschlands bei den Exporten FuE-intensiver Güter gegenüber den USA zurückgegangen. Auch der Anteil deutscher Patentanmeldungen beim EPA ist im letzten Jahrzehnt auf ca. 13 Prozent zurückgegangen (vorherige Dekade 18 Prozent). Den im Technologie-Gutachten zusammengefassten Untersuchungen zufolge spielt sich die Zukunft des Pharmasektors immer mehr im Bereich der Biotechnologie ab. Waren 1999 gerade 3,2 Prozent der eingereichten Anmeldungen Biopatente, so steigerte sich dieser Wert nach Angaben des EPA im Jahre 2000 um mehr als 23 Prozent. Nur in der Datenverarbeitung war der Zuwachs größer. 41 Prozent der internationalen Patentanmeldungen im Pharmasektor haben dabei einen direkten Bezug zur Biotechnologie (1991: 31 Prozent). Dementsprechend verwundert es kaum, wenn ein immer größerer Teil der Markteinführungen neuer pharmazeutischer Wirkstoffe auf Biopharmazeutika entfällt (1999 knapp ein Viertel). Das deutsche Patentgeschehen im Pharmabereich mit biotechnologischer Relevanz geht zunehmend auf Hochschulen und Forschungseinrichtungen oder BioTech-Firmen zurück. Die Pharmakonzerne verantworten weniger als die Hälfte (43 Prozent) der Patentierung. Wichtiger wird also die Vernetzung von Partnern aus der Wissenschaft, kleinen Biotech-

⁷ Zur Technologischen Leistungsfähigkeit ..., a.a.O., S. 53

nologieunternehmen und Pharmakonzernen. Trotzdem verzeichnet die deutsche Pharmaindustrie insgesamt Anteilsverluste bei weltweiter Patenttätigkeit sowie bei verkaufstarken Neueinführungen. Der Umsatzanteil bei den 50 umsatzstärksten neuen Wirkstoffen ging von 12 Prozent in der zweiten Hälfte der 80er Jahre auf ca. 3 Prozent zehn Jahre später zurück.

Da die Außenhandelsvorteile allerdings nicht im gleichen Ausmaß schrumpften, ist Deutschland nach wie vor führende Exportnation im Bereich der pharmazeutischen Industrie. Auch wenn sich die internationalen Gewichte in den 90er Jahren im Pharmabereich stärker in Richtung USA verschoben haben, ist Deutschland hier mit einem Welthandelsanteil von ca. 20 Prozent größter Exporteur. Das deutsche Exportsortiment ist dabei zunehmend von Erfindungen und Patenten früherer Jahre geprägt und von den bestverkauften Medikamenten der letzten fünf Jahre entfällt nur ein geringer Anteil auf inländische Hersteller. Die größte Herausforderung der Pharmaindustrie liegt somit künftig in der Integration von Bio- und Gentechnologie in der Produkt- und Prozessentwicklung. Der Anteil der biopharmazeutischen Patentanmeldungen an den pharmazeutischen Patentanmeldungen insgesamt aus Deutschland stieg auf 35 Prozent im Jahre 1998 (25 Prozent im Jahre 1992), bei den Produkteinführungen auf ca. 20 Prozent (gegenüber zwei Prozent Anfang der 90er Jahre). Die nachlassenden Forschungsanstrengungen deutscher Pharmaunternehmen bis Mitte der 90er Jahre zeigen hierbei Wirkung. Auch der Weltmarktanteil bei FuE im Pharmasektor hat sich seit Mitte der 70er Jahre auf rund 7 Prozent halbiert. Die seit Mitte der 90er Jahre steigenden FuE-Aufwendungen im Pharmabereich zeigen mittlerweile aber erneut positive Wirkungen. Diese werden sich vor allem dann weiter verstärken, wenn der politisch angestrebte Paradigmenwechsel von der Chemie zur Biologie bewältigt wird.

Für die Beschäftigungsentwicklung sieht die Bilanz anders aus: Im Vergleich zum Anteil der forschungsintensiven Produktion von 41,5 Prozent (1999) an der Produktion liegt der Beschäftigungsanteil der entsprechenden Unternehmen bei 39 Prozent. Das macht die überdurchschnittliche Produktivität der Branche deutlich. Beschäftigung und Produktionsanteil haben sich in den 90er Jahren gegenläufig entwickelt. Durch den gerade in diesen Branchen überdurchschnittlich starken Konkurrenzdruck der Industrieländer stieg zwar die Produktion um 20 Prozent, das Beschäftigungsniveau nahm aber nur um zwei Prozent zu, wobei gleichzeitig der nicht forschungsintensive Bereich der Industrie Arbeitsplätze abbauete. Demgegenüber lag die Produktivitätssteigerung über dem Industriedurchschnitt. Darüber hinaus ist die enge Korrelation mit der Entwicklung wissensintensiver Dienstleistungen zu betrachten, deren Bedeutung in diesem Wechselspiel zunahm.

Politische Maßnahmen zur Ausweitung und Durchsetzung von Patentierung

Bereits seit Anfang der 80er Jahre gibt es internationale Anstrengungen, das Patentrecht auf den Bereich der belebten Natur auszudehnen. 1980 wurde in

den USA das erste Patent auf eine Bakterie erteilt. 1998 wurde das erste Säugetier patentiert. Im März 2000 stellten sich US-Präsident Clinton und der britische Premier Blair zunächst gegen eine Patentierung menschlicher Gene. Die Rohdaten des menschlichen Genoms, wie sie im Rahmen des „Human Genome Project“ gewonnen und von privaten Firmen produziert werden, sollten nicht patentiert werden. Als daraufhin die „Life Science Industry“ protestierte, nahmen Clinton und Blair ihre Aussagen zurück. Es wurde vielmehr klar gestellt, dass Gene weiterhin patentierbar sein sollten, wenn eine kommerzielle Anwendung angegeben werden kann. Nunmehr wurden zwar oftmals kommerzielle Anwendungen von Genen bspw. im Kampf gegen Krebs angegeben, die bisherige Praxis des Patentrechts, nach der eine Entdeckung nicht patentfähig ist, wurde durch diesen Kunstgriff allerdings ausgehebelt. Auf ihrem Treffen im japanischen Okinawa erklärten die Staats- und Regierungschefs der G7/8, dass die Entschlüsselung des menschlichen Erbguts ihrer „Auffassung nach von entscheidender Bedeutung für die gesamte Menschheit“ (Okinawa Charta) ist. Die Regierungschefs forderten zwar den freien Zugang zu den grundlegenden Erkenntnissen über das menschliche Erbgut. Allerdings kassierten sie gleichzeitig den freien Zugang durch die Formulierung, um den „gerechten Schutz geistigen Eigentums“ zu gewährleisten, sei eine Harmonisierung der Politiken zur Patentierung biotechnischer Erfindungen unabdingbar.

In Europa verlief die Ausweitung der Patentierung mit geringer Verzögerung fast zeitlich parallel. 1981 patentierte das EPA den ersten Mikroorganismus. 1992 folgte das europäische Patent auf die sog. Krebsmaus. In zunehmenden Umfang wurden außerdem Patente auf Pflanzen erteilt. Im Europaparlament setzte die Industrie 1998 ihre Forderungen im Rahmen der so genannten Biopatent-Richtlinie durch. Erstmals wurde mit dieser Richtlinie die Erteilung von Patenten auf Pflanzen und Tiere, auf menschliche Gene und Teile des menschlichen Körpers legalisiert. Die Grenzziehung zwischen Erfindung und Entdeckung ist damit weitgehend verloren gegangen. Natürlich vorkommende Gene werden, sobald sie isoliert sind, grundsätzlich als Erfindung angesehen, was auch die Bestimmungen für die „im Wesentlichen biologischen Verfahren“ sowie „Pflanzensorten“ und „Tierarten“ betrifft. Konkret bedeutet dies: Wenn auf einer Stufe der Züchtung Gentechnik eingesetzt wird, unterliegen die nachfolgenden Züchtungsschritte den Ansprüchen der Patentinhaber und auch das daraus gewonnene Saatgut kann mit Patenten belegt sein. Die EU-Richtlinie legt fest, dass die Grenzen der Patentierbarkeit auch die Bereiche umfassen, die niemand „erfinden“ kann: Das Lebewesen und seine genetischen Grundlagen, seine Fähigkeit zu Wachstum, Differenzierung und Fortpflanzung.

International wurde mit dem TRIPS-Abkommen (Trade-Related Aspects of Intellectual Property) die Patentierung umfangreich und weitgehend gegen den Widerstand der Entwicklungsländer in der Uruguay-Handelsrunde des GATT neu definiert. Das Abkommen sieht mit engen Ausnahmen einen Patentschutz für Produkte und Produktionsprozesse auf allen Gebieten der Technik von zwanzig Jahren vor. Es setzt hohe Mindestanforderungen für den Schutz geist-

gen Eigentums und geht damit über die internationalen Konventionen zum Schutz des geistigen Eigentums hinaus, die von der WIPO (World Intellectual Property Organization) verwaltet werden. Außerdem schreibt es effektive nationalstaatliche Durchsetzungsmechanismen vor und unterwirft die WTO-Mitgliedsländer in Konfliktfällen dem WTO-Streitschlichtungsgremium.

Die Bundesregierung wiederum hat in ihrem Programm „Wissen schafft Märkte“⁸ eine umfassende Verwertungsoffensive für das geistige Eigentum gestartet. An der Hochschule entstehende Erfindungen werden von der Hochschule patentiert und wirtschaftlich verwertet. Das bisherige Hochschullehrerprivileg, wonach der Dienstherr keine Rechte an Erfindungen von Hochschulwissenschaftlern hat, entfällt. Im Forschungsbereich wird eine flächendeckende Verwertungsoffensive propagiert, es werden professionelle Patent- und Verwertungsagenturen geschaffen mit dem Ziel, ein „Verwertungsnetzwerk“ zu entwickeln. Die Bundesregierung setzt sich daneben nachdrücklich für die Umsetzung der europäischen Biopatentrichtlinie in nationales Recht ein und hat in allen internationalen Verhandlungen die Durchsetzung und Ausweitung der Patentierungsregeln unterstützt.

Generelle Probleme der Patentierungsoffensive

Von den Befürwortern wird immer wieder ins Feld geführt, dass ohne Patentierung kein Anreiz für Firmen gegeben sei, in Forschung zu investieren. Allerdings werden Forschung und Bildung mit der Ausweitung des Patentrechts mehr als bisher dem direkten Verwertungsinteresse und der Rendite unterworfen. Insbesondere hat das Zentrum für europäische Wirtschaftsforschung (ZEW) in dem zitierten Technologie-Gutachten darauf verwiesen, dass schnell anwendbare Lösungen vorangetrieben wurden und FuE zunehmend auf kurzfristiges Verwertungspotenzial orientiert wird. Dies hat bedeutende Folgen für die gesamtgesellschaftliche Entwicklung beispielsweise im Bereich des Gesundheitsschutzes, da Forschung zur Behandlung von Krankheiten mit hohen Forschungsaufwendungen und nicht zu kalkulierender oder geringer Rendite unterbleiben. Generell werden Bildung und Forschung als öffentliches Gut zugunsten der verwertbaren Aneignung von Forschung und Bildung zurückgedrängt.

Forschungsergebnisse, die keine hohe Renditeerwartung mit sich bringen, werden zudem unterdrückt. Denn neue wissenschaftliche Erkenntnisse werden geheim gehalten oder erst dann veröffentlicht, wenn sie patentiert sind. Insbesondere dann, wenn sie in ihrer Anwendungs-Reichweite nicht begrenzt sind, wird weitergehende Forschung durch die Patentierung unterdrückt und blockiert. So führt z.B. die Patentierung von Genen dazu, dass alle denkbaren Anwendungen mitpatentiert sind und so andere Unternehmen die eigene Forschung und Entwicklung unterlassen, weil sie die Ergebnisse nur in Abhängigkeit und unter Li-

⁸ Bundesministerium für Bildung und Forschung/Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie, Wissen schafft Märkte. Aktionsprogramm der Bundesregierung, März 2001.

zenzzahlung an den Patentinhaber nutzen können. Während durch den Konkurrenzdruck auf den Exportmärkten FuE forciert werden, wird der Wettbewerb behindert, weil Patentierung und Lizenzvergabepolitik systematisch genutzt werden, sich gegenüber der Konkurrenz abzuschotten. Das Patentrecht wird somit zum reinen Unternehmensschutz, in dem die transnationalen Konzerne in der Konkurrenz auf dem Weltmarkt ihre Vormacht absichern und ausbauen. So stellte Jürgen Kniersch (Greenpeace) bei einer Anhörung der Enquête-Kommission fest: „Das Verhältnis zwischen der notwendigen erfinderischen Leistung und dem Ausmaß des zu beanspruchenden Vermarktungsmonopols kann als inflationär bezeichnet werden. Aus einem geistigen, immateriellen Schutzrecht wird ein Instrument, mit dem die Anteilhaber genetische Ressourcen kontrollieren und den Zugang verwehren. Das betrifft sowohl Gene als auch Organismen, die im Labor isoliert, synthetisiert und verändert werden, als auch natürlicherweise vorkommende Lebewesen, die unter anderem mit den Mitteln der Molekulargenetik lediglich neu beschrieben werden.“⁹ Die zuvor bereits skizzierte Grenzziehung zwischen Entdeckung und Erfindung wird gänzlich verwischt, so dass laut europäischer Richtlinie natürlich vorkommende Gene mit ihrer Isolation als Erfindung gelten und damit patentfähig werden.

Spezifische Wirkungen: Landwirtschaft, Nahrungssicherheit, Gesundheit, Biopiraterie

Neben vielen NGOs sieht die UN-Menschenrechtskommission Anlass für eine menschenrechtliche Prüfung des TRIPS-Abkommens. In einer Erklärung vom August 2000 wird auf den Konflikt zwischen dem TRIPS-Abkommen und den Menschenrechten auf Teilhabe am wissenschaftlichen Fortschritt, auf Gesundheit, Ernährung und Selbstbestimmung abgestellt. Die Sektion der NGO Oxfam in Belgien weist darüber hinaus darauf hin, dass die europäische Biopatentrichtlinie insgesamt acht völkerrechtlich bindende Übereinkommen verletzt, darunter den internationalen Pakt für wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte sowie die Konvention über biologische Vielfalt.

Auswirkungen auf Saatgutentwicklung und Agrarwirtschaft

Ein anderer, konkreter Aspekt ist die Abhängigkeit der Landwirte von Saatgutkonzernen, da sich die Patente gleichermaßen auf Saatgut, Lebens- und Futtermittel und die Verwertung der Ernte erstrecken. Zwar werden in der europäischen Richtlinie Pflanzensorten von der Patentierung ausgenommen. Sofern jedoch mehr als eine spezielle Sorte beantragt wird, können Patente sowohl auf diese Sorte, wie auf nachfolgende Züchtungen erteilt werden. Noch werden Landwirte nach der Regelung des europäischen Sortenschutzes bei der Wiederverwendung von Saatgut von Lizenzanforderungen verschont. Allerdings kann nach der Novellierung der europäischen Sortengesetzgebung eine

⁹ Jürgen Kniersch (Greenpeace e.V.), Stellungnahme Anhörung Enquête-Kommission „Wissensgesellschaft“.

Nachbaugebühr erhoben werden, wie es bereits in den USA gängige Praxis ist, wo Landwirte vom Agrokonzern Monsanto verpflichtet werden, kein Saatgut ohne Lizenzgebühr zur Aussaat zu verwenden. Gegen diese Unternehmenspraxis wird bereits in zahlreichen Fällen vor amerikanischen Gerichten geklagt. In der europäischen Richtlinie tritt an die Stelle der Freiheit der Verwendung von Pflanzensorten zur Züchtung nunmehr die Möglichkeit, eine Zwangslizenz zu beantragen.

Im TRIPS-Abkommen wiederum werden die WTO-Mitglieder verpflichtet, für Mikroorganismen sowie für mikrobiologische und nicht-biologische Verfahren zur Herstellung von Pflanzen und Tieren einen Patentschutz bereitzustellen. Pflanzenzüchtung wird so weitgehend blockiert. „Der bekannte Wirtschaftsjurist Lukes warnte schon 1987 vor den Folgen: ‚Mit der Ausdehnung der Ausschließlichkeitsbefugnisse, die sich bisher auf Vermehrungsgut beziehen, würde auch das letzte Weizenkorn bis hin zum Konsum und zur industriellen Verwertung vom Ausschlussrecht erfasst. Da die Gentechnologie in der Pflanzenzüchtung zunehmend eingesetzt wird, würden in kürzester Zeit alle für die menschliche Ernährung mittelbar oder unmittelbar bedeutsamen Kulturpflanzen dem Patentrecht unterliegen.‘“¹⁰ Die Kultivierung der von Bauern in jahrhundertelanger Arbeit gezüchteten Pflanzen (und Tiere) wird den Monopolinteressen der großen Saatgutkonzerne unterworfen; zugleich wird die Sortenvielfalt eingeschränkt. Profiteure sind die wenigen großen Agrochemie- und Lebensmittelkonzerne. Angesichts des hier zur Debatte stehenden Weltmarktolumens ist dies kaum verwunderlich: Für Agrochemikalien wird es auf ca. 28 Mrd. US\$ geschätzt, und allein für Saatgut werden 30-50 Mio. US\$ veranschlagt. Die Verteilungskämpfe zwischen Monsanto und anderen Konzernen sind in vollem Gange, während die Bauern dadurch ruiniert werden. Eine weltweite Verknappung von Lebensmitteln kann die Folge sein, so dass auch die Weltbank vor Monopolpreisen warnt. Neben den höheren Preisen sind die Entwicklungsländer besonders betroffen. 80 Prozent ihres Saatguts stammt bisher aus heimischer Ernte. Diese 80 Prozent stehen zur Disposition durch Saatgutimporte bzw. -Patentierung. Die Folgen für die Ernährungssicherheit und die Subsistenzlandwirtschaft sind heute kaum zu prognostizieren.

Medikamentenentwicklung und Gen-Patentierung

Das TRIPS-Abkommen verpflichtet die WTO-Mitgliedsländer daneben, für alle Medikamente, die nach 1995 patentiert wurden, innerhalb von 20 Jahren einen Patentschutz einzuführen. Darüber hinaus spielt hier die Patentierung von Genen eine besondere Rolle. In der europäischen Richtlinie gilt der Patentschutz automatisch für alle Gen-Funktionen, die zum Zeitpunkt der Patenterteilung noch nicht bekannt waren; dabei ist wissenschaftlich davon auszugehen, dass die Mehrzahl der Gene unterschiedlichste Funktionen hat. Da-

¹⁰ Greenpeace (Hrg.), *Gene, Monopole und Life-Industry. Eine Dokumentation über die Patentierung von Leben*, Hamburg 1999, S. 61f.

mit können Konzerne, die ein Genpatent halten, alle zukünftig möglichen Anwendungen kontrollieren. Die Entwicklung neuer Medikamente auf der Grundlage patentierter Gene wird so weitgehend ausgeschaltet. Auch die Patentierung therapeutischer Verfahren ist äußerst umstritten. In den USA wurden bereits Patente auf *gentherapeutische* Verfahren vergeben. Auch beim EPA sind zahlreiche Anträge auf therapeutische Verfahren gestellt worden. Zwar sind sie bisher in der europäischen Richtlinie nicht zulässig, doch diese Vorschrift wird in der Praxis weitgehend unterlaufen. So bilden Patente für Gene auch die Grundlage für Ansprüche, die aus der Ausweitung auf therapeutische Verfahren resultieren. Im Zusammenhang mit dem Brustkrebs-Gen BRCA befürchten Ärzte in England zum Beispiel die Verdoppelung der Kosten, wenn sich die Firma Myriad mit ihrer Forderung auf Patentierung von zwei wichtigen Genen durchsetzt. Die Bundesärztekammer und der Dachverband der gesetzlichen Krankenkassen haben sich anlässlich des englischen Streits gegen die Patentierung von Brustkrebsgenen ausgesprochen. Die Senatskommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft forderte bereits 1997, dass die Wahlfreiheit der Ärzte bei Therapie und Diagnoseverfahren nicht angetastet werden dürfen und Heilverfahren von der Patentierung ausgeschlossen werden müssten.

Die besondere Betroffenheit der Entwicklungsländer wurde im Prozess der 37 Pharmakonzerne gegen Südafrika wegen Patentschutzverletzung bei der Herstellung von Aids-Medikamenten deutlich. Entwicklungsländer haben im Streit um die Patentierung das Nachsehen, da 97 Prozent der Patente Unternehmen aus den industriell entwickelten Ländern gehören. Etwa 90 Prozent der Patente, die in den Entwicklungs- und Schwellenländern erteilt werden, gehören Unternehmen mit Sitz in den kapitalistischen Zentren. Damit sind sie von den Ergebnissen ausgeschlossen, haben keinen nennenswerten Einfluss auf Forschung und Entwicklung und müssen mit Nachteilen für eigene Entwicklungen kämpfen, da Technologieentwicklung teuer wird oder gegen Patentrechte verstößt.

Gen- und Bio-Kolonialismus

Eine besondere Rolle spielt hierbei die Auseinandersetzung um die Biopiraterie. Vandana Shiva, Trägerin des alternativen Nobelpreises und Wissenschaftlerin aus Indien, warnt in diesem Kontext zu Recht vor der Entstehung eines neuen Kolonialismus¹¹: „Seit der Kolonialzeit wurden Land, Ressourcen und Rechte der Menschen durch die Kolonialländer usurpiert. Heute findet dieser Prozess auf subtilerer Ebene statt. Die multinationalen Konzerne der nördlichen Hemisphäre versuchen exklusive Rechte auf genetische Ressourcen der Pflanzenwelt und der Artenvielfalt der Dritten Welt zu erhalten. Durch Institutionen wie die GATT-Verhandlungen betreiben sie die Ausweitung des ‚Schutzes geistigen Eigentums‘, was eine Monopolisierung von Ideen und eine Entwertung des Wissens der Menschen in der Dritten Welt bedeutet. Die Patentierung ist der Schlüssel zur endgültigen Besitznahme und

¹¹ Ebenda, S. 70.

Kontrolle der Ressourcen und Märkte der Dritten Welt.“ So sollten beispielsweise in einem internationalen Forschungsprojekt 720 vom Aussterben bedrohte Bevölkerungsgruppen mit Blut- und Gewebepollen erfasst werden, um Aufschluss über besondere genetische Anlagen zu geben. Der Kongress der australischen Aborigines verurteilte dieses Unternehmen als „legalisierten Diebstahl“.

Der permanente Konflikt wird auch hinsichtlich des Einsatzes von Heilpflanzen deutlich. In einer Studie der Weltbank wurde festgestellt, dass 1990 weltweit 43 Mrd. US\$ mit Arzneimitteln umgesetzt wurden, die von indigenen Völkern entdeckt worden waren, ohne dass diese einen nennenswerten Anteil an den Gewinnen erhielten. Und die UN-Entwicklungsorganisation UNDP stellte 1999 fest: „Die biologische Vielfalt ist für die Entwicklung von Medikamenten von größter Bedeutung. Schätzungen zufolge lagern in den Entwicklungsländern 90 Prozent der biologischen Ressourcen der Welt. Gerade diese in langer Tradition erworbenen Kenntnisse des in der Natur vorhandenen Potentials sind für die Pharmafirmen heute so wertvoll. Ohne Genehmigung der lokalen Bevölkerung wurde dieses Wissen zur Entwicklung hochprofitabler Medikamente eingesetzt. In jeder anderen Situation würde dies als Industriespionage bezeichnet.“¹² Deshalb wurde in der Konvention über biologische Vielfalt, die 1992 auf dem Gipfel in Rio verabschiedet wurde und 1993 in Kraft trat, vertraglich festgelegt, dass die Ursprungsländer an der Erschließung und Nutzung der biologischen Vielfalt beteiligt werden müssen. Insofern gelten die TRIPS Regelungen, ebenso wie die der europäischen Richtlinie, gleichermaßen als Verstoß gegen diese Konvention.

Forderungen und Handlungsempfehlungen

Vor diesem komplizierten Hintergrund gruppieren sich unsere Forderungen und Handlungsempfehlungen um einige Schwerpunktbereiche. Zunächst wäre das TRIPS-Abkommen generell zu überprüfen und einer Revision zu unterziehen. Dabei darf nicht die WTO als primärer Sachwalter der ökonomischen Interessen der Industrieländer die Federführung haben. Diese Aufgaben sind an die entsprechenden UN-Organisationen zu übertragen, die dem Schutz der Menschenrechte verpflichtet sind. In diese generelle Überprüfung sollte die europäische Richtlinie einbezogen werden. Es ist zu verhindern, dass sie in nationales Recht umgesetzt wird. Eine besondere Rolle spielt hierbei das europäische Patentamt. Seine Wirkungsweise muss transparenter und einer demokratischen Kontrolle zugänglich gemacht werden. Patentierung muß zumindest mit den Menschenrechtsabkommen in Einklang gebracht werden. Die Interessen der Entwicklungsländer, die Leistungen indigener Völker und der Schutz des traditionellen Wissens müssen dabei in der Umsetzung der Grundsätze des Abkommens über biologische Vielfalt gewährleistet werden. Gene, Pflanzen und Tiere sind generell von der Patentierung auszuschließen. Bildung und Forschung müssen als öffentliches Gut erhalten bleiben.

¹² Ebenda, S. 74.

Horst Bethge

Wissen und Bildungssystem: PISA-Studie und „neuer Intergouvernementalismus“

Betrachtet man die Entwicklung des deutschen Bildungswesens in längeren Entwicklungszeiträumen, dann stellt man fest, daß Bildungsreformen vor allem dann erfolgten, wenn große Umbrüche oder Erschütterungen die Krise des Bildungssystems offensichtlich werden ließen: Verlorene Schlachten – und die damit einhergehende geschwundene Massenakzeptanz – lösten die Humboldtischen Reformen aus; der verlorene Erste Weltkrieg und die revolutionäre Stimmung danach führten zur Reichsschulkonferenz und zur einheitlichen, staatlichen Grundschule; auf die Niederlage des Faschismus folgten Lehr- und Lernmittelfreiheit, Demokratisierung der Inhalte und im Osten die polytechnische Einheitsschule. Der Sputnik-Schock, letztendlich die Systemkonkurrenz mit dem sozialistischen Lager, und die Studenten- und Jugendproteste in den siebziger Jahren führten zur Gesamtschule, zur Hochschulreform und der Forderung nach mehr Chancengleichheit. Was wird der aktuelle PISA-Schock bewirken – demokratische Reformen oder nur eine technokratische Modernisierung der Schule?

In den letzten Jahren grassierte bei den Herrschenden ein Selbstbewußtsein, das beste Schulsystem der Welt zu haben, und von der Seite der Qualifikation der Bevölkerung her für die globale Standortkonkurrenz bestens gerüstet zu sein. Zumal nach der Implosion des realexistierenden Sozialismus schwoll der Kamm. Das westdeutsche Schulsystem wurde den Ländern der ehemaligen DDR einfach übergestülpt. Ohne langes Nachdenken wurden andere Erfahrungen und alternative Reformvorstellungen der Jahre 1989/90 beiseitegeschoben. Weder die systematische Vorschulerziehung noch die polytechnisch orientierte Einheitsschule bis Klasse 10, weder Abitur mit Berufsausbildung noch die systematische Weiterbildung blieben in Ansätzen erhalten – alles Dinge, die heute wieder verstärkt zur Diskussion stehen. Nun aber hat das Selbstbewußtsein der Herrschenden einen tiefen Knacks bekommen: Die Bundesregierung schickte sich gerade an, in der Champions-League der Großmächte mitzuspielen, da zeigt die Punktetabelle, dass es nur zur Kreisklasse reicht. Die deutsche Linke, die letzten Jahre mehr damit beschäftigt, wenigstens die Reformansätze der Vergangenheit zu verteidigen, kann sich allerdings nicht zurücklehnen und sagen: „Das haben wir ja schon immer gewußt.“

Warum die Aufregung? Das deutsche Bildungssystem ist in dem internationalen Leistungsvergleich PISA unter 32 beteiligten Ländern nur auf Platz 20 bis 25 gelandet. Ein Beweis dafür, dass die Bundesrepublik bildungspolitisch mit den anderen Ländern, selbst mit materiell weniger potenten Ländern wie Griechenland, Portugal und Polen, nicht mithalten kann, und mit Ländern wie Brasilien und Mexiko die Schlußgruppe bildet. Ein Schock nicht nur für die-

jenigen, die unser Bildungssystem für vorbildlich befinden („Modell Deutschland“), sondern auch für diejenigen, die es zumindest im Prinzip für in Ordnung halten und auf Binnenoptimierung und Effizienzsteigerung setzen – immerhin hatten sie sich von PISA einen Schub für ihre Modernisierungsvorstellungen erhofft. Doch die Tiefe und Breite des Schocks ob der verheerenden Ergebnisse hat sie alle überrascht.¹

Hier soll versucht werden, für die gesellschafts- und bildungspolitische Diskussion einige besonders erörterungswürdige Punkte zu benennen; 900 Seiten veröffentlichtes Material liefern viele Aspekte für die Diskussion, die m. E. breit und sorgfältig geführt werden muss.

PISA-Studie – Anlage, Fragen und Methodik der Erhebung

PISA (Programme for International Student Assessment) ist ein mehrjähriges Programm zur „zyklischen Erfassung basaler Kompetenzen der nachwachsenden Generation“, das von der OECD mit dem Ziel durchgeführt wird, „den Regierungen der teilnehmenden Länder auf periodischer Grundlage Prozess- und Ertragsindikatoren zur Verfügung zu stellen, die für politisch-administrative Entscheidungen zur Verbesserung der nationalen Bildungssysteme brauchbar sind“². Die Erhebungen werden in den Jahren 2000 (Schwerpunkt Lesekompetenz), 2003 (Schwerpunkt mathematische Kompetenz), 2006 (Schwerpunkt naturwissenschaftliche und fächerübergreifende Kompetenz) in 32 Ländern (davon 28 OECD-Länder) bei 180.000 15-jährigen Schülern (Klasse 9) durchgeführt, wobei in jedem Land zwischen 4500 bis 10.000 Schüler nach Zufallsstichproben ausgewählt werden. In der BRD nahmen 5000 Schüler aus 29 Schulen an PISA teil, dazu rund 50.000 Schüler an fast 1500 Schulen an den parallel dazu durchgeführten PISA-E-Erhebung (PISA-Ergänzung), einer eigenen bundesdeutschen komplementären Untersuchung in weiteren Bereichen, deren Auswertung im Herbst 2002 veröffentlicht wird und mit der ein (gewollter) Schulartenvergleich möglich sein soll. Hiervon sind bisher nur Teilergebnisse in die PISA-Auswertung eingeflossen. Es handelt sich um die bisher umfangreichste Erhebung der Bildungsarbeit nach einheitlichen Ertragsindikatoren in der Welt, durchgeführt von der OECD nach politischer Übereinkunft mit den beteiligten Regierungen und unter Einbeziehung zahlreicher Wissenschaftler zu den Test-Aufgaben in den jeweiligen Ländern.

Die Daten werden nach der Multiple-Choice-Methode und frei formulierten Antworten erhoben (Testdauer: sieben Stunden), dazu gab es einen Schülerfragebogen mit Hintergrundfragen und einen Schulleiterfragebogen zur Situation an der Schule sowie einen Erhebungsbogen für Eltern zur sozialen Situation.

Die Schülerinnen und Schüler wurden zur Familiensituation, zum Freizeit- und Fernsehverhalten, zur Schulfreude, zur Unterstützung durch die LehrerIn-

¹ Klaus Bullan, Der Sputnik-PISA-Schock, in: Sozialismus, H. 1/2002, S.18f.

² Deutsches PISA-Konsortium (Hrsg.), PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich, Opladen 2001, S. 15.

nen, zu ihren Cliques, zum Besitz von Gebrauchsgütern, zu den Wohnverhältnissen (eigenes Zimmer?), aber auch nach Literatur und Gedichten in der Familie oder dem Hörverhalten von Musik befragt (Internationaler Schülerfragebogen). Dazu gab es in Deutschland eine eigene Ergänzung und – nur in Deutschland – einen Elternfragebogen zur sozialen Lage, wobei z.B. auch gefragt wurde: Wie oft haben Sie den Kindern in der Vorschulzeit vorgelesen?

Da die Schülerfragebögen oft ungenau ausgefüllt worden waren, wurden die fehlenden Angaben auf Basis von Schätzungen ergänzt. Die Schulleiter wurden zur Schulsituation befragt. Die Fragen betrafen Sitzenbleiben, Klassen-grösse, Schulwechsel (und deren Gründe), sowie die „Marktposition der Schule“. Gefragt wurde, ob es an der Schule „reformorientierten Unterricht“ gäbe. Eine Frage lautete: „Wie sehr wird das Lernen von 15jährigen an ihrer Schule durch Folgendes beeinträchtigt?“ Nach einer Intensivitätsskala von 1-4 konnten folgende Antworten angekreuzt werden: „Häufige Abwesenheit von Schülern, fehlende elterliche Unterstützung beim Lernen zu Hause, Störung des Unterrichts, Schwänzen, fehlender Respekt von den Lehrkräften“ u.a. Auch Fragen nach Über- und Unterforderung sowie nach der Arbeitsmoral der Lehrer, zur elterlichen Schulwahl und zu den Schulressourcen mussten die Schulleiter beantworten. Jeder Praktiker weiss jedoch, dass die Wahrnehmung der Schulleitungen von der Realität meilenweit entfernt ist.

Der eigentliche Leistungsvergleichstest bestand aus je einem Teilstest zur Lesekompetenz, zur mathematischen und zur naturwissenschaftlichen Grundbildung (Nebenkomponente mit 60 Minuten Testzeit) und zum selbstregulierten Lernen sowie zu Kooperation und Kommunikation. Zu den beiden letzten Vergleichstests wurden freiformulierte Schülerantworten, zu den anderen Tests verschiedenartige Aufgabenlösungen verlangt. So gehörten zum Test über Leseverständnis Erzählung, Darlegung, Anweisung, aber auch Diagramm, Tabellen, Karten; in der Mathematik ging es um Textaufgaben, Flächenberechnungen, Proportionen, Prozentrechnung. In Deutschland gab es jeweils Zusatzaufgaben, oft mit erheblichem Gewicht im Vergleich zur internationalen Aufgabenstellung (z.B. wurden in Mathematik international 31, national 86 Aufgaben gestellt).

Bei der Auswertung der PISA-Tests wurden die verschiedensten international üblichen statistischen und vergleichbaren Verfahren angewandt: Mittelwertbildung, Clustern, Skalieren. Die Tests selber wurden nach dem Design des Multi-Matrix-Sampling durchgeführt – die Teilstests wurden aufgespalten und zu Itembündeln auf einzelne Testhefte verteilt, die von jeweils einem Teil der Schüler bearbeitet wurden.

Alle Schüler erhielten bei PISA 2000 Leseaufgaben, aber nur ein Teil – nach Zufallsstichproben ausgewählt – Aufgaben aus Mathematik oder Naturwissenschaften. Alle erhielten den Schülerfragebogen und die Fragen zum Problemlöseverhalten. Für die Auswertung wurden Fähigkeitsniveaus gebildet, denen die

Ergebnisse zugeordnet wurden.³ Um die Elternberufe vergleichbar zu machen, legte man die sogenannten ISCO-Codes zugrunde, wie sie von der IAO (ILO)⁴ seit 1990 verwendet werden. Die Bildungsausgaben wurden nach OECD-üblichen Verfahren verglichen. Die Codierung bei den 35-45 Prozent Tests mit freien Formulierungen haben später Studenten vorgenommen. Die Stichproben erfolgten in Deutschland ohne Schüler aus Sonderschulen für geistig, körperlich oder mehrfach Behinderte. Lediglich eine Schule wurde bei der Auswertung ausgeschlossen, weil weniger als 50 Prozent der Schüler beteiligt waren.

Anlage und Methodik der PISA-Studie werden deshalb relativ ausführlich dargestellt, um deutlich zu machen, dass eine Methodenkritik im einzelnen (Mittelwerte, Multi-Matrix-Sampling, Schulleiterfragebögen, Codierung freier Antworten) zwar manchen Ziffernwert relativieren mag, aber nicht so gravierend ist wie bei anderen bildungspolitisch relevanten empirischen Untersuchungen (wie zum Beispiel bei der LAU [Lernausgangslagenuntersuchung] in Hamburg). Zu bedenken bleibt, dass auch PISA nur begrenzt bestimmte *Teilergebnisse* eines Lern- und Bildungsprozesses mißt, nicht aber den *Prozess* selber erforscht. Die Ergebnisse bedürfen deshalb auch der Interpretation. Zu fragen ist allerdings, ob die nun vorliegenden Ergebnisse nicht durchaus bedeutsame Rückschlüsse auf die Bildungspolitik und das Bildungssystem zulassen. Ich meine, dass das der Fall ist, schon deshalb, weil diese Untersuchung über Lernergebnisse zugleich den sozialen Hintergrund einbezieht.

Ergebnisse der PISA-Erhebung⁵

Lesekompetenz: 10 Prozent der SchülerInnen im OECD-Raum erreichen hervorragende Leistungen, in Deutschland nur 9 Prozent (Mittelfeld). In Australien, Kanada, Finnland, Neuseeland und England sind es sogar über 15 Prozent. Sechs Prozent im OECD-Schnitt erreichen nicht die unterste Kompetenzstufe, in Deutschland 10 Prozent. Hinzu kommen hier für die unterste Kompetenzstufe weitere 13 Prozent – dieser Wert wird nur von Mexiko und Luxemburg übertroffen.

Gesamtleistung: Hier liegen deutsche Schüler bei der Lesekompetenz zwischen Rang 21 und 25, bei mathematischer Grundbildung zwischen Rang 20 und 22, bei naturwissenschaftlicher Grundbildung zwischen Rang 19 und 23. Dabei fällt auf, dass in Deutschland eine extrem hohe Leistungsstreuung besteht, während z.B. in Italien, bei gleichem Leistungsstand, die Streuung signifikant geringer ist. Die höchsten Leistungen bei Lesekompetenz haben Finnland, Japan und Korea erreicht. Diese Länder weisen zugleich die geringste Leistungsstreuung auf.

³ A. a. O., S. 48ff.

⁴ ISCO: International Standard Classification of Occupations, IAO (ILO) 1990, vgl. a. a. O., S. 329ff.

⁵ PISA 2000 und „Draft Briefing Note“ der OSCE über PISA, 4. 12. 2001, Paris.

Es fällt auf, dass bei den verschiedenen Leistungskriterien sowohl die Spitzengruppe wie die Gruppe am Ende der Skala jeweils von Schülern aus fast immer denselben Ländern gebildet werden⁶ (vgl. Übersicht).

Rangfolge der Länder in der PISA-Studie nach Leistungskriterien

<u>Lesekompetenz</u>	<u>Mathematische Kompetenz</u>	<u>Naturwissenschaftliche Kompetenz</u>
1 Finnland	1 Japan	1 Korea
2 Kanada	2 Korea	2 Japan
3 Neuseeland	3 Neuseeland	3 Finnland
4 Australien	4 Finnland	4 England
5 Irland	5 Australien	5 Kanada
...
21 Deutschland	20 Deutschland	20 Deutschland
30 Mexiko	30 Mexiko	30 Mexiko
31 Brasilien	31 Brasilien	31 Brasilien

Leistungsunterschiede und Schulsystem: Bei Leistungsunterschieden in Ländern mit *gegliedertem* Schulwesen – das sind im OECD-Rahmen Belgien, Deutschland und die Schweiz – liegt die Streuung *zwischen* den Schularten oder Schulformen. Bei Ländern mit *integriertem* Schulwesen ist sie geringer und liegt *innerhalb* der Schulen. PISA zeigt nach Ansicht der OECD weiter, dass „eine breite Beteiligung an Bildungsgängen zu höheren Abschlüssen und die Sicherung eines hohen Leistungsniveaus gleichzeitig realisierbar ist. Das heißt, ein hohes Leistungsniveau bedarf nicht notwendig einer frühen Auslese“. Die OECD verweist in diesem Zusammenhang auf die Ergebnisse in Finnland, Schweden und Island.

Leistungsniveau und sozialer background: Ein „ungünstiger sozioökonomischer Hintergrund“ gehört zu den Faktoren, „die sich am stärksten auf die Leistungen der Schülerinnen und Schüler auf den PISA-Skalen (...) auswirken“. ⁷ In allen Ländern besteht ein klarer Zusammenhang zwischen dem familiären Hintergrund und den Lernleistungen, doch zeigen einige Länder, dass eine hohe durchschnittliche Bildungsqualität mit einer ausgewogenen Verteilung der Bildungserträge einhergehen kann: In Kanada, Finnland, Island, Japan, Korea und Schweden liegt das Leistungsniveau (...) über dem Durchschnitt, während die Effekte des wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Status auf die Schülerlei-

⁶ PISA-Kurzfassung, OECD, Paris, S. 12, S. 20, S. 27.

⁷ Draft Briefing, a. a. O. S. 7.

stungen zugleich unterdurchschnittlich ausgeprägt sind“.⁸ In Deutschland wirkt sich der soziale Hintergrund besonders stark aus, hier sind die Unterschiede im internationalen Vergleich am größten, während in Ländern mit integrierten Schulsystemen dieser Faktor nicht so ausgeprägt ist. Das wird durch den Migrationshintergrund verstärkt. „Andere Länder (Norwegen, Schweden, Österreich, Schweiz) erreichen bei ähnlichem Migrations-Kontext bessere Ergebnisse“.⁹ „Im Endergebnis führen diese Effekte dazu, dass in Ländern, in denen ein hoher Grad an schulischer Segregation nach sozioökonomischen Merkmalen besteht, (...) die Chancenungleichheit verstärkt wird.“¹⁰ So konstatiert PISA, dass selbst in den USA die Schulen sozial weniger segregieren als in der BRD – ähnlich stark nur in Belgien und Österreich, beides ebenfalls Länder mit gegliedertem Schulwesen.¹¹

Schulsausstattung: PISA zeigt aber auch, dass in allen OECD-Ländern „die den Schulen zur Verfügung stehenden Ressourcen statistisch signifikant mit den Schülerleistungen zusammenhängen“¹², wobei Deutschland bei den Bildungsinvestitionen in Klasse 1-10 unter dem OECD-Durchschnitt liegt. 1998 waren es 9 Prozent weniger. Dabei weisen neuere amerikanische Untersuchungen¹³ nach, dass 500 \$ Mehrausgaben pro Schüler pro Jahr 0,7 Punkte Leistungszuwachs bedeuten. Einzelne Befunde von PISA und der zusätzlichen deutschen Schulleiterbefragung geben dafür Gründe an: Der Fachlehrermangel in Chemie und Physik beeinträchtigt an 10-33 Prozent der Haupt- und Realschulen den Unterricht.¹⁴ Und die Leistungen in Klassen mit weniger als 20 Schülern wären in Mathematik und Lesen signifikant besser.¹⁵

Reproduktion sozialer Ungleichheiten durch das Schulsystem: Die PISA-Erweiterung fördert weitere soziale Segregationsfaktoren zutage. Die angebliche Durchlässigkeit unseres Schulsystems ist nur eine nach unten: Die Relation zwischen Aufstieg und Abstieg liegt zwischen 1:11 und 1:18. Bei Abstiegen „aus der Realschule läßt sich ein systematischer Zusammenhang mit der Herkunft nachweisen!“¹⁶ Überhaupt gibt es zwei deutsche Besonderheiten:

⁸ Ebd., S. 7.

⁹ Ebd., S. 8.

¹⁰ Ebd., S. 8.

¹¹ PISA 2000, a. a. O., S. 460/61.

¹² Draft Briefing, a. a. O., S. 9.

¹³ Untersuchungen von Hanushek, Hedges, Lane, Greenwald.

¹⁴ PISA 2000, a. a. O. S. 437.

¹⁵ Ebd., S. 423. Auch andere PISA-Vergleichsergebnisse sind bildungspolitisch relevant. In Schweden und Finnland gibt es weder Hausaufgaben noch Nachhilfunterricht – trotzdem hohe Leistungen. Ein gegliedertes Schulwesen (Haupt-, Realschule, Gymnasium) nach Kl. 4 haben nur noch die Schweiz und Liechtenstein. Österreich, Rußland, Tschechien und Ungarn teilen nach Kl. 4/5, aber das wird selten wahrgenommen. Belgien, Luxemburg, Mexiko, z.T. Irland und USA, nach Kl. 6, Holland nach Kl. 7, Italien, Portugal, Polen nach Kl. 8, Frankreich nach Kl. 9. Ebd., S. 424.

¹⁶ Ebd., S. 355.

Das Sitzenbleiben und das freiwillige Zurückstellen (Zurückgehen) in der Grundschule – was im übrigen rechtlich nur noch in Belgien und Österreich möglich ist, aber kaum vorkommt. Drei Prozent blieben 1996 in Deutschland sitzen, zwei Prozent gingen 1999 in der Grundschule „freiwillig“ zurück.¹⁷ So werden herkunftsbedingte Ungleichheiten im hiesigen Schulsystem reproduziert, während sie in integrierten Systemen anderer Länder ausgeglichen werden.

Gesellschafts- und bildungstheoretische Implikationen der PISA-Studie

PISA ist natürlich auch eine *interessengeleitete* Untersuchung, was nicht vergessen werden darf, aber auch nicht gegen sie spricht.

Die OECD und alle an PISA beteiligten Regierungen haben mit großem personellen und finanziellen Aufwand über einen längeren Zeitraum – mit Auswertung und Vorbereitung über 8-10 Jahre – basale Kompetenzen als Teil des OECD-Indikatorenprogramms erfasst. (Zu dem Untersuchungsprogramm gehören auch die periodischen OECD-Berichte „Bildung auf einen Blick“). Dessen Ziel ist es, den Regierungen vergleichende Daten über Ressourcenausstattung, individuelle Nutzung sowie Funktions- und Leistungsfähigkeit sowie Effizienz ihrer Bildungssysteme zur Verfügung zu stellen.

Die Ertragsindikatoren werden in Benchmarking-Listen dargestellt, die naturgemäß die Standortkonkurrenz befördern. Curriculare Validität und curriculare Fragen treten in den Hintergrund. Dabei folgt PISA dem angelsächsischen Literacy-Konzept, was mehr umfasst als Lesefertigkeit und mathematische Kenntnisse. Es wurde die Anwendungskompetenz in einigen Basisbereichen verglichen – nicht die ganze bildungsrelevante Breite der Ergebnisse des Bildungsprozesses: Soziale, politisch-historische, musisch-sportliche Kompetenzen waren nicht gefragt. Ausdrücklich ging es der OECD um ein „inhaltliches Benchmarking“ (Vergleichsnormierung)¹⁸ dieses didaktisch-bildungstheoretischen Konzepts.

Vergleichsnormierung: Reduziertes Bildungskonzept

Dass es sich dabei um die *Reduktion des humanistischen Bildungskonzepts* – Comenius' „omnia omnes omnia“ (Alles für alle ganz), Humboldts „allgemeine Menschenbildung“ oder des im sozialistischen Bildungsbegriff enthaltenen Konzepts „der allseits entwickelten Persönlichkeit, die aktiv und solidarisch mit anderen gestaltend eingreift“ – handelt, soll ausdrücklich festgestellt werden, kann aber einer Kapitalagentur wie der OECD eigentlich nicht vorgeworfen werden. Linke sollten in der Diskussion der Ergebnisse von PISA deshalb nicht beim Ländervergleich oder bei Fragen einer anderen Lernkultur

¹⁷ Ebd., S. 470.

¹⁸ Ebd., S. 19.

stehenbleiben, sondern Fragen des Bildungsprivilegs, der soziale Ungleichheit verstärkenden Schulstruktur, der inhumanen Selektionsmechanismen und der Ressourcenverteilung mit diskutieren. Schließlich käme es darauf an, in der neuen Bildungsdiskussion bis zu der Frage vorzustossen, *welche Bildung für alle wir denn wollen*.¹⁹

Dass die „Vergleichsnormierung“ auf ein Grundbildungskonzept kein zu weit hergeholtes Ziel ist, beweist die einsetzende Diskussion um ein „Kerncurriculum“, um „den goldenen Fonds“ oder – in angelsächsischen Ländern – um „the great books“. Der Aufspaltung in „Elitebildung einerseits, Sozialpädagogik für den Rest“ (von Hentig), oder in „Training der herrschenden Arbeitsmoral für die einen und polytechnische und fremdsprachliche Bildung für die anderen“ muss einen argumentativen Riegel vorschieben, wer die Postulate der Französischen Revolution und damit das demokratische Prinzip in der Bildungspolitik realisieren will. „One learns to work – one works to learn“ (Watts) mag einer an „employability“ als Bildungsziel ausgerichteten Strategie geschuldet sein – *demokratische Bildung für alle ist das nicht*. Eine solche Intervention wird um so nötiger, als sowohl die KMK, alle Bildungsminister der Länder und viele verantwortliche Bildungspolitiker sich beeilen, vor einer erneuten Debatte über die Schulstruktur zu warnen. Auch dass es nicht um mehr Geld ginge, ist zu hören – bis hin zur Heinrich-Böll-Stiftung, Warnungen vor schnellen Schlußfolgerungen deuten darauf hin, daß man die Diskussion um grundsätzliche Bildungsfragen auf die Verbesserung der Qualität, eine bessere Lehrerausbildung und mehr Nachmittagsangebote zu reduzieren gedenkt.

„Humankapital“ und Bildungs-Rendite

Mit der OECD folgt PISA dem Konzept vom *Humankapital*, das die von den Individuen erworbenen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Kenntnisse in den Blick nimmt, um neue Produkte zu ermöglichen. Ihm wird in der neueren makroökonomischen Wachstumstheorie als endogenem Faktor eine größere Bedeutung beigemessen. Dank Computerisierung und Verwissenschaftlichung ist das Gewicht des „Faktors Arbeit“ in der klassischen Wertschöpfungskette „Werkzeuge und Rohstoffe und Kapital und Arbeit“ schliesslich gestiegen.

Von linker Warte ist das Humankapitalkonzept allerdings um die Kategorie „*soziales Kapital*“ zu erweitern (Bourdieu, Coleman)²⁰, das Handlungskompetenz einschließt, die im Interesse der handelnden Personen liegt. Hinzu kommt die Bildung des „*kulturellen Kapitals*“ (Bourdieu), das die gesamten kulturellen Ressourcen für den einzelnen erschließt. Auch dazu hat der Bildungsprozeß beizutragen, denn politisch-demokratische und nachhaltige Entwicklung (nicht nur als ökologische zu verstehen) und multikulturelle Vielfalt sind globale Bildungsziele in einem linken Bildungsverständnis.

¹⁹ Vgl. Steffie Odenwald, *Welche Bildungs wollen wir?*, Sozialismus, 1/2002, S. 20ff.

²⁰ J. S. Coleman, *Foundation of social theory*, Cambridge 1990; P. Bourdieu, in: Kreckel, (Hrsg.), *Soziale Ungleichheit*, Göttingen 1983.

Die OECD greift aus linker Sicht zu kurz, wenn sie nur die Kapitalrendite des eingesetzten Kapitals im Auge hat. Die Renditeberechnungen der OECD konstatieren, dass sich das ins deutsche Bildungswesen investierte Kapital (konkret: in Sek. II) mit 5,6 Prozent zu gering verzinst, während die Verzinsung in Frankreich mit 14,1 Prozent und in Portugal mit 32,8 Prozent erheblich höher liegt. Die OECD drängt deshalb auch auf höhere Investitionen und auf einen Abbau der teuren Dreigliedrigkeit (deshalb auch ist seit einiger Zeit von „Umsteuern“ die Rede, nämlich mehr in die Grundschule zu investieren).²¹

Die OECD befindet sich im Einklang mit der Weltbank, die sich seit 20 Jahren darum bemüht, eine veränderte Definition von staatlichen Aufgaben durchzusetzen. Ihr geht es um eine Neuvermessung der Aufgaben des Staates und der privaten Haushalte: Senkung der Staatsquote zugunsten erhöhter privater Ausgaben und Effektivierung vorgegebener Strukturen durch Privatisierung, Wettbewerb und Dezentralisierung, durch Ersetzung der Bürokratie durch Marktelemente und Controlling, durch zentrale Prüfungen und Evaluation. „Ergebnisorientierte Leistungskontrolle“ („output measurement“) oder „benchmarking system“ in der Terminologie der Weltbank.²² Die Konkretisierung dieser Konzepte heißt: Stärkung der Grundbildung durch den Staat, Übernahme der Kosten für weiterführende Schulen durch private Haushalte (Studiengebühren, Bildungsgutscheine).²³

Element des „neuen Intergouvernementalismus“

Nicht zuletzt dienen internationale Vergleiche wie PISA dazu, *die Bildungssysteme verschiedener Länder aneinander anzugleichen* – vom „Benchmarking“ soll ja gerade ein Ansteckungseffekt ausgehen. Als neue Technik der internationalen Governance – weder EU noch OECD oder Weltbank regieren im klassischen Sinne²⁴ – wird mit PISA die offene Koordination mittels Indikatoren praktiziert. Statt harter Regulierung mittels Verordnung oder Rechtsangleichung, was zu zeitaufwendig ist und Widerstände weckt, wird auf die Verdichtung internationaler Interaktionen gesetzt. Statt inhaltlicher, festgelegter Lösungsstrategien werden Problemfelder identifiziert. Das ist eine flexible, neue Interventionsform, die mit Hilfe der Öffentlichkeit einen sanften Anpassungsdruck erzeugt. Politische Praktiken werden mittels wissenschaftlicher Indikatoren und „best practice“ transportiert. Auch die EU ist seit dem Lissaboner Gipfel zu dieser neuen Governance-Strategie übergegangen. PISA stellt einen solchen neuartigen „policy transfer“ dar, der Modernisie-

²¹ Peter J. Weber, in: I. Lohmann/R. Rilling (Hrsg.), *Die verkaufte Bildung*, Opladen 2002 In diesem Band finden sich weitere hier relevante Beiträge. Vgl. auch H. Bethge, *Bildungspolitik der „neuen Mitte“*, in: Z 45, März 2001, S. 85 ff.

²² World Bank „*Priorities and Strategies for Education*“, Washington, 1995.

²³ Vgl. Klausenitzer, *Bildung und globaler Paradigmenwechsel*, Die deutsche Schule, Heft 2/2001, S. 242 ff.

²⁴ Vgl. zum „Neuen Intergouvernementalismus z.B.: M. Felder/A. Statz/S. Tidow, *Alter und neuer Intergouvernementalismus*, maschinenschriftliches Zirkular, Dezember 2001, S. 8/9.

rungspraktiken nach rationalen Kriterien angleicht. Die dynamischen Integrations- und Modernisierungsimpulse sind von den gesellschaftlichen Kräfteverhältnissen in den einzelnen Nationalstaaten abgekoppelt, und das sollen sie auch: Dass PISA vorbereitet wurde, war Sache der OECD und der Regierungsstäbe – öffentlich diskutiert oder parlamentarisch gebilligt wurde das Programm nicht. Das neue, ökonomisch bedingte Integrationsprojekt kommt „von oben“, als „sanfte Revolution“ (Gramsci). Es ist überfällig, dass sich die gesellschaftlich-reformerischen linken Kräfte einmischen, um diese Entscheidungen aus den Hinterzimmern der herrschenden Machteliten herauszuholen und wieder zu politisieren.

Die Ergebnisse von PISA mögen einige Konservative verstören; die „Modernisierer“ haben sie schon für ihre Konzepte zu nutzen versucht. Die Diskussion in der SPD und den Grünen nahestehenden Kreisen zeigen dies. Sie interpretieren die Ergebnisse als Beweis für die Richtigkeit ihres Modernisierungskonzepts: Nur Fragen der Schulqualität, der Lehrerfortbildung, der verstärkten Vor- und Grundschulbildung sollen diskutiert werden, nicht der eigentliche Skandal: Dass das reichste Land Europas es zulässt, dass das Bildungswesen die soziale Ungleichheit verstärkt; dass es durch Selektion, Sitzenlassen und schlechte ImmigrantInnenförderung mitten im Europa des 21. Jahrhunderts sein eigenes grundgesetzliches Postulat verletzt, ein sozialer Rechtsstaat zu sein. Nicht diskutiert werden soll die Frage des Bildungssystems, seiner Strukturen und der Bildungsinvestitionen. Fast alle²⁵ warnen davor. Sie sehen die Gefahr, dass eine durch den PISA-Schock beflügelte Bildungsdebatte den von der OECD vorgegebenen Rahmen sprengen könnte: Anstatt der weiteren Öffnung für den sich entwickelnden globalen Bildungsmarkt, für den PISA gleichsam Türöffner-Funktion hat, könnte die Forderung nach regulierenden Eingriffen des Staates²⁶ wachsende Bedeutung gewinnen. Linke müßten die Diskussion in diese Richtung treiben, indem sie entsprechend ihrem anderen Bildungsverständnis auf weiterführende demokratische Reformen drängen. Dazu liefert PISA zahlreiche Argumente und Indikatoren, unabhängig davon, was sich seine Urheber von der Studie versprochen haben mögen. Dann wäre der PISA-Schock ein heilsamer.

²⁵ Bundespräsident Rau ist eine Ausnahme. Vgl. seine Rede zum Abschlußkongress des „Forums Bildung“, 10. 1. 02, Berlin.

²⁶ Vgl. die beginnende Debatte zum GATT-Abkommen im Rahmen der WTO-Beratungen; dazu: Nico Hirt in: Lohmann/Rilling, a. a. O., S. 15ff.; R. Petrella, Rede auf der OECD-Konferenz in Tokyo, 25. 10. 99, maschinenschriftlich; Forum Umwelt und Entwicklung, Juli 2001, Bonn, maschinenschriftlicher Bericht; DGB „Die Welthandelsliberalisierung der Dienstleistungen darf die Bedürfnisse der Menschen nicht vergessen“ – DGB-Anforderungen an das GATT-Abkommen, maschinenschriftlich, 2001; Resolution der Bildungsinternationalen (BI), Jomtien, 25. - 29. 7. 2001.

Hubert Laitko

Die Idee der Wissensgesellschaft und der kategorische Imperativ der Nachhaltigkeit

Zum geistigen Lebensprozess der Gesellschaft gehören unausweichlich Zukunftsdiskurse. Sie finden – unter anderen Bezeichnungen – auch unter Verhältnissen statt, wo Skepsis gegenüber Utopien oder gar langfristigen Planungen zum guten Ton gehören und die herrschende Lebensform als eine „unideologische“ betrachtet wird. Gegenüber den trivialen, auf vermeintliche „Sachzwänge“ projizierten brachialen Bekundungen dominanter Herrschaftsinteressen („Es gibt keine Alternative“) haben jene Diskurse, die unter den Stichworten „Wissensgesellschaft“ bzw. „Nachhaltigkeit“ ablaufen, zudem den Vorzug offen eingestandener Zukunftsbezogenheit. In beiden sind deskriptive (Hypothesen über empirisch aufweisbare Tendenzen oder Trends) und normative (Wertvorstellungen über das Erwünschte und das Unerwünschte) Momente nicht nur vermischt, sondern in einem Grade legiert, dass es für Zeitgenossen dieser Diskussionen kaum erreichbar scheint, beide Seiten mit dem Seziermesser zu trennen und ihnen gegenüber einen neutralen Beobachterstandpunkt einzunehmen. Der vorliegende Beitrag jedenfalls stellt sich dieses weitreichende Ziel nicht. Er ist unter der Voraussetzung geschrieben, im großen und ganzen in der Teilnehmerperspektive gefangen zu sein, und in dem Bewusstsein, dass dieses Gefangensein auch unvermeidlich Befangenheiten mit sich bringt, ohne diese klar angeben zu können – wären sie benennbar, so könnte man ihnen entgehen.

Auffällig ist allerdings, dass diese beiden Diskurse weitgehend getrennte Phänomene sind, die in separaten Kommunikationsnetzen ablaufen. Der Nachhaltigkeitsdiskurs¹ ist, auch wenn er auf einen immer größeren Kreis von Aspekten der Gesellschaft ausgreift, primär ökologisch motiviert und geht aus dem Bewusstsein kritischer Situationen im Verhältnis von Gesellschaft und natürlicher Umwelt hervor. Der Wissensdiskurs² ist hingegen

¹ Eine ausführliche kritische Analyse des Diskurses bis 1996, vorwiegend im deutschsprachigen Raum, ist in zwei unveröffentlichten Studien von R. Bellmann (Dresden) enthalten: Nachhaltige Entwicklung – Sustainable Development. Ein umwelt- und entwicklungspolitisches Leitbild in der Diskussion. Eine historische und ideenkritische Skizze (1995); Nachhaltige Entwicklungskonzepte und Strategien. Die Operationalisierung eines Leitbildes im Vergleich (1996). Zu den Diskussionen der letzten Jahre siehe: Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung/Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie/Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, Verbundprojekt Arbeit und Ökologie. Abschlußbericht zum Projekt Nr. 97-959-3, Berlin und Wuppertal 2000.

² M. Heidenreich, Die Debatte um die Wissensgesellschaft, Manuskript 2000, <http://www.uni-bamberg.de/sowi/europastudien/erlangen.htm>; M. Wingens, Wissensgesellschaft und Industrialisierung des Wissens, Wiesbaden 1998; H. Mohr, Wissen – Prinzip und Ressource, Berlin u.a. 1999; M. Castells, Das Informationszeitalter. Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur. Bd.1: Die Netzwerkgesellschaft. Leverkusen 2001; Bd.2: Die Macht der

stärker innergesellschaftlich akzentuiert, trägt eine soziologische oder soziologisch-ökonomische Färbung und folgt aus der Erörterung der Frage, welche Produktionen die wirtschaftliche Entwicklung bestimmen (werden), wenn die industrielle Erzeugung materieller Güter aufhört, die Dominante des Wirtschaftslebens zu bilden, die Gesellschaft also in dem schon von Daniel Bell in die Diskussion gebrachten Sinn³ zu einer postindustriellen wird. Dabei ist durchaus strittig, ob die sich faktisch abzeichnenden Tendenzen wirtschaftlichen Wandels zwingend als Übergang zum Postindustrialismus interpretiert werden müssen.

Wenn man sich mit der Frage befasst, ob die gegenwärtige Gesellschaft (in irgendeinem von den Protagonisten dieser Auffassung festzulegenden Sinn) eine Wissensgesellschaft ist bzw. in absehbarer Zeit zu einer solchen werden könnte, dann sollte im Vorfeld erörtert werden, worauf sich Fragen dieser Art eigentlich beziehen: Zielen sie auf eine umfassende Theorie, die den gegenwärtigen Zustand oder die grundlegende Entwicklungstendenz des Soziums hinreichend vollständig erklärt, oder sind sie – in „postmoderner“ Bescheidenheit – lediglich darauf gerichtet, gewisse Züge dieser Gesellschaft (zudem solche, die aktuell ein besonderes politisch-praktisches Interesse beanspruchen) zu erhellen, auf die sich die Erklärungskompetenz der angestrebten Theorie beschränkt, während andere wesentliche Züge des gleichen Soziums außer Betracht bleiben? Schon die inflationäre Menge der terminologischen Kürzel zur Kennzeichnung der gegenwärtigen Gesellschaft, die in den letzten Jahrzehnten auf dem Markt der Ideen erschienen sind, sollte als ein Votum für den zweiten, bescheideneren Anspruch verstanden werden. So könnte man Ausdrücke wie „Wissensgesellschaft“, „Risikogesellschaft“, „Freizeitgesellschaft“, „globalisierte Gesellschaft“ usw. – vorausgesetzt, ihnen lässt sich überhaupt ein vernünftiger Sinn zuordnen – durchaus als einander ergänzende Charakterisierungen der gegenwärtigen Gesellschaft ansehen, von der zu vermuten ist, dass sich ihre extreme Komplexität zumindest beim heutigen Stand der Wissenschaft der Modellierung in einer einheitlichen Theorie entzieht. Dann wäre auch die verbreitete Skepsis gegenüber den so genannten „großen Erzählungen“ oder „Megatheorien“ als Symptom und ideologische Billigung der Theoriesituation zu begreifen.⁴

Identität, Leverkusen 2002; Bd.3: Jahrtausendwende, Leverkusen 2002.

³ D. Bell, *The Coming of Postindustrial Society. A Venture in Social Forecasting*, New York 1973.

⁴ W. Küttler vermerkt den vorrangig ideologischen Charakter der modischen Wendung gegen die „großen Erzählungen“: „... und die das Ende der Theorien, Utopien und Entwürfe verkünden, meinen – selbst den traditionellen Klischees ihrer eigenen ‚großen Entwürfe‘ folgend – zumeist nur das siegesbewusste Verdikt über alle kritischen, gesellschaftsverändernden Projekte, die sich mit konservativen und liberalen Lösungsstrategien der Weltprobleme nicht abfinden wollen“. – W. Küttler, *Formationstheorie und Moderne*, in: *Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät* 8 (1996) 8/9, S. 17 – 56, hier S. 24.

„Nachhaltigkeit“ bzw. „nachhaltig“ sind Worte aus der deutschen Umgangssprache, die gelegentlich, wenn auch nicht sehr häufig gebraucht werden, um menschliche Handlungen oder auch außermenschliche Ursachen in Hinblick auf ihr Vermögen zu kennzeichnen, dauerhafte, bleibende Wirkungen hervorzubringen. Seine eigentliche Karriere begann das Wort „Nachhaltigkeit“ aber erst, nachdem es sich – unter mehreren Kandidaten – als anerkannte deutsche Übersetzung für den im Brundtland-Bericht (1987) zur Kategorie erhobenen Terminus „sustainability“ durchgesetzt hatte⁵. Sustainability/Nachhaltigkeit dürfte unter den Ausdrücken mit dezidiert gesellschaftstheoretischem Anspruch, die in aller Munde sind, der jüngste sein; seine Ausbreitungsgeschwindigkeit hat in der Begriffsgeschichte kaum ein Gegenstück. Zugleich aber ist dieser Ausdruck in der gesellschaftstheoretischen Arena ein Exot, denn er ist ohne jeden Bezug zur soziologischen und sozialphilosophischen Tradition ad hoc eingeführt worden. Gegenüber der Alltagsbedeutung von „Nachhaltigkeit“ ist eine doppelte Spezifizierung und Verschärfung erfolgt: Einmal hat dieses Wort eine klare anthropo- oder soziozentrische Akzentuierung erfahren, es bezeichnet nicht stabile Reproduktionsregimes natürlicher Systeme, sondern ein menschliches Handeln, das nachhaltige Wirkungen hervorbringt; zum zweiten sind nicht beliebige Wirkungen dieses Handelns gemeint, sondern solche, die die Stabilität des globalen Ökosystems der Erde unter für die menschliche Population zuträglichen Bedingungen erneuern, aufrechterhalten und auf Dauer stellen. Diese doppelte Spezifikation wird in der Regel stillschweigend vorausgesetzt, wenn heute von „Nachhaltigkeit“ die Rede ist.

Damit ist zwar in allgemeiner Form gesagt, was nachhaltiges Handeln leisten soll, doch es bleibt offen, wie es beschaffen sein muss, um diese Leistung zu erbringen, oder, welche Handlungsstrategien, mögen sie sich auch sonst in vielerlei Hinsicht unterscheiden, der Nachhaltigkeitsnorm genügen. Insofern bedeutete die Etablierung des Terminus Sustainability/Nachhaltigkeit nicht mehr als die Einführung eines Platzhalters für eine ausstehende Theorie. Sie hat sich aber als eine glückliche Erfindung erwiesen, die offenkundig einem verbreiteten Bedürfnis nach einem geeigneten Ordner oder Attraktor für die unüberschaubare Flut von Ökologiedebatten und Aktivitäten ökologischer Bewegungen entgegenkam. „Nachhaltigkeit“ figuriert heute als gemeinsames Stichwort, das eine amorphe Fülle von Literatur verbindet – von den ganz praktisch ausgerichteten Programmen der lokalen Agenda 21, die es in nahezu jeder Stadt oder Region gibt, bis hin zu theoretischen Monographien und polemischen Streitschriften jeglicher Couleur.

Die Spannung zwischen der (minimalen) finalen oder normativen Bestimmtheit und der (weitgehenden) deskriptiven Unbestimmtheit, in der die Begriffs- bzw. Theoriegenese unter dem Etikett der Nachhaltigkeit einsetzte, hat sich zumindest bisher als fruchtbar erwiesen, wenngleich die offene

⁵ *Unsere gemeinsame Zukunft (Brundtland-Bericht)*, hrsg. von V. Hauff, Greven 1987.

Situation auf dem Feld der praktischen Konsequenzen auch eine Verführung zur Unverbindlichkeit einschließt, wie die fortgesetzte Flucht vor wirklich einschneidenden Maßnahmen auf dem Feld des Klimaschutzes drastisch vor Augen führt⁶. Man sollte sich nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch das finale oder normative Moment des Nachhaltigkeitskonzepts nur minimal bestimmt ist. Verbindlich wird dazu lediglich ausgesagt, dass der stabile Fortbestand der Ökosphäre der Erde in den Grenzen der für menschliche Lebens-tätigkeit günstigen Komfortzone („ökologische Leitplanken“⁷) gesichert werden soll. Ob dazu wirtschaftliches Wachstum anzustreben oder vielmehr auszuschließen ist, ob man gewisse Arten des Wachstums („exzessives“ oder „naturvergessenes“ Wachstum) verwerfen, andere (etwa das in der Literatur neuerdings hochgeschätzte „qualitative“ Wachstum – wörtlich genommen eine *contradictio in adjecto*, da das Wort „Wachstum“ quantitative Veränderung im Rahmen einer gegebenen Qualität und eben nicht qualitativen Wandel bezeichnet) hingegen präferieren soll, ist völlig offen⁸. Eher darf man behaupten, dass die herrschende ideologische Atmosphäre, in der dem Wachstumskult unhinterfragt gehuldigt wird, eine unvoreingenommene Diskussion des ganzen Problemkreises schwer belastet, beginnend mit der Frage nach dem stofflich-energetischen Äquivalent der im Geldausdruck festgestellten Größenkategorie „Wirtschaftswachstum“ (Bruttosozialprodukt, Bruttoinlandsprodukt usw.) und nach der methodischen Zulässigkeit einer Reduktion des qualitativen Wirtschaftswandels auf einen über die Zeit hinweg identischen Maßstab, auf dem das Produkt der Wirtschaftstätigkeit – mit dem bekannten Auf und Ab, aber tendenziell in positiver Richtung – eben „wächst“. Wer möchte schon in einer Zeit, die in einer Wachstumschwäche ein Drama, in einem Wachstumsauftrieb hingegen einen Triumphzug sieht und die politische Debatte zu diesem Thema darauf beschränkt, gewisse Politiken als wachstumsfördernd zu preisen oder als Wachstumsbremsen zu geißeln, in das Don-Quichote-Kostüm des Wachstumskritikers schlüpfen?

Immerhin hat diese bis zum Vagen offene Situation den Vorzug, dass Begriffsbildungen unterschiedlicher Provenienz leicht miteinander in Kontakt treten können, ohne durch Kompetenzwälle hochspezialisierter Fachgemeinschaften davon abgeschreckt zu werden. Der Nachhaltigkeitsgedanke enthält – von der gängigen Formulierung des Brundtland-Berichtes her – eine zentrale soziologische Komponente, eine *Beziehung zwischen aufeinander folgenden Generationen*, das Gebot der Generationengerechtigkeit. Nachhaltigkeit bedeutet also eine temporale Beziehung, nicht eine raumartige Struk-

⁶ K.-H. Bernhardt/W. Böhme, Klima und Menschheit, in: Sitzungsberichte der Leibniz-Sozietät 1 (1994) 1-2, S. 51 – 90.

⁷ F. Hinterberger, Leitplanken, Präferenzen und Wettbewerb – Grundlagen einer ökonomischen Theorie ökologischer Politik, in: A. Renner/F. Hinterberger (Hrsg.), Zukunftsfähigkeit und Neoliberalismus, Baden-Baden 1998, S. 73 – 92.

⁸ H. E. Daly, *Beyond Growth. The Economics of Sustainable Development*. Boston 1996.

tur der Koexistenz. Bereits das gibt diesem Begriff im soziologischen Kategoriengefüge eine exponierte Stellung, und er wird vollends exotisch, wenn man in Betracht zieht, dass damit nicht nur das Verhältnis der neben- und miteinander lebenden älteren und jüngeren Generationen gemeint ist, sondern vor allem das Verhältnis der heute Lebenden zu den noch ungeborenen späteren Generationen, den „Nachgeborenen“. Die Kommenden können hier und heute keine empirischen Untersuchungsgegenstände sein, sie können keine Bedürfnisse und Interessen geltend machen, und sie sind nur insofern in unseren Diskursen anwesend, als wir Hypothesen über ihre Lebensbedürfnisse aufstellen und ihnen, indem wir uns zu Anwälten dieser hypothetischen Bedürfnisse machen, eine Stimme leihen. Diese Pflicht zur Hypothesenbildung ist ausdrücklich und wenigstens stillschweigend eingeschlossen, wenn von Nachhaltigkeit die Rede ist. Die einfachste Hypothese ist natürlich immer die Annahme, die wesentlichen Lebensbedürfnisse der Späteren würden mit den unseren identisch sein, aber ob diese Annahme nach den Erfahrungen eines Jahrhunderts ausgesprochener Bedürfnisexplosion zumindest in den reicheren Gebieten der Erde sehr plausibel ist, darf bezweifelt werden. Wollten wir uns der Aufstellung und Bewertung von Hypothesen über die Bedürfnisentwicklung der Population – mit dem Hinweis auf die Gefahren von Utopie und Spekulation – aber grundsätzlich enthalten, so wäre das Prinzip der Verantwortung für die künftigen Generationen, das den normativen Kern des Nachhaltigkeitskonzepts bildet, nichts als leeres Gerede, mit dem die heutige Gesellschaft ihre Unfähigkeit zu bewusster Kontrolle ihrer Entwicklung beschönigt.

Der Generationenübergang ist der neuralgische Punkt, an dem sich erweisen muss, ob die angestrebte Umsteuerung der Gesellschaft in Richtung Nachhaltigkeit gelingt oder nicht. Zugleich ist er der elementare Mechanismus, der die Gesellschaft temporal integriert und ihren Wissensvorrat in Gestalt von Bildungsinhalten reproduziert. Unter den unzähligen Wissenstransfers, die das Funktionieren des Soziums ausmachen, sind die wichtigsten diejenigen, die das Wissen früherer Generationen auf die folgenden übertragen. Auf der subjektiven Seite der Geschichte stiften diese Transfers den historischen Zusammenhang ebenso, wie es die Kulturlandschaften, die gestaltete und gebaute Umwelt, die infrastrukturellen Netze, die Produktions- und Verkehrsmittel, die technischen Konsumgüter usw. auf der objektiven Seite tun, wenn sie von den Angehörigen der folgenden Generationen angeeignet, benutzt und beherrscht werden. Als Inbegriff aller Vorgänge, die den Wissenstransfer in der Generationenfolge bewirken und vermitteln, kann man den Begriff der *Bildung* im weitesten Sinne betrachten, also weit über jene Kernzone hinaus, in der Personen als Vermittler der Bildung anderer lehrend und erziehend tätig sind. Damit lassen sich zwei Vermutungen verbinden. Wenn wir in eine Wissensgesellschaft eintreten, die (unabhängig von allen Möglichkeiten einer präziseren und reichhaltigeren Bestimmung) jedenfalls dadurch gekennzeichnet sein müsste, dass die Bedeutung von Wissen für die Realisierung des innergesellschaftlichen Zusammenhangs fort-

schreitend zunimmt, dann müsste erstens eine sukzessive Umverteilung der gesellschaftlichen Ressourcen zugunsten des Bildungsbereiches ein unabdingbarer und dabei besonders leicht feststellbarer Indikator dieses Prozesses sein. Es ist nämlich für sich genommen nicht entscheidend, wie schnell das Quantum neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse und sonstiger Wissensselemente zunimmt, wenn diese von niemand verwertet, sondern lediglich in Datenmassiven gespeichert werden; nur über jenes Wissen verfügt die Gesellschaft wirklich, das auch von irgendwelchen ihrer Mitglieder subjektiv gewusst wird. Wenn es ferner zutrifft, dass Generationenübergänge die entscheidenden Weichenstellungen sind, über die Nachhaltigkeitsstrategien wirksam werden, dann liegt zweitens die Annahme nahe, dass die Bildungssphäre jenes Bindeglied sein müsste, das die beiden gegenwärtig meistdiskutierten Tendenzen im Sozium – den Übergang zur Wissensgesellschaft und den Übergang zur nachhaltigen Gesellschaft – aneinander koppelt.

Bildungsvorgänge haben mit Nachhaltigkeit auf (mindestens) drei Ebenen zu tun, die im folgenden kurz diskutiert werden.

1. Nachhaltigkeit als Leitgedanke der Bildung

Niemand kann sich darauf verlassen, dass sich der Sinn für die Einzigartigkeit, die Würde und die Verletzlichkeit der Natur, für die Begrenztheit der Ressourcen unseres Heimatplaneten, für die Notwendigkeit globaler Solidarität und globalen Ausgleichs und die Rücksichtnahme auf das Lebensrecht kommender Generationen – also jene emotional fundierte und durch Wissen gefestigte Haltung, die eine Kultur der Nachhaltigkeit zu leben gestattet – bei den Heranwachsenden spontan einstellt. Sie muss durch bewusste Anstrengung gegen eine Welt von mit allen Mitteln ausgefeilter Werbepsychologie gesetzten Anreizen zu immer mehr Konsum errungen und verteidigt werden – eine unglaublich schwierige Aufgabe, menschliche Souveränität gegen den „Terror der Ökonomie“ zu behaupten, zumal für junge Menschen, die den unaufhörlichen Attacken raffinierter Konsumlockungen keine aus einer langen Lebenserfahrung genährte Gelassenheit entgegensetzen können.

Es steht außer Frage, dass das Nachhaltigkeitsmotiv zu den übergreifenden pädagogischen Leitideen in allen Stufen des Bildungssystems gehören sollte. Dabei könnte es durchaus sinnvoll sein, in verschiedene Ausbildungsgänge speziell auf das Nachhaltigkeitsthema bezogene Profile einzuführen. Auf Universitäts- und Fachhochschulniveau ist eine derartige Profilbildung ohnehin bereits selbstverständlich. Es gibt ganze Studiengänge mit ökologischer Ausrichtung, und in vielen anderen Studiengängen werden Spezialdisziplinen mit Ökologiebezug gelehrt – von der Umweltchemie über das Umweltrecht bis zur Umweltökonomie. Auch in der allgemeinbildenden Schule kann die Einführung besonderer Unterrichtseinheiten hilfreich sein. Ein- oder mehrwöchiger Ökologieunterricht fern vom Schulalltag auf einer gut

geführten Ökostation in einem Landschafts- oder Naturschutzgebiet kann einen bleibenden Eindruck vermitteln. In höheren Klassen kann es sich empfehlen, gelegentlich fächerübergreifende Unterrichtseinheiten einzuschalten, in denen demonstriert wird, wie komplexe ökologische Probleme von hoher praktischer Relevanz das Zusammenspiel unterschiedlicher Fachgebiete erfordern.

Entscheidend ist jedoch allemal der größere Zusammenhang, in den solche spezialisierten Unternehmungen gestellt werden. Wenn der große Rest der Bildungsgänge, in denen sie stehen, vom Nachhaltigkeitsimperativ keine Notiz nimmt oder sich mit Lippenbekenntnissen begnügt, dann geraten sie unwillkürlich zum Alibi. Orientierung auf Nachhaltigkeit schließt einen fundamentalen Wandel der individuellen Lebenskultur ein und kann deshalb nicht bewältigt werden, wenn der tradierten Lebensweise lediglich ein paar neue, mehr oder minder periphere Elemente (Mülltrennung, abgasfreie Autos usw.) hinzugefügt werden, im wesentlichen aber alles so bleibt wie bisher. Sämtliche Elemente der Wirtschafts- und Lebensweise bedürfen im Lichte der Nachhaltigkeitsidee einer Prüfung auf Zukunftsfähigkeit und gegebenenfalls einer Revision. Das ist nicht in einer spektakulären und historisch kurzzeitigen Aktion möglich und kann – wenn auch unter historischem Zeitdruck – nur als säkularer Wandel praktiziert werden, als eigenschöpferische Aktion vieler, der ein massenhafter Einstellungswandel zugrunde liegt, basierend auf einer aktiven persönlichen Auseinandersetzung mit den globalökologischen Existenzproblemen der Menschheit und insofern allgemein, zugleich aber in höchstem Grade individualisiert und damit in einer Weise vielfältig, die von keinem organisierenden Zentrum und keiner Avantgarde vorgedacht werden kann. Deshalb sollte in allen Elementen der Bildungsgänge die existentielle Herausforderung spürbar werden, aber als Anstoß zum Nach- und Umdenken und nicht als stereotypes Etikett. Der inflationäre Gebrauch des Wortes „Nachhaltigkeit“, wie er vielerorts zu beobachten ist, blockiert nur die Einsicht in den Ernst der Weltsituation und verführt zu der Annahme, es handele sich dabei um nicht mehr als eine der vielen intellektuellen Moden, die vergleichsweise folgenlos durch die westliche Kultur gehen und früher oder später wieder verebben.

Allerdings hat es das Bildungswesen in jüngster Zeit besonders schwer, den nachwachsenden Generationen den Ernst der globalökologischen Krise begreiflich zu machen, in der die wachstumsorientierte Gesellschaft steckt und aus der der Nachhaltigkeitsgedanke einen möglichen Ausweg skizziert. Es gab Zeiten, in denen das öffentliche Bewusstsein – aufgeschreckt durch die alarmierenden Berichte des Club of Rome und aufgerüttelt durch die noch junge grüne Bewegung – für die ökologische Krise weitaus stärker sensibilisiert war als heute. Im Vordergrund der politischen und medialen Aufmerksamkeit stehen heute die Massenarbeitslosigkeit, der „internationale Terrorismus“ und seine Bekämpfung oder auch die Finanzschwäche der öffentlichen Hände bei fortschreitendem Wachstum der großen Privatvermögen. Das sind sämtlich gravierende Probleme von großer sozialer Relevanz, aber

keines von ihnen reicht so tief an die Wurzeln der menschlichen Existenz wie das Problem der globalen ökologischen Krise, das durch die Dominanz der erwähnten Gegenstände an den Rand der Aufmerksamkeit gedrängt worden ist. Man fühlt sich an den Stoßseufzer mancher Aktivisten der Ökologiebewegung erinnert, ob denn erst ökologische Katastrophen von kontinentaler Dimension hereinbrechen müssen, ehe die im Karussell von Produzieren und Konsumieren gefangene Menschheit aus ihrer Selbstsicherheit erwacht. Jedenfalls muss sich das Bildungswesen, wenn es den Nachhaltigkeitsgedanken zu einer Leitlinie der Bildungsgänge machen möchte, in gewissem Sinne gegen den common sense stemmen. Zwar wird der Nachhaltigkeitsidee, wenn sie in allgemeiner Form ausgesprochen wird und nicht bis zu verpflichtenden Konsequenzen für das Individuum vordringt, heute kaum noch irgendwo frontal widersprochen werden; sie stirbt jedoch auch nicht am Widerstand, sondern an Gleichgültigkeit und Beliebigkeit.

2. Akzentverschiebungen in der Palette menschlicher Tätigkeiten

Die Ausbreitung einer Ethik des Verzichts, der Mäßigung des Konsums würde zweifellos günstige Voraussetzungen für den Übergang zu einer nachhaltigen Entwicklung schaffen. Die Literatur zur globalen Ökologie weist schon seit Jahrzehnten mahndend darauf hin, dass eine Ausbreitung des in den Hochburgen des Kapitalismus üblichen durchschnittlichen materiellen Lebensniveaus auf die gesamte Erdbevölkerung, die zu verlangen die Benachteiligten jedes Recht haben, unverzüglich zum ökologischen Kollaps führen würde. Indes dürfte die Erwartung, dass ein globaler Ausgleich – wie er nach der Idee der Einheit von inter- und intragenerativer Gerechtigkeit als Bedingung für Nachhaltigkeit notwendig wäre – durch Verzicht der reichen Länder erreicht werden könnte, eher illusorisch sein. Solange auf diesem Planeten die kapitalistische Wirtschaftsform unhinterfragt und unangefochten funktioniert, ist nicht damit zu rechnen, dass die tendenzielle Erweiterung des Zirkels von Produktion und Konsumtion jemals aufgehalten werden könnte.

Realistische Nachhaltigkeitsstrategien, die mit der Fortdauer des Kapitalismus rechnen (müssen), können ihre Hoffnungen nur darauf setzen, dass dieser expandierende Zirkel in sich auf eine Weise umgebaut werden kann, die die von ihm ausgehende Belastung des globalen Ökosystems fortschreitend zurücknimmt. Hier dürfte die als Übergang zur Informations- bzw. Wissensgesellschaft diagnostizierte Tendenz gewisse Chancen bieten. Wenn sich im Portfolio der wirtschaftlichen Aktivitäten die Inanspruchnahme stofflicher und energetischer Ressourcen gegenüber der Verarbeitung von Daten tendenziell vermindert, wenn Weiterbildung, Surfen im Internet, Computerspiele, elektronische Kommunikation usw. einen wachsenden Anteil im konsumtiven Zeitbudget in Anspruch nehmen, dann könnte dies den Trend in Richtung Nachhaltigkeit fördern. Die Formulierungen sind hier

bewusst vage gewählt. Das „Informationszeitalter“ bedarf bekanntlich einer ausgefeilten technischen Infrastruktur, deren Bereitstellung und Wartung mit einem beträchtlichen „ökologischen Rucksack“ beladen ist; erst wenn hieb- und stichfest erwiesen ist, dass der ökologische Effekt ihres Einsatzes bei weitem die mit ihrer Erzeugung und Aufrechterhaltung verbundenen ökologischen Kosten übertrifft, wird man die Behauptung, der Übergang zur Informations- bzw. Wissensgesellschaft sei ein (oder sogar der entscheidende) Katalysator für die Herausbildung eines nachhaltigen Entwicklungsregimes, mit aller Bestimmtheit aussprechen können.

Die begriffliche Differenzierung der Termini „Wissensgesellschaft“ und „Informationsgesellschaft“ ist nicht zuletzt durch die Einsicht vorangetrieben worden, dass die über elektronische Medien massenhaft zirkulierten Informationen nichts mit Wissen als Erkenntnis zu tun haben müssen, denn „eine informatisierte Gesellschaft kann durchaus vor Dummheit strotzen und das Wissen auf das Format des ökonomischen Nutzens reduzieren“⁹. In der Tat ist die Oberfläche der medial vermittelten gesellschaftlichen Kommunikation in weiten Bereichen von Trivialität und sogar von Anti-Aufklärung beherrscht, und auch aus dem Internet gewinnt nur jener User Bildung, der bewusst darauf ausgeht. Nichtsdestoweniger: wenn man alle kulturell verfeinerten Erwartungen an eine „Wissensgesellschaft“ beiseite lässt und lediglich unterstellt, dass der Umgang mit Information, gleich welcher Art, das globale Ökosystem ungleich weniger belastet als die material- und energieintensiveren Arten von Produktion und Konsumtion, dann wird man zugeben müssen, dass eine Ausdehnung des Anteils informationeller Tätigkeiten im Zeitbudget von Individuum und Population objektiv einen Schlüssel zu einem nachhaltigen Entwicklungsregime bedeutet. Tendenzen zu „postmateriellen“ Lebensstilen werden soziologisch immerhin schon ausgemacht¹⁰. Die kulturelle Forderung, Anteil und Niveau des kommunizierten Wissens im Ozean der Informationszirkulation zu erhöhen, bleibt davon unberührt und wird möglicherweise auch dann noch diskutiert werden, wenn das Einschwenken der Gesellschaft auf einen nachhaltigen Entwicklungspfad bereits Realität geworden ist.

3. Wissen als Agens von Nachhaltigkeit

Der fundamentale Zusammenhang zwischen der Nachhaltigkeitstendenz und der sozialen Rolle des Wissens liegt tiefer als die bisher erörterten Bezüge. Der historische Aufstieg des Kapitalismus war damit verbunden, dass sein ökonomisches System der bezahlten Arbeit den Status eines knappen Gutes gab, woraus intensiv wirksame Anreize zur fortgesetzten Steigerung ihrer Produktivität resultierten. Die kapitalistische Ökonomie ist in ihren Grund-

⁹ E. Becker, Die postindustrielle Wissensgesellschaft – ein moderner Mythos? – In: Zeitschrift für kritische Theorie 12/2001, S. 85 – 106, hier S. 92.

¹⁰ Nachhaltige Konsummuster und postmaterielle Lebensstile. Vorstudien. Berlin 1997.

zügen eine Ökonomie der Arbeitszeit. Die Produktivität der Nutzung der im Produktionsprozess eingesetzten stofflichen und energetischen Ressourcen stieg ebenfalls an, jedoch in weit geringerem Maße, so dass man zumindest für die gesamte Periode der Industriegesellschaft behaupten kann, ein erheblicher Teil der Einsparung von lebendiger Arbeit sei durch die vermehrte Inanspruchnahme stofflicher und energetischer Ressourcen kompensiert und, im ökologischen Sinn, konterkariert worden.

Die globalökologische Krise zeigt die unabdingbare Notwendigkeit an, die Gewichte in der Ökonomie zu verlagern. Es ist nicht mehr die menschliche Arbeitskraft, die im Zentrum der Bewirtschaftung zu stehen hat; schon die Massenarbeitslosigkeit demonstriert augenfällig, dass nicht Arbeitskraft knapp ist, sondern die Gelegenheiten zu ihrer produktiven Betätigung durch das ökonomische System knapp gehalten werden. Vielmehr muss eine Ökonomie der Nachhaltigkeit die Bewirtschaftung der stofflichen und energetischen Ressourcen und Kreisläufe (die „Ressourcenproduktivität“) in das Zentrum ihrer Mechanismen und Anreize stellen. Dazu kann die kapitalistische Wirtschaft durch Veränderung ihrer gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in gewissem Maße veranlasst werden. Ob sie zu mehr als einer nur situativen Anpassung in der Lage ist und die Potenz besitzt, von der Dominanz der Zeitökonomie zur Dominanz der Ressourcenökonomie überzugehen, ist eine offene Frage. Nicht minder offen ist, ob sie, wenn sie diese Wende tatsächlich vollziehen sollte, noch immer kapitalistisch genannt werden kann. Jedenfalls darf angenommen werden, dass dies die eigentliche Herausforderung für den Kapitalismus im 21. Jahrhundert sein wird – eine Herausforderung, mit der er nicht wie noch mit der aus der vergangenen Systemkonfrontation resultierenden durch bloße Behauptung seiner Identität fertig werden kann.

Fortschreitende Steigerung der Ressourcenproduktivität als ökonomisches Kernstück eines Nachhaltigkeitsregimes erfordert weitreichende wissenschaftsfundierte Innovationen unterschiedlichster Art. Wissen als ideelles Phänomen überhaupt – und wissenschaftliches Wissen insbesondere – tritt dabei als Innovationsgenerator und als Aufwandsgröße auf – als letztere aber in einer Art und Weise, die es von den materiellen Faktoren der Wirtschaftstätigkeit prinzipiell unterscheidet. Wissen wird, anders als jede andere Ressource, durch seinen Gebrauch nicht aufgebraucht. Je häufiger ein und dasselbe Wissen verwendet wird, um so mehr wird der Aufwand, der zu seiner Gewinnung getrieben werden musste, rückwirkend ökonomisiert – ohne irgendeine in seiner eigenen Natur liegende Obergrenze. Man kann es auch so ausdrücken, dass von dem Augenblick an, wo der Ertrag seiner Nutzung den Aufwand seiner Erzeugung erstattet hat, Wissen als Gratisgut fungiert. Deshalb muss das wesentliche Prinzip der Nachhaltigkeit darin bestehen, diese kostenlose Ressource der Gesellschaft maximal zu nutzen. Der Umstand, dass diese Nutzung selbst einen Erschließungsaufwand erheischt, ändert nichts an der ökonomischen Eigenart des Gutes, das genutzt wird.

Diese Eigenschaft, die jeglichem Wissen zukommt, ist im Fall des wissenschaftlichen Wissens aufgrund seiner historischen Kumulativität potenziert. Das aktuelle Wissen führt Schichten mit sich, die Jahrhunderte und Jahrtausende alt sind, in Bildungsprozessen reproduziert werden und nach wie vor in unzähligen Tätigkeiten produktiv und konsumtiv verwendet werden können, also ihre eigene Ökonomie unabgeschlossen und unabschließbar erhöhen. Marx zählte die Wissenschaft, als er sich mit ihrer ökonomischen Rolle befasste, zu den allgemeinen gesellschaftlichen Produktivkräften, die vom Kapital als eine Gratisgabe der Geschichte angeeignet werden.¹¹ Es sind gerade die besonders alten Schichten des Wissens (manchmal auch „Kulturtechniken“ genannt), deren Reproduktion in Bildungsprozessen das Fundament der Wissensgesellschaft sicherstellt.¹² Die Schockwirkung der PISA-Studie beruhte nicht darauf, dass sie etwa eine mangelhafte Vermittlung modernster Kenntnisse angeprangert hätte, sondern darauf, dass sie auf Lücken in den Basisschichten der Wissenskultur aufmerksam gemacht hat.¹³ Die Reproduktion, Erschließung und Erweiterung des historisch gewachsenen Wissensbestandes der Gesellschaft auf dem Niveau moderner Informations- und Kommunikationstechnologien und die Disposition der Gesellschaft zur Nachhaltigkeit hängen in einem Maße miteinander zusammen, das diese beiden Ströme kritisch-konstruktiven Bemühens konvergieren¹⁴, wenn nicht künftig sogar verschmelzen lässt. Da ihre jeweiligen Prinzipien – der Status des Wissens als öffentliches Gut¹⁵ und die Dominanz der Res-

¹¹ H. Laitko, Gedanken über die wissenschaftstheoretische Relevanz der ökonomischen Theorie von Karl Marx, in: Karl Marx 1818 – 1883. Die aktuelle Bedeutung seiner Lehre für die Theorie und Praxis der Wissenschaftsentwicklung (AdW der DDR. Institut für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft. Kolloquien H.38), Berlin 1984, S. 30 – 60.

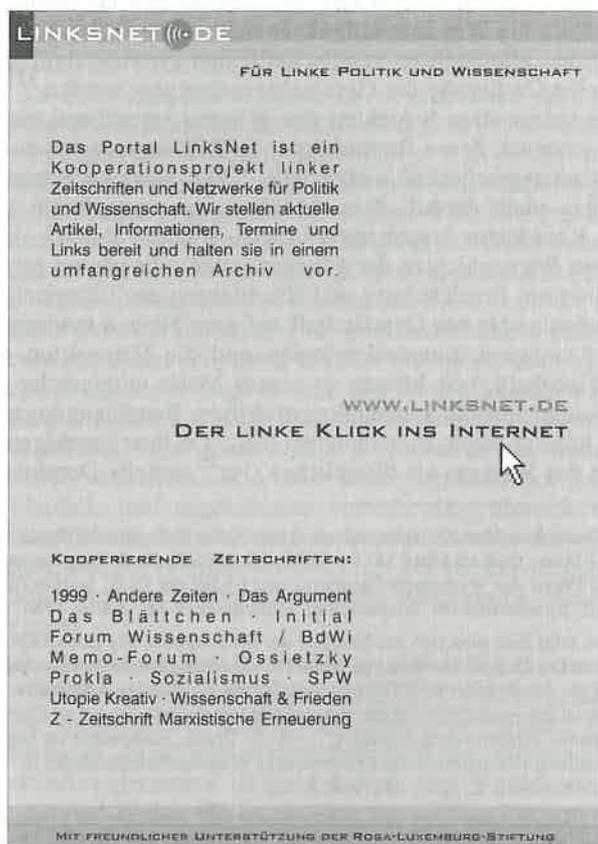
¹² H.-G. Gräbe zeigt dies plastisch am Beispiel der Mathematik: Die Entwicklung der Mathematik als Ganzes ebenso wie ihre curriculare Vermittlung in der Schule beginnt mit dem Zahlbegriff als Abstraktion und führt vom einfachen Kalkül der Arithmetik über den Einsatz von Variablen „viele Windungen der Abstraktionsspirale hinauf zu komplizierten und kompliziertesten symbolischen Kalkülen“. – H.-G. Gräbe, Kompetenz im Informationszeitalter. Die Stellung des symbolischen Rechnens in Wissenschaftsgebäude, in: UTOPIE kreativ, H.125, März 2001, S. 220 – 231, hier S. 225.

¹³ PISA 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im internationalen Vergleich. Hrsg. von J. Baumert, E. Klieme, M. Neubrand, M. Prenzel, U. Schiefele, W. Schneider, P. Stanat, K.-J. Tillmann, M. Weiß (Deutsches PISA-Konsortium), Opladen 2001.

¹⁴ H. Brandt, Nachhaltigkeit – eine Herausforderung für die Soziologie, Opladen 1997; G. Clar/J. Doré/H. Mohr (Hrsg.), Humankapital und Wissen – Grundlagen einer nachhaltigen Entwicklung, Heidelberg 1997; W. Göhring, The Productive Information Society: A Basis for Sustainability, GMD Report 72, Sankt Augustin 1999.

¹⁵ A. Gorz bemerkt: „Zum Übergang in eine Wissensgesellschaft wird es erst kommen können, wenn die Gesellschaft Wissen nicht als Fachwissen behandelt, sondern als Komponente einer Kultur, in der die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten und Beziehungen das entscheidende Ziel ist. Es liegt im Wesen von Wissen, ein gesellschaftliches Gemeingut zu sein, und im Wesen einer Wissensgesellschaft, sich als Kulturgesellschaft zu verstehen“. – In A. Gorz, Welches Wissen? Welche Gesellschaft? – Kongress „Gut zu wissen – links zur Wissensgesellschaft“, 4. – 6. Mai 2001, Humboldt-Universität zu Berlin, Textbeiträge, S. 6;

sourcenökonomie gegenüber der Ökonomie der Arbeitszeit – zudem von den Essentials der kapitalistischen Wirtschaftsform abweichen, wird die nähere Erkundung ihres Zusammenhangs möglicherweise auch zu neuen Einsichten in interne Transformationspotentiale der gegenwärtigen Gesellschaft führen.



H.-G. Gräbe, Wissenschaft zwischen Freizügigkeit und Kommerz, in: UTOPIE kreativ H.100, Februar 1999, S. 29 – 37; H.-G. Gräbe, Nachdenken über Sozialismus: das Open-Source-Projekt, in: UTOPIE kreativ H.117, Juli 2000, S. 651 – 660; open theory – offene Theorie. Einige Tendenzen der Wissensgesellschaft, 5.10.1999, last update 5.10.2000, <http://www.opentheory.org/wissenstendenz/v0001.phml>; Stefan Meretz, Die doppelte algorithmische Revolution des Kapitalismus – oder: Von der Anarchie des Marktes zur selbstgeplanten Wirtschaft, Juni 1999, last update 6.12.2001, <http://www.kritische-informatik.de/algorevl.htm>; Stefan Meretz, „GNU/ Linux ist nichts wert – und das ist gut so!“ Kampf ums Eigentum im Computerzeitalter, in: Die verkaufte Bildung. Kritik und Kontroversen zur Kommerzialisierung von Schule, Weiterbildung, Erziehung und Wissenschaft. Hrsg. von I. Lohmann und R. Rilling, Opladen 2002, S. 333 – 350.

Steffen Dörhöfer

Soziologische Sichtweisen auf die „Wissensgesellschaft“

Die moderne Soziologie hat das Vertrauen in die Richtigkeit ihrer Gesellschaftsbeschreibung als „Industriegesellschaft“ verloren. Während dieses Konzept der Gesellschaftsanalyse „ein Instrument der Selbstdeutung von hohem theoretischen und empirischen Gehalt“ (Ostner 2001, 60) darstellte, können die zahlreich auf dem massenmedialen Meinungsmarkt vertretenen Nachfolgemodelle keine entsprechende Kohärenz aufweisen. Weder die Konstatierung der „Risikogesellschaft“ (Beck 1986) oder der „Erlebnisgesellschaft“ (Schulze 1992) noch der „Multioptionsgesellschaft“ (Gross 1994) oder der „Kommunikationsgesellschaft“ (Münch 1992), um nur einige wenige soziologische Zeitdiagnosen¹ zu nennen, scheint zu einem ähnlichen diskursübergreifenden Basiskonsens des Gesellschaftsverständnisses zu führen.

Neuerdings hat sich eine Gesellschaftsdiagnose zurückgemeldet, deren Prämissen schon einmal in den 70er Jahren diskutiert wurden. Damals behaupteten vor allem Daniel Bell (1973) und Peter F. Drucker (1969) die Ablösung der „Industriegesellschaft“ durch eine „postindustrielle Gesellschaft“, deren zentrales Strukturprinzip, das theoretische Wissen, die gesamte Sozialstruktur transformieren würde. Gleichwohl gelang es den Theorien der „postindustriellen Wissensgesellschaft“ seinerzeit nicht, eine Überwindung des industriegesellschaftlichen Paradigmas zu begründen. Ihre Leistung bestand eher darin, die wachsende Bedeutung von Wissen in „Industriegesellschaften“ zu verdeutlichen. Ungefähr zwanzig Jahren später nehmen eine Reihe von Soziologen den Faden dieser Diskussion wieder auf, jedoch mit dem Unterschied, daß nun vielleicht mit größerer Wirklichkeitsnähe eine qualitative Ablösung der „Industriegesellschaft“ in Richtung einer „Wissensgesellschaft“ begründet werden kann.

Obwohl die Ausrichtung zukünftiger Sozialstrukturen im soziologischen Diskurs sehr umstritten ist, verweisen empirische Trends – die Etablierung der neuen IuK-Technologien, die zunehmende Relevanz von Wissensarbeit und die neuen Formen der Wissensproduktion – auf einen laufenden Transformationsprozeß in Richtung einer „Wissensgesellschaft“. Insbesondere die These einer neuen Form der Wissensproduktion (vgl. u.a. Michael Gibbons et al. 1994) steht dabei im Zentrum. Sie geht davon aus, daß parallel zu der traditionellen Gestalt der Wissenschaft („Mode 1“) wesentliche Merkmale in Richtung eines vollkommen neuen Modus der Wissensproduktion („Mode 2“) zu erkennen sind. Da die Heuristik des „Mode 2“ eine Aufhebung des universitä-

¹ Einen Überblick über die zahlreichen zeitdiagnostischen Konzepte bieten u. a. Schimank, Uwe/Volkmann, Ute (Hrsg.) (2000); Kneer, Georg/Nassehi, Armin/Schroer, Markus (Hrsg.) (2000, 2001).

ren Wissensmonopols proklamiert, verändern sich die gesellschaftlichen Geltungskriterien für Wissen grundlegend. Gibbons et al. haben sich deshalb bewußt für den allgemeineren Begriff des Wissens² als Äquivalent zu „Mode 2“ im Unterschied zum Wissensbegriff des „Mode 1“ entschieden. Denn die gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse über geltendes Wissen dezentralisieren sich von den akademischen Institutionen und diffundieren in alle gesellschaftlichen Bereiche, d. h., daß wissenschaftliches Wissen zunehmend mit sozialen, ökonomischen und politischen Geltungskriterien konkurrieren muß.

Aus dem Feld der soziologischen Diskussion um die Wissensgesellschaft werden im folgenden drei theoretische Konzepte vorgestellt: der modernisierungstheoretische Ansatz von Nico Stehr, der systemtheoretische Ansatz von Helmut Willke und der „laborkonstruktivistische“ Ansatz von Karin Knorr-Cetina. Hierbei ergibt sich ein interessanter methodischer Unterschied zwischen den verschiedenen Konzepten, den Übergang von der Industrie- zur Wissensgesellschaft zu analysieren. Auf der einen Seite bedienen sich Willke und Stehr einer „vergleichenden Strategie von Phasen gesellschaftlicher Entwicklung“ (Rammer 1999, 42), um die Strukturprinzipien einer zukünftigen Wissensgesellschaft in Abgrenzung von den industriegesellschaftlichen Konstitutionsmerkmalen erkennen zu können. Im Gegensatz dazu distanzieren sich Knorr-Cetina von dieser Methode, indem sie durch ethnomethodologische Untersuchungen von Laborsituationen entstehende Wissensstrukturen – ohne die Ergebnisse bereits schematisch vorstrukturiert zu haben – verstehen will.

Der modernisierungstheoretische Ansatz – Nico Stehr

Nachdem es fast zehn Jahre lang ziemlich ruhig um die Idee von der Wissensgesellschaft blieb, nahmen Böhme und Stehr (1986) die Argumentationen der Theoretiker einer postindustriellen Gesellschaft wieder auf. In Auseinandersetzung mit diesen Ansätzen – vor allem dem der postindustriellen Gesellschaft von Bell und der Theorie der Wissensgesellschaft von Drucker – entwickelten sie eine eigene Theorie der Wissensgesellschaft (1994, 2000, 2001a). Insbesondere Stehrs Studie „Arbeit, Eigentum und Wissen“ (1994) beschäftigt sich mit dem Transformationsprozeß von der Industrie- zur Wissensgesellschaft und bietet eine „handlungstheoretisch orientierte Perspektive“ (Maasen 1999, 60) zur Beschreibung dieses Wandels an. Obwohl er mit seinen Vorgängern die Annahme einer wachsenden Bedeutung von Wissenschaft und Technik für die Gesellschaft teilt, verabschiedet er sich von deren Wissenschaftsgläubigkeit, deren These von der unbeschränkten Machbarkeit der Gesellschaftsstruktur und den wissenssoziologischen Prämissen dieser Gesellschaftstheorien (vgl. Stehr 1994, 13). Dabei geht es ihm um „eine neue Sichtweise, die uns von den Veränderungen in Wirtschaft und Gesellschaft aufgezwungen wird“

² Auf diese Weise kann begründet werden, warum es sich bei der „nachindustriellen Gesellschaft“ um eine Wissens- und nicht um eine Wissenschaftsgesellschaft handeln würde. „Mode 2“ verweist auf eine Dezentralisierung der Wissensproduktion und nicht auf eine Kolonialisierung aller Gesellschaftsbereiche durch die Wissenschaft.

(Stehr 2001, 10). Um den sozialen Wandlungsprozeß erfassen zu können, müsse das theoretische Instrumentarium entsprechend den neuen Anforderungen verändert werden, wobei man den Modernisierungsprozeß nicht mehr in den Kategorien der Industriegesellschaft „als einen Ablauf von strikt vorbestimmten Entwicklungsstadien verstehen“ (Stehr 2000, 47) könne. Zu überwinden seien veraltete Theorieprämissen, zu denen er vier Grundannahmen zählt: 1) die Identifikation von Gesellschaft und Nationalstaat; 2) den Prozeß einer funktionalen Differenzierung sozialer Institutionen; 3) die Rationalisierung der modernen Gesellschaft und 4) die Vorstellung einer Stufenfolge gesellschaftlicher Entwicklung (vgl. ebd., 29f.).

Somit versteht Stehr den gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß als „einen offenen, häufig sogar reversiblen Prozeß der Ausweitung sozialen Handelns“ (ebd., 47f.), in dem sich der soziale Wandel „auf zusätzliche, marginale oder abgestufte ‚Steigerungen‘ sozialer Veränderungen bezieht“ (ebd.). Demnach wird der Modernisierungsprozeß als ein Prozeß der Ausweitung von Handlungsmöglichkeiten verstanden: „Extension verweist einerseits auf eine Ausweitung oder ein ‚Wachstum‘ von Orientierungen, sozialen Beziehungen oder Austauschprozessen und ihre progressive Multiplikation, ihre zunehmende Dichte und Befreiung von Hindernissen. (...) Andererseits betrifft sie die Auflösung oder das Zurücktreten – aber nicht unbedingt im Sinn einer vollständigen Ablösung – von kulturellen Praktiken und strukturellen Figuren, die mit den durch den Prozeß der Ausweitung entstandenen neuartigen Erwartungen und Verhaltensweisen in Konflikt kommen“ (Stehr 1994, 65). Stehr setzt seinen soziologischen Wissensbegriff mit diesem „Extensionsprozeß“ in Beziehung und definiert Wissen als Fähigkeit zum Handeln (Handlungskapazität), im Sinne der Möglichkeit, etwas in „Gang zu setzen“ (vgl. Stehr 1999, 208). Dieser Wissensbegriff beruht auf zwei Komponenten, die als Unterscheidung von dem, was man weiß (Wissensinhalt), und dem, wie man weiß (Wissensprozeß), typologisiert werden (vgl. Stehr 2001, 55f.). Der Wissensprozeß bezieht sich auf die Fähigkeit eines Akteurs, Zugang zu Wissen über Dinge, Programme, Regeln, Fakten und Personen zu erlangen und dieses in den eigenen Orientierungs- und Erfahrungsbereich aufzunehmen. Wissen ist aber nicht nur etwas, das im Besitz des Menschen ist, sondern vor allem etwas, was der Mensch tut. Weiterhin kann sich die intellektuelle Aneignung von Wissensinhalten sowohl direkt als auch vermittelt vollziehen: „Seit sich der Wissensinhalt in Symbolen darstellen lässt, ist der direkte Kontakt mit den Dingen selbst nicht mehr nötig. (...) Die Sprache, das Schreiben, Drucken, Datenspeichern usw. sind sozial relevante Mechanismen, weil sie Wissen symbolisch darstellen oder, anders ausgedrückt, objektiviertes Wissen ermöglichen“ (ebd.). Neben dem Aneignungsprozeß von Wissen spielt der gesellschaftliche Kontext des Handelnden eine wichtige Rolle, da Wissen nur dann eingesetzt werden kann, wenn ein Handlungsspielraum besteht.

Entscheidend für die Ausweitung der Handlungsoptionen ist nun, daß sie durch zusätzliches Wissen gewährleistet wird, dessen wichtigste Quelle heute die von der Wissenschaft produzierte Wissensform ist. Damit findet ein funda-

mentaler Bedeutungswandel bezüglich der wissenschaftlichen Erkenntnisse statt. Im Gegensatz zur positivistischen Wissenschaftsgläubigkeit oder dem Objektivitätsideal wissenschaftlicher Erkenntnisse, wie es in den Theorien der postindustriellen Gesellschaft reflektiert wurde, erhält das wissenschaftliche und technische Wissen Stehr zufolge seinen herausragenden Stellenwert in der modernen Gesellschaft durch die Erweiterung sozialer Handlungsoptionen. „Infolgedessen verändern sich der Umfang der gesellschaftlichen Investition in die Produktion von Wissen, die Verteilung und Reproduktion von Wissen sowie die Konstruktionsbedingungen von Wissen“ (Stehr 1994, 201). Mit der zunehmenden Durchdringung aller Lebensbereiche durch das wissenschaftliche Wissen hat sich nach Ansicht von Stehr die moderne Industriegesellschaft grundlegend gewandelt. Während die moderne Gesellschaft in erster Linie von den sozialen Merkmalen Arbeit und Kapital geprägt wurde, konkurrieren diese nun mit Wissen als Strukturierungsmechanismus (vgl. ebd., 29f.). Folglich betrachtet Stehr die Wissensgesellschaft „als eine Gesellschaft, deren Möglichkeiten, auf sich selbst, auf gesellschaftliche Institutionen und auf das Verhältnis zur natürlichen Umwelt einzuwirken, vor allem durch die Wissenschaft gesteigert werden“ (ebd., 220). Das Fundament der zunehmenden Selbstgestaltungsmöglichkeiten der Gesellschaft stellt die gesellschaftliche Aneignung der Natur und deren Umgestaltung in ein menschliches Produkt dar. Auf diese Weise hat sich eine sekundäre Struktur herausgebildet, die aus dem objektivierten Wissen besteht, das nun zwischen Natur und Gesellschaft vermittelt. Damit entwickelt sich die Strukturierung der modernen Gesellschaft zunehmend zu einem Produkt menschlichen Handelns (vgl. ebd., 218f.). Die Herausbildung der so verstandenen Wissensgesellschaft befindet sich – Stehr zufolge – erst in einem Entstehungsprozeß und kann bisher erst an der radikalen Umwandlung der industriellen Wirtschaftsstruktur hin zu einer symbolischen, nicht-materiellen Ökonomie identifiziert werden.

Der systemtheoretische Ansatz – Helmut Willke

Im Anschluß an Niklas Luhmann formulierte Helmut Willke in den letzten Jahren ein steuerungstheoretisches Modell der Wissensgesellschaft. Während Luhmann Gesellschaft als das umfassende Sozialsystem aller füreinander erreichbarer Kommunikationen (vgl. Luhmann 1997, 145) bezeichnet und von einem einzigen Gesellschaftssystem, der „Weltgesellschaft“ (ebd., 145ff.), ausgeht, sieht Willke diese Schlußfolgerung nicht als zwingend an. Denn die Luhmannsche Definition von Gesellschaft müsse noch um eine bestimmte Form, die sich im Medium des Sozialen herausbilden kann, ergänzt werden. „Aber Gesellschaft entsteht erst dann, wenn ein soziales System in der Lage ist, die Regeln der Formierung seiner sozialen Beziehungen selbst zu setzen, also sich selbst zu steuern. Gesellschaft ist damit definiert als die Form sozialer Systeme, welche ihre Form selbst bestimmt: Es ist die (einzige) als Form reflexive Form sozialer Systeme“ (Willke 2000, 204). Willke konzipierte ein Gesellschaftsmodell „lateraler Weltsysteme“ (ebd., 203), in dem er die heutige, funktional differenzierte Gesellschaft zwischen den Polen einer entwickelten

Weltgesellschaft einerseits und einer nationalstaatlich bestimmten Gesellschaft andererseits verortet. Dies bedeutet, daß die bislang nationalstaatlich verfaßten Gesellschaften aufgrund der Herauslösung einzelner Funktionssysteme aus dem territorial begrenzten Kontext (wie beispielsweise das Finanzsystem, das System der Massenmedien oder das Sportsystem) in ihrer Operationsweise erschüttert werden, sich aber kaum Anzeichen einer Herausbildung transnationaler Steuerungsmechanismen beobachten lassen. Nachdem die Herausbildung lateraler Weltsysteme sowie die damit zusammenhängende „Steigerung der Eigenkomplexität und internen Differenziertheit, Autonomie und operativen Geschlossenheit der gesellschaftlichen Teilsysteme“ (Willke 1993, 265) zum Steuerungsproblem der modernen Gesellschaft, insbesondere auf Kosten der Steuerungsmedien Macht und Geld (vgl. Willke 1997) geführt hat, gewinnt ein anderes Medium an Bedeutung – das Wissen. Willke faßt die Entwicklung folgendermaßen zusammen: „Moderne Organisationen und Gesellschaften befinden sich im Umbruch zu wissensbasierten Systemen. Neben die traditionellen Infrastrukturen der Macht und des Geldes tritt mit zunehmendem Gewicht Wissen als Operationsbedingung und als notwendige Steuerungsressource. Wissen im allgemeinen und Expertise als systematisiertes und organisiertes Wissen im besonderen verändern soziale Ordnung kontinuierlich, seit die Verwendung von Wissen nicht mehr altes, unvordenkliches Wissen betont, sondern neues Wissen“ (Willke 1998, 354).

Was versteht die Systemtheorie nun unter „Wissen“? Die operative Geschlossenheit sozialer Systeme gründet Luhmann zufolge auf dem „basal-selbst-referentiellen Prozeß“ der Kommunikation (Luhmann 1984, 199). Er beschreibt Kommunikation als einen Selektionsprozeß von Information, Mitteilung und Verstehen. Kommunikation käme zustande, „wenn eine Information vorliegt, die (medial vermittelte) Mitteilung dieser Information und das Verstehen (nicht: Akzeptieren) der Mitteilung beim Kommunikationspartner („Kommunikant Alter“) gelingen und rekursiv zusammenspielen“ (Willke 2000, 202). Jedoch befindet sich das beobachtende psychische System, als eigenes operativ geschlossenes System, in der Umwelt des Kommunikationssystems und mißt den prozessierenden Daten nach eigenen Beobachtungskriterien einen Sinn bei. Von einem psychischen System ausgehend entsteht Wissen aus einem dreistufigen Selektionsprozeß (vgl. u.a. Willke 2001b):

Zuerst müssen dem beobachtenden System Daten vorliegen, die dieses anhand eigener Beobachtungsinstrumente konstruiert.

Aus den konstruierten Daten werden dann Informationen, „wenn und soweit sie ein systemisches Relevanzfilter durchlaufen, also von irgendeinem beobachtungsfähigen System als relevante Unterschiede bezeichnet werden, als Unterschiede, die einen Unterschied ausmachen“ (ebd., 5).

Wissen entsteht auf einer dritten Stufe der Selektivität, indem das beobachtende System die Informationen systematisiert und diese in einen Erfahrungskontext einbaut. Der Erfahrungskontext besteht aus „bedeutsamen Erfahrungsmu-

stern, die das System in einem speziell dafür erforderlichen Gedächtnis speichert und verfügbar hält“ (Willke 1998, 11).

Natürlich ist jede Erzeugung von Wissen ein sehr voraussetzungsreicher Prozeß, da mentale Systeme zur Erkennung bedeutsamer Daten erst einmal eine bestimmte Eigenkomplexität aufbauen müssen; das heißt, sie müssen lernen. Lernen ist wiederum ein sozialer Prozeß, der auf Kommunikation angewiesen ist, insbesondere auf die kommunikativ – durch Sprache, Bilder und Zahlen – codierten Mitteilungen. Sind diese Voraussetzungen der Lernfähigkeit gegeben, „dann lassen sich Sozialität und Kommunikation auch in das Innere eines einzelnen mentalen Systems verlegen und als innerer Dialog, als Gespräch mit sich selbst oder mit intern repräsentierten Anderen simulieren“ (Willke 2001b, 7). Willke schlußfolgert, daß jedes Lernen und jede Erzeugung von Wissen ein kommunikativer Prozeß sei, ob intern oder extern organisiert.

Um die Bedeutung des Steuerungsmediums Wissen auf der Ebene sozialer Systeme zu zeigen, bedient sich Willke der Unterscheidung von „Wissen“ und „Intelligenz“. Dabei bezeichnet der Intelligenzbegriff sowohl die Wissensbasiierung von psychischen als auch von sozialen Systemen. Verallgemeinert bedeutet dies, daß sich von Intelligenz sprechen läßt, „wenn das System Mechanismen und Prozesse aufbaut, in welchen dieses kontextspezifische Wissen den Filter einer weiteren Verknüpfungsebene durchläuft: wenn das System Wissen in Beziehung mit seinen Zielen und Handlungsstrategien bringt und sein Handeln von seinem Wissen abhängig macht“ (Willke 1996, 265f.). Folglich differieren dieser Sicht zufolge psychische und soziale Systeme nur darin, wie sie ihre akkumulierten Problemlösungsmechanismen speichern und verfügbar machen.

Im „steuerungstheoretischen Modell der Wissensgesellschaft“ konkurrieren Macht und Geld als Steuerungsmedium sozialer Systeme. Mit dem Medium Wissen bildet sich eine Systemsteuerung heraus, die im wesentlichen durch die Möglichkeit der Antizipation von Zukunft sowie durch die Anerkennung systemischen Nichtwissens gekennzeichnet ist. Die Umkehrung der Zeitorientierung von der Vergangenheit auf die Zukunft bewirkt eine Neuorientierung der Systemsteuerung, die Willke zufolge eine bewußtere Gestaltung der sozialen Ziele ermöglicht. Diese Strategiefähigkeit sozialer Systeme soll auf ihren wissensbasierten Regelsystemen und ihren eigendynamischen Symbolsystemen beruhen (vgl. Willke 2001a, 136), welche die Überwindung einer linearen Entwicklung zukünftiger Ereignisse ermöglicht. Auch die gestiegene Kenntnisnahme der Differenz von Wissen und Nichtwissen führt nach Ansicht des Systemtheoretikers weit über eine ungesteuerte gesellschaftliche Evolution hinaus, da ein reflektierter Umgang mit Nichtwissen selbst noch potentielle Risiken in die gesellschaftliche Steuerung miteinbeziehen könne.

Willke geht davon aus, daß sich die Eigenschaften des Steuerungsmediums Wissen in allen Funktionssystemen durchsetzen werden. Hierbei greift er einerseits auf die These des „Mode 2“ von Gibbons et al. (1994) zurück, indem er von einer Dezentralisierung der Wissensproduktion ausgeht, und konstatiert

andererseits die unabhängige Erzeugung von kontextspezifischem Wissen in allen Bereichen der Gesellschaft. „Von einer Wissensgesellschaft oder einer wissensbasierten Gesellschaft läßt sich sprechen, wenn die Strukturen und Prozesse der materiellen und symbolischen Reproduktion einer Gesellschaft so von wissensabhängigen Operationen durchdrungen sind, daß Informationsverarbeitung, symbolische Analyse und Expertensysteme gegenüber anderen Faktoren der Reproduktion vorrangig werden“ (Willke 2001c, 380f.). Die „Intelligenz“ dieser Strukturen bringt es mit sich, daß Wissen in bestimmte Handlungskontexte einfließt und diese Handlungskontexte einem „selektiven, problemlösungsorientierten Design“ (ebd.) unterwirft. Vor allem die globale Vernetzung mittels technologischer Infrastrukturen (Internet, Verkehrssysteme) dient der symbolischen Repräsentation und Speicherung von Wissensbeständen, folglich dem Aufbau einer „kollektiven Intelligenz“ (Willke 2001a, 100). Willke geht davon aus, daß die Wissensgesellschaft bereits ihren Schatten vorauswirft (vgl. Wilke 1998, 353).

Der laborkonstruktivistische Ansatz – Karin Knorr-Cetina

Das Konzept einer „post-sozialen Wissensgesellschaft“ (Knorr-Cetina 1998, 93) versucht, dem makrosoziologischen Phasenmodell des Transformationsprozesses von der Industrie- zur Wissensgesellschaft zu entkommen: „Wissensgesellschaften sind nicht einfach Gesellschaften mit mehr Experten, mehr technologischen Infra- und Informationsstrukturen oder mehr Spezialistengeschichten im Gegensatz zu Teilnehmerinterpretationen. Sie bedeuten, daß Wissenskulturen ihre Fäden in soziale Prozesse einschießen, den gesamten Komplex der Erfahrungen und Beziehungen, die sich mit der Artikulation von Wissen entfalten und etablieren“ (ebd.). Diese Konzeption entspringt einer Theorie, die Knorr-Cetina (vgl. 2001) als „epistemischen Konstruktivismus“ bezeichnet. Für den „epistemischen Konstruktivismus“ ist seine Hinwendung zu wissens-theoretischen Fragestellungen charakteristisch, deren Ausgangspunkt strategische Orte der Wissensgenerierung sind.³ Dort unterziehen die Konstruktivistinnen „die jeweils involvierten Konstruktionsprozesse, die eigentliche Konstruktionsmaschinerie“ (Knorr-Cetina 1989, 91) des produzierten Wissens einer mikrosoziologischen Analyse. Jedoch bleiben sie nicht bei solchen lokalen Analysen der Wissensproduktion stehen, sondern versuchen ihre Erkenntnisse auch makrosoziologisch verwertbar zu machen. Beispiele sind die Akteur-Netzwerk-Theorie von Bruno Latour oder eben die Wissensgesellschaftstheorie von Knorr-Cetina. Letztgenannte Autorin benennt eine Reihe charakteristischer Merkmale des epistemischen Konstruktivismus (vgl. Knorr-Cetina 1989, 91-95; 2001, 135-150).

Zuerst betont sie, daß zunächst die Untersuchung der Konstruktionsmaschinerie von Wirklichkeit im Vordergrund der konstruktivistischen Perspektive ste-

³ Da die Protagonisten des epistemischen Konstruktivismus vor allem das wissenschaftliche Labor als zentralen strategischen Ort der Wissensproduktion ansehen, ist dieser Ansatz auch unter dem Namen „Laborkonstruktivismus“ (u.a. Maasen 1999; Hasse/Krücken/Weingart 1994) bekannt.

he. Dem liegt die Ansicht zugrunde, daß (soziale) Realität keinen Kern oder keine Essenz besitzt, die man unabhängig von den sie konstituierenden Mechanismen identifizieren könne. Infolgedessen verlagert sich zweitens der Fokus der Untersuchung von der Frage was, beziehungsweise warum, auf die Frage, wie etwas konstruiert wird. Damit muß erst einmal geklärt werden, wie Wirklichkeit produziert wird, um beantworten zu können, was diese ausmacht. Um die Beeinflussung des Forschungsprozesses durch die bestehenden Kategorisierungen der Teilnehmer einigermaßen zu vermeiden, verlangt Knorr-Cetina drittens, die Analyse eines lokalen Konstruktionsprozesses von Wissen „hinreichend theoriefrei zu halten“.

Auf diese Weise schließt der epistemische Konstruktivismus *viertens* mit dem Symmetriepostulat die selbstreferentielle Anwendung der konstruktivistischen Analyse auf die eigene Theorie mit ein. Ähnlich wie beim systemtheoretischen Konstruktivismus ermöglicht die konsequente Anwendung des zirkulären Ansatzes eine stärkere Auflösung sozialer Realität im doppelten Sinne, „dem einer *Zersetzung* der auf Distanz projizierten Oberflächenform dieser Realität, und dem einer *Verdichtung* der Bildpunkte bei der Wiedergabe dieser Realität“ (ebd., 94). Aufgrund des zirkulären Aufbaus des epistemischen Konstruktivismus kann *fünftens* dessen Erkenntnisinteresse nicht in einer verbesserten Abbildung von Wirklichkeit als Ausdruck wahren Wissens liegen, sondern muß einer anderen Bemessungsgrundlage folgen. Dementsprechend besteht für Karin Knorr-Cetina (ebd.) das grundlegende Kriterium von epistemischem Wissen in der „Erweiterung von Welt“, das heißt, daß anhand der gewonnenen Erkenntnisse Bereiche erschlossen werden konnten, die der bisherigen sozialwissenschaftlichen Analyse unbekannt geblieben waren.

Von Knorr-Cetina werden solche Entdeckungsräume vor allem in Laboratorien der Hochtechnologie, wie zum Beispiel Hochenergiephysik oder Molekularbiologie, sowie anderen modernen Forschungszentren verortet. Diese institutionellen Schauplätze, an denen interne und externe Aktanten⁴ an der Generierung von Wissen beteiligt sind, bezeichnet sie als „epistemic cultures“ (vgl. Knorr-Cetina 1999). Epistemische Kulturen können außerdem als „Dichteregionen“ der sozialen Welt angesehen werden – „Regionen, in denen ‚Texturen‘ multipler Ordnungen erzeugt, aufrechterhalten und repliziert werden“ (Knorr-Cetina 2001, 153), wobei die Generierung von Wissen als dezentraler Aushandlungsprozeß dargestellt wird, d. h. daß die Geltungsbedingungen, aber auch die Verbreitungsbedingungen von Wissen immer kontext- und interessenabhängig sind. Folglich besteht das grundlegende Organisationsprinzip dieses Prozesses in der Vernetzung der beteiligten Institutionen, um die lokalen Räume der Wissensproduktion untereinander und mit den transwissenschaftlichen Akteuren zu *verknüpfen*.

Begreift man nun wie Knorr-Cetina die Komplexität der modernen Gesellschaft nicht nur aus ihrer Größe oder aus ihrer funktionalen Differenzierung,

⁴ Die Bezeichnung des Aktanten wurde bewußt derjenigen des Akteurs vorgezogen, da ersterer „nicht nur Menschen, sondern auch Tiere, Objekte oder Konzepte“ (Latour 1995, 116) umfaßt.

sondern aus der (reflexiven) Ordnung sowie Neuordnung von differierenden theoretischen „Registern“ und „Räumen“ (vgl. ebd., 153), dann können die in den Wissenskulturen entstehenden Ordnungsformen auch in ihrer sozialen Diffusion betrachtet werden: „Epistemic cultures are the cultures of knowledge settings, and these appear to be a structural feature of knowledge societies“ (Knorr-Cetina 1999, 8).

Schlußfolgerungen

Die in den dargestellten Konzepten getroffenen Zeitdiagnosen eines Wandels von der „Industrie“- zur „Wissensgesellschaft“ verweisen darauf, daß Wissen ein zentrales Strukturprinzip einer „postindustriellen“ Gesellschaft darstellt. Indem diese aber die evidenten Schattenseiten einer zukünftigen „Wissensgesellschaft“ vernachlässigen, muss eine kritische Analyse des sozialen Transformationsprozesses auf andere theoretische Prämissen zurückgreifen. Hierfür bietet sich das Konzept der „Netzwerkgesellschaft“ von Manuel Castells (2001) an.

Castells zufolge verändert das Zusammenspiel von IuK-Technologien und Netzwerkorganisation nicht nur die Wissensproduktion, sondern es transformiert die gesamte soziale Struktur. In seinem Konzept der „Netzwerkgesellschaft“ wird die Gesellschaft als ein Zusammenspiel unzähliger Netzwerke auf nationaler und internationaler Ebene verstanden. Diese neue – auf dem Fundament der neuen Vernetzungstechnologien errichtete – Sozialstruktur basiert auf einer Neudefinition des gesellschaftlichen Raum-Zeit-Verhältnisses, das er mit den Begriffen „Raum der Ströme“ und „zeitlose Zeit“ erfaßt (vgl. Castells 2001, 429). Während der Raum der Ströme auf die „technologischer und organisatorische Möglichkeit, Simultanität sozialer Praxen ohne Kontinuität herzustellen“ (Castells 2000, 45) verweist, ermöglicht die zeitlose Zeit die Komprimierung der Zeit bezüglich räumlicher Transaktionen sowie die Neuordnung zeitlicher Abfolgen. Auf dieser Grundlage entstehen raum- und zeitübergreifende Netzwerke, deren Akteure eine nützliche Funktion innerhalb dieser Organisationsform übernehmen müssen.

Indem Netzwerke nach einer binären Logik von Inklusion und Exklusion funktionieren, ist die Teilnahme an den herrschenden Gesellschaftsstrukturen nur denjenigen vorbehalten, die über entsprechende Ressourcen verfügen und deren Fähigkeiten entsprechend nachgefragt werden: „Die herrschenden Funktionen werden in Netzwerken organisiert, die dem Raum der Ströme angehören, der sie über die ganze Welt hinweg miteinander verknüpft und zugleich die untergeordneten Funktionen und Menschen in vielfältige Räume von Orten fragmentiert, die aus immer stärker segregierten und abgekoppelten Örtlichkeiten bestehen“ (Castells 2001, 535). Damit hat Castells einen Ansatz entwickelt, der Exklusionsprozesse als soziale Verhältnisse thematisiert, deren Voraussetzung und Ergebnis die wissensbasierten Gesellschaftsstrukturen sind.

Vielleicht gelingt es, auf der Basis dieser theoretischen Anmerkungen eine anspruchsvolle Zeitdiagnose der Wissensgesellschaft zu formulieren, die sowohl

einen Rahmen für die Analyse neuer Strukturprinzipien liefert, als auch eine kritische Distanz gegenüber den sozialen Transformationsprozessen bewahrt.

Literatur

- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/Main
- Bell, Daniel (1973): The Coming of Post-Industrial Society, New York
- Böhme, Gernot/Stehr, Nico (1986): The Growing Impact of Scientific Knowledge on Social Relations, in: Böhme, Gernot/Stehr, Nico (Hrsg.) (1986): The Knowledge Society, Dordrecht, S. 7-29
- Castells, Manuel (2000): Elemente einer Theorie der Netzwerkgesellschaft, in Sozialwissenschaftliche Literatur Rundschau, Heft 41/2000, S. 37-54
- Castells, Manuel (2001): Das Informationszeitalter I. Die Netzwerkgesellschaft, Opladen
- Drucker, Peter F. (1969): Die Zukunft bewältigen. Aufgaben und Chancen im Zeitalter der Ungewißheit, Düsseldorf
- Gibbons, Michael et al. (1994): New Production of Knowledge: Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies, London
- Gross, Peter (1994): Die Multioptionengesellschaft, Frankfurt/Main
- Kneer, Georg/Nassehi, Armin/Schroer, Markus (Hrsg.) (2000): Soziologische Gesellschaftsbegriffe, München
- Knorr-Cetina, Karin (1989): Spielarten des Konstruktivismus. Einige Notizen und Anmerkungen, in: Soziale Welt 40, S. 86-96
- Knorr-Cetina, Karin (1999): Epistemic Cultures, Harvard
- Knorr-Cetina, Karin (2001): Konstruktivismus in der Soziologie, in: Müller, Albert/Müller, Karl H./Stadler, Friedrich (Hrsg.) (2001): Konstruktivismus und Kognitionswissenschaft. Kulturelle Wurzeln und Ergebnisse, Wien, S. 135-160
- Latour, Bruno (1995): Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie, Frankfurt/Main
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt/Main
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft, 2 Bände, Frankfurt/Main
- Maasen, Sabine (1999): Wissenssoziologie, Bielefeld
- Ostner, Illona (2001): Arbeits- und Industriegesellschaft, in: Kneer, Georg/Nassehi, Armin/Schroer, Markus (Hrsg.) (2001): Klassische Gesellschaftsbegriffe der Soziologie, München, S. 55-72
- Rammert, Werner (1999): Produktion von und mit „Wissensmaschinen“. Situationen sozialen Wandels hin zur „Wissensgesellschaft“, in: Konrad, Wilfried/Schumm, Wilhelm (Hrsg.) (1999): Wissen und Arbeit. Neue Konturen von Wissensarbeit, Münster, S. 40-57
- Schulze, Gerhard (1992): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt/Main
- Stehr, Nico (1994): Arbeit, Eigentum und Wissen. Zur Theorie von Wissensgesellschaften, Frankfurt/Main
- Stehr, Nico (1999): „Wissensgesellschaften“ oder die Zerbrechlichkeit moderner Gesellschaften, in: Konrad, Wilfried/Schumm, Wilhelm (Hrsg.) (1999): Wissen und Arbeit. Neue Konturen von Wissensarbeit, Münster, S. 13-23
- Stehr, Nico (2000): Die Zerbrechlichkeit moderner Gesellschaften, Weilerswist
- Stehr, Nico (2001): Wissen und Wirtschaften, Frankfurt/Main

- Willke, Helmut (1993): Systemtheorie. Eine Einführung in die Grundprobleme der Theorie sozialer Systeme, Stuttgart
- Willke, Helmut (1996): Dimensionen des Wissensmanagements – Zum Zusammenhang von gesellschaftlicher und organisationaler Wissensbasierung, in: Schreyögg, Georg/Conrad, Paul (Hrsg.) (1996): Managementforschung 6, Berlin, S. 263-303
- Willke, Helmut (1997): Supervision des Staates, Frankfurt/Main
- Willke, Helmut (1998): Systemisches Wissensmanagement, Stuttgart
- Willke, Helmut (2000): Die Gesellschaft der Systemtheorie, in: Ethik und Sozialwissenschaften. Streitforum für Erziehungskultur, Heft 2/2000, 195-209
- Willke, Helmut (2001a): Atopia, Frankfurt/Main
- Willke, Helmut (2001b): Die Krisis des Wissens, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 1/2001, S. 3-26
- Willke, Helmut (2001c): Wissensgesellschaft, in: Kneer, Georg/Nassehi, Armin/Schroer, Markus (Hrsg.) (2001): Klassische Gesellschaftsbegriffe der Soziologie, München, S. 379-398

ak analyse & kritik
Zeitung für linke Debatte und Praxis

Monatlich
linke Politik
auf 36 Seiten zum
Einzelpreis von
4,20 €

Reisen bildet

www.akweb.de

ak ist in folgenden Bahnbuchhandlungen erhältlich: Berlin, Bielefeld, Bonn, Braunschweig, Celle, Elmshorn, Flensburg, Frankfurt a.M., Freiburg i.Br., Fulda, Gelsenkirchen, Gütersloh, Hamburg, Hannover, Heidelberg, Husum, Itzehoe, Karlsruhe, Kiel, Köln, Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Mannheim, Neumünster,

Vorwärts zum Sieg des Brightismus-Wilsonismus

Ideologie und Aussenpolitik in den USA

I.

In Westeuropa herrscht derzeit kaum verhohlene Aufmüpfigkeit gegenüber den Vereinigten Staaten. Was sich erstmalig zu Beginn der achtziger Jahre in der damaligen Friedensbewegung gegen die Stationierung neuer, verschärfter US-Raketen auf europäischem Boden als breite Volksstimmung äußerte, wird spätestens seit dem Amtsantritt George W. Bushs nun auch von Teilen der sogenannten politischen Klasse ausgesprochen: der Verdacht, dass die Regierung der Vereinigten Staaten bedenkenlos interessenorientiert, egoistisch und kurzfristig sei; zu gleichberechtigter Zusammenarbeit nicht mal mit den eigenen Verbündeten, geschweige denn mit anderen Teilen der Welt bereit. Die Beschuldigung des „Unilateralismus“ wird erhoben. Diese zunehmende Geiztheit über die Vereinigten Staaten ist keineswegs auf kontinentaleuropäische Länder beschränkt, sondern hat inzwischen auch das Land der special relationship, das Vereinigte Königreich, erreicht.

Eine schlagende Illustration dieses neuen Trends zum offenen Anti-Amerikanismus auch dort war die Auswahl der „Politischen Karikatur des Jahres 2001“ durch die Zeitschrift Spectator und die Political Cartoon Society im Dezember letzten Jahres: Zum Sieger gekürt wurde eine Arbeit des Guardian-Karikaturisten Steve Bell. Sie zeigt den amerikanischen Präsidenten George W. Bush kurz nach der Landung zu seinem ersten Besuch in Europa im Juni 2001 auf der Gangway von AIRFORCE ONE BE WITH YOU als barfüßige, präadamitisch-ausserirdische Kreatur mit Löffelohren und Tellerschnauze, abgesichert nach allen Seiten inklusive zum eigenen Flugzeug hin von kretinhafte die Zähne bleckenden, mysteriös gestikulierenden Leibwächtern, in blöder Panik auf die unbekannte Gegend blickend und – in dieser Reihenfolge – folgende vier Sprechblasen an einen imaginären Ansprechpartner (vermutlich den nicht mitgereisten Papa) richtend, die man im Original belassen muss, wenn man die ganze Niedertracht des Künstlers nachvollziehen will: WHERE AM I ? IS THIS YURP ? ARE THOSE PEOPLE YURPEANS? CAN I SHOW THEM MY LIGHT SABRE?¹

Die Tatsache, dass die Prämierung dieses Schmähwerts nach dem 11. September erfolgte, mag auch die Revanche dafür sein, dass die Hoffnung von Blair, sich durch eine frühe Blanko-Solidarisierung mit der Bush-Regierung nach dem 11. September ein britisch-europäisches Mitspracherecht bei der

¹ Zu deutsch: „Wo bin ich? Ist das Europa? Sind diese Leute Europäer? Kann ich ihnen mein Laserschwert zeigen?“ Die Karikatur ist noch einmal abgedruckt in der Jahresend-Ausgabe des Guardian Weekly (27. Dezember – 2. Januar 2001/2002).

Gestaltung der damals noch offenen Gegenmaßnahmen zu sichern, von der US-Regierung brutal enttäuscht worden ist. Auch die Briten sind – von den übrigen Europäern zu schweigen – inzwischen ausschließlich als Claqueure und Aufräumkräfte (nation-building) gefragt. Die Bush-Regierung traut auch ihnen nicht mehr zu, an der Seite Amerikas am Kampf der „westlichen Wertegemeinschaft“ gegen den „islamischen Fundamentalismus“ teilzunehmen, ohne durch Gemahne nach einer UN-Legitimation oder ähnliche Vorbehalte den Schwung der Aktionen zu gefährden. Nun haben sich die Amerikaner als würdige Kampfgefährten fürs erste ihr nordamerikanisches Nachbarland Kanada auserkoren. Dessen Verteidigungsminister ist jetzt ganz stolz darauf, dass kanadische Truppen nun nicht mehr nur (als klassische UN-Blauhelme) den Frieden „erhalten“ müssen, sondern ihn nun auch als Partner der USA in ordentlichen militärischen Kampfeinsätzen „erzwingen“ dürfen.²

Für die Teile des bürgerlichen Westeuropa, denen die fortgesetzt demonstrierte Chefrolle der USA über das Ende des Kalten Krieges hinaus zunehmend gegen den Strich ging und die sich bislang nur (neben der atlantischen Solidarität gegenüber ihren jeweiligen lohnabhängigen Klassen) durch den Charme Bill Clintons und die eigene militärische Unterlegenheit von offenem Aufbegehren gegen die allein verbliebene Supermacht abhalten liessen, war die Machtergreifung des texanischen Ignoranten und Legasthenikers George W. Bush ein ausgesprochener Glücksfall. Entlastete ein solcher Präsident doch viele politische und publizistische Kritiker aus der politischen „Mitte“ von sonst unvermeidlichen Beisshemmungen gegenüber dem Grossen Verbündeten, wenn es um die Beurteilung seiner Aussenpolitik geht. So sind es inzwischen nicht nur Sonderlinge, die sich die – entweder im Vollzug begriffenen oder in Vorbereitung befindlichen – militärischen Aktionen gegen diverse Länder des Mittleren Ostens und Afrikas als das zu bezeichnen trauen, als was sie der ganz überwiegenden Mehrzahl der Erdenbürger ausserhalb des euro-amerikanischen Speckgürtels ganz selbstverständlich erscheinen: Akte staatlich sanktionierten Terrors zur indirekten Erzwingung US-amerikanischer Dominanz innerhalb des westlichen Lagers sowie zur direkten Erzwingung westlicher Kontrolle über die Rohstoff- und Energiereserven Zentralasiens und des Mittleren Ostens.

Aber ist die Politik der neuen U.S.-Regierung etwas grundsätzlich Neues? Der Republikaner Bush und sein Küchenkabinett aus Ölindustrievertretern stützt sich zwar innenpolitisch u.a. auf die gegenauflärerische Christliche Rechte, aussenpolitisch jedoch setzen sie nur auf ihre Art eine Traditionslinie fort, die mit der vorletzten Jahrhundertwende begann und spätestens seit dem Zweiten Weltkrieg überparteilicher Konsens ist. Es besteht nicht der geringste Grund zur Annahme, dass eine demokratische Regierung unter Al Gore in substanzi-

² Nach jüngsten Umfragen unterstützen auch rund zwei Drittel der kanadischen Bürger diese neue Rolle an der Seite des südlichen Nachbarn. Siehe *The Globe and Mail*, 14. Januar 2002, S.1. Vor Ort jedoch bahnten sich auch hier Konflikte an, etwa bei der Frage, was mit islamistischen Gefangenen geschehen solle. Siehe *The Globe and Mail*, 17. Januar 2002, S.1.

ell anderer Weise auf die Ereignisse des 11. September reagiert hätte.³ Denn Aussenpolitik wird in den USA nicht allein vom Präsidenten gemacht. Sie ist das Vorrecht informeller Eliten, deren soziale Homogenität und ideologische Übereinstimmung grösser sind als in jedem anderen Land der Welt, auch wenn die Medien und die akademischen Politikwissenschaftler durch kühn konstruierte Antinomien (z.B. „Internationalisten vs. Isolationisten“, „Idealisten vs. Realisten“, „Multilateralisten vs. Unilateralisten“ etc.) so etwas wie eine permanente Grundsatzdebatte vortäuschen. In Wirklichkeit jedoch handelt es sich bestenfalls um taktische Varianten innerhalb eines strategischen Konsenses.

II.

Die Schlüsselfigur zum Verständnis dieser Tradition ist der 28. Präsident der Vereinigten Staaten, Woodrow Wilson (1856-1924). Unter amerikanischen Diplomatiehistorikern ist es heute unbestritten, dass er der Pate – man könnte auch sagen: der „Klassiker“ – für die Macher amerikanischer Aussenpolitik seit der Mitte des 20. Jahrhunderts ist.⁴ Er war seit Washington, Jefferson und Madison der erste US-Präsident, der sich mit Revolutionsgefahr und Weltkrieg konfrontiert sah. Im welthistorischen Massstab ist er vor allem der ideologische Gegenspieler Lenins und der Oktoberrevolution, und seine Gegenstrategie gegen den Sozialismus hat letztendlich zum vorläufigen Sieg des bürgerlichen Lagers beigetragen. Wenn man das 20. Jahrhundert durch den Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus betimmt sieht⁵, dann war Wilson für den Kapitalismus das, was Lenin für den Sozialismus war.

Wilson verstand sich gleichzeitig als amerikanischer Patriot, Bewunderer der britischen Weltmacht und Anti-Imperialist. Bei Nicht-Amerikanern erweckt eine solche Kombination zunächst Assoziationen an die berühmte eierlegende Wollmilchsau, aber sie enthüllt uns das Geheimnis, wie es bis heute möglich ist, dass US-Militär und Geheimdienst die haarsträubendsten Schandtaten in aller Welt verüben oder unter ihrer Aufsicht ausführen lassen und ihre humanen, klugen, durchaus nicht alle direkt gekauften Intellektuellen dabei weiterhin unbeirrt ihr Land für die beste Hoffnung der Menschheit halten können – und gleichzeitig den patriotischen Moralisten und Selbstkritiker Noam Chomsky aufrichtig für einen gefährlichen Extremisten halten. Sie ist auch der ideologische Mutterboden für jene erstaunliche Anmassung zu glauben, Kritik an amerikanischer Globalpolitik nicht mit Argumenten begegnen zu müssen,

³ Wir erinnern an den sympathischen Bill Clinton, der schon mal auf einen vagen Verdacht hin eine pharmazeutische Fabrik im Sudan in Schutt und Asche legen liess, alles ohne Konsultation der EU.

⁴ Siehe hierzu u.a. Arthur S. Link, *Woodrow Wilson and a Revolutionary World, 1913-1921*; Chapel Hill 1982; David M. Esposito: *The Legacy of Woodrow Wilson*, Westport, Conn. 1996; Thomas J. Knock: *To End All Wars. Woodrow Wilson and the Quest for a New World Order*, New York 1992.

⁵ So stellt es überzeugend Eric Hobsbawm in seiner *Universalgeschichte des 20. Jahrhunderts* dar: *Age of Extremes. The Short Twentieth Century*, London 1994.

sondern sie schlicht als „Anti-Amerikanismus“ abtun zu können, d.h. als eine sich selbst disqualifizierende Spielart sozialer Pathologie in der Art des Antisemitismus.

Woodrow Wilson stammte nicht aus der praktischen Welt des Kapitals. Er begann seine Karriere als Akademiker; er gilt als einer der Gründerväter der modernen Politikwissenschaft. Früh in seiner akademischen Karriere identifizierte er sich mit der Weltsicht der britischen Liberalen. In deren Verständnis war die internationale Vorherrschaft Grossbritanniens im 19. Jahrhundert kein Imperialismus, sondern ein das Wohl der ganzen Menschheit beförderndes Freihandelssystem, in dem nicht eine Nation über alle anderen geherrscht, sondern britische Kaufleute, Industrielle und Banker in ihrem eigenen Interesse, aber gerade dadurch zum Vorteil aller eine friedliche multilaterale Freihandelswelt manageten. Seine politischen Helden waren weniger Washington, Jefferson und Lincoln als Burke, Cobden und Bright.⁶ Besonders der kämpferische Freihändler vulgaris (Marx) John Bright hatte es ihm angetan. In einem frühen Aufsatz im *Virginia University Magazine* pries Wilson ausdrücklich die „Bigotterie“ und „Intoleranz“ Brights bei der Behandlung von Feinden und Kritikern des Freihandelsliberalismus.

Nach der Doktrin der britischen liberalen Freihändler, die aus den Parvenu-Kreisen der Manchester-Fabrikanten stammten, erfolgreich den grundbesitzenden Adel und dessen Schutzzollinteressen bekämpften und gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch die ersten systematischen Imperialismuskritiker wurden, sind Imperialismus und Kolonialismus dadurch entstanden, dass nationale Sonderinteressen und andere europäische Mächte jeweils bestimmte Teile des bis dahin „offenen“ Weltmarkts exklusiv für sich zu reservieren begannen.⁷ Dadurch sei aus der glücklichen Freihandelswelt der Pax Britannica die unheilvolle Konkurrenz nationaler Monopolbourgeoisien geworden. Jene habe zum Weltkrieg geführt, der ein Bruderkrieg der zivilisierten Nationen gewesen sei. Wilsons politische Vision war schlicht die Wiederherstellung der Pax Britannica des 19. Jahrhunderts unter neuem Management.

Das neue Management sollte und konnte nur die amerikanische business community sein. Die USA waren als Haupt-Gläubigernation aus dem Ersten Weltkrieg hervorgegangen. Nur sie waren objektiv in der Lage, den „offenen“ Weltmarkt des 19. Jahrhunderts wiederherzustellen und zum Wohle des Ganzen zu koordinieren. Über den Weg dahin war man sich allerdings nicht einig. Eine einflussreiche Gruppe von Wirtschaftsführern aus dem Exportsektor warb seit Beginn des Krieges unermüdlich für die Schaffung einer Friedensliga. Gefordert wurde der Zusammenschluss der, wie es hiess, *efficient civilized nations* zu einem Bündnis, das künftig Kriege verhindern bzw. einem Aggres-

⁶ Siehe hierzu Henry W. Bragdon, *Woodrow Wilson. The Academic Years*, Cambridge, Mass. 1967.

⁷ Siehe z.B. Norman Angell: *The Great Illusion. A study of the military power to national advantage*, London 1913.

sor den Frieden aufzwingen sollte. Im ursprünglichen Entwurf sollte dieser Bund League of Great Nations heissen und eben nur jene umfassen. Schliesslich einigte man sich auf all the Great Powers, all the Secondary Powers of Europe and the ABC countries of South America. Alle anderen – das war der Sinn des Bundes – sollten der kombinierten Interessengewalt dieses Bündnisses unterworfen werden. In Wilson fanden diese One-Worlder ihr prominentestes politisches Sprachrohr.⁸

Zur Realisierung dieses weltbürgerlich-paternalistischen Projekts, dessen Autoren bis heute irgendwelche pazifistischen Motive nachgesagt werden, ist es seinerzeit bekanntlich nicht gekommen, denn eine ebenso starke Fraktion des nationalen Kapitals war dagegen.⁹ Schliesslich war man gerade erst durch eigene Produktionskraft zum Hecht im internationalen Karpfenteich herangewachsen. Sich nun in einem Klub gemeinsam mit den ausgebufften europäischen Karpfen irgendwelchen Regeln zu unterwerfen, dem fühlte man sich noch nicht gewachsen. Auch trauten viele dem Akademiker Wilson nicht, dessen komplizierte, ihren Horizont übersteigende Machtpolitik¹⁰ sie (wegen der sie begleitenden Gutmensch-Rhetorik) als blauäugigen Idealismus missverstanden. So wurden die Gründerväter Jefferson und Washington bemüht, die hundert Jahre zuvor vor verstrickenden Bündnissen mit Europäern gewarnt hatten. Nachdem in der Öffentlichkeit unmittelbar nach Kriegsende eine fremdenfeindliche Stimmung vorherrschte, verweigerte der polarisierte Kongress die Zustimmung zu den Völkerbundverträgen und bereitete Wilson damit die schwerste politische Niederlage seines Lebens. So konnte das von Wilson unter der Bezeichnung Völkerbund propagierte Projekt einer Assoziation zur internen Befriedigung der Great Nations und der gemeinsamen marktwirtschaftlichen Disziplinierung politisch unberechenbarer Rohstoff- und Agrarländer noch nicht verwirklicht werden, weil es ausgerechnet ohne die USA selbst auskommen musste. Eine konziliante Politik gegenüber dem besiegten Deutschland blieb als Überrest der Wilson'schen Vision. Denn schliesslich gehörte auch Deutschland zu den Great Nations.

III.

Wilson starb bald nach seiner innenpolitischen Niederlage und wurde danach gut zwanzig Jahre lang wie ein toter Hund behandelt. Erst auf dem Höhepunkt der Great Depression gelangten maßgebliche Teile der amerikanischen Eliten

⁸ John H. Latane (ed.): *The Development of the League of Nations Idea*. Vol. 1, New York 1932, S. 61.

⁹ „Pazifistisch“ ist dieses Denken nur insofern, als die „Selbsterfleischung“ der westlichen Industrieländer vermieden werden soll. Da es damals die Dritte Welt als politisches Subjekt noch nicht gab, fand der aggressiv-hegemoniale Charakter des Völkerbund-Entwurfs gegenüber den „smaller nations“ noch nicht so richtig jemanden, der ordentlich hätte darauf aufmerksam machen können.

¹⁰ Vergl. dazu Arthur S. Link: *The Higher Realism of Woodrow Wilson*, Nashville 1971.

zu der Ansicht, dass der „weltfremde“ Intellektuelle Wilson mit seinem Plan eines durch Satzungen geregelten und von den Industrieländern unter Oberaufsicht der USA kontrollierten Weltkapitalismus vielleicht doch nicht so falsch gelegen habe. Denn nach einer kurzen Scheinblüte in den zwanziger Jahren waren die internationalen Waren- und Geldströme, zunehmend behindert durch währungsschützende Massnahmen in den meisten europäischen Ländern, mehr oder weniger total zusammengebrochen. Allein auf sich gestellt, war der bis dahin boomende amerikanische Kapitalismus bald nicht mehr in der Lage, den Wirtschaftskreislauf im Lande selbst so weit aufrechtzuerhalten, dass wenigstens alle genug zu essen bekamen. Ein gutes Drittel der Bevölkerung kehrte praktisch zu Natural- und Tauschwirtschaft zurück. Erst die mit der Mobilisierung für den Kriegseintritt der USA verbundene staatliche Ankurbelung der Wirtschaft erweckte den amerikanischen Wirtschaftskreislauf zu neuem Leben.

Bereits während des Krieges wurden die Experten der Roosevelt-Regierung sich darüber einig, dass ein Rückfall in die elende Situation der Great Depression nach dem Ende des Krieges nur dann vermieden werden könne, wenn das internationale Wirtschaftssystem auf sicheren politischen Boden gestellt würde. Dieser sichere Boden sollte aber auf gar keinen Fall eine Fortsetzung der regulierten Kriegswirtschaft sein. Trumans Außenminister Dean Acheson erläuterte dies in Zusammenhang mit der Lancierung des Marshall-Plans folgendermassen:

„Wenn man den gesamten Handel und alle Einkommen der USA kontrollierte, damit das Leben der Menschen – dann könnte man es wahrscheinlich so einrichten, dass alles, was bei uns produziert wird, auch bei uns konsumiert wird. Das aber würde eine vollständige Änderung unserer Verfassung, unserer Einstellung gegenüber dem Privateigentum und der menschlichen Freiheit sowie unseres Rechtsverständnisses bedeuten. Da das niemand beabsichtigt, müssen wir uns nach anderen Märkten umsehen, und diese Märkte sind im Ausland.“¹¹

Von Historikern wird das ausserordentliche Interesse der USA an der Rekonstruktion des westdeutschen Kapitalismus und die Integration der Bundesrepublik in den Westen natürlich nicht ignoriert, jedoch wird in diesem Zusammenhang meist allein der Antikommunismus bzw. die Eindämmung der Sowjetunion in den Vordergrund gestellt. Aber mit entsprechendem historischen Abstand häufen sich die Stimmen, die behaupten, es war nicht in erster Linie die Reaktion auf eine wirkliche oder vermeintliche militärische Bedrohung durch die Sowjetunion, die die treibende Kraft für die amerikanische Globalpolitik der Nachkriegszeit war, sondern der aktive Versuch der Verfolgung einer amerikanischen Vision.¹² Es ging – unabhängig von der Existenz einer

¹¹ Zitiert bei Christopher Lasch: *Einführung zu Gar Alperovitz: Cold War Essays*, Cambridge/Mass. 1970, S. 23.

¹² Diese Ansicht hat u.a. erst jüngst der britische Sozialökonom und ehemalige Hayek-

Sowjetunion – in erster Linie um die (nachholende) Realisierung der politischen Strategie Woodrow Wilsons zur globalen Ausdehnung und Absicherung einer kapitalistischen politischen Ökonomie und entsprechend verbindlichen international geltenden und durchsetzbaren Normen.

Der Marxismus-Leninismus wurde nach dem Zweiten Weltkrieg für große Teile Europas und anderer Weltregionen zur kompakten theoretischen Legitimation für ein alternatives, nicht-privatwirtschaftliches Entwicklungsmodell. Dafür gab es unter den Völkern Europas zunächst generell große Sympathie. Bei einer unbefangenen historischen Analyse der Herausbildung dieser zunächst durchaus kombinierbar erscheinenden Wege zum waffenstarrten antagonistischen Gegensatz zwischen zwei ideologisch den anderen jeweils zum existentiellen Feind verteufelnden Lagern müsste man wohl der amerikanischen Seite die Rolle des Initiators zuschreiben. Denn lange bevor die Sowjetunion überhaupt daran denken konnte, was sie denn politisch mit dem abzusehenden Sieg der Roten Armee über Hitler und seine Neue Ordnung anfangen sollten, hatten die Amerikaner längst alle Vorbereitungen für die Durchsetzung ihres Programms getroffen.

Die Konferenz von Bretton Woods mit 44 Ländern der Anti-Hitler-Koalition stellte für die Durchsetzung der amerikanischen Pläne bereits im Frühsommer 1944 die entscheidenden Weichen, aus denen so gut wie alle nachfolgenden politischen Entscheidungen abgeleitet werden können: vom Marshall-Plan über die Truman-Doktrin bis zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, die bekanntlich als „Montan-Union“ (Europäische Kohle und Stahl-Gemeinschaft) begann und deren realpolitische Funktion darin bestand, Westdeutschland als starken Wirtschafts- und Handelspartner und als nicht-zentralverwaltungswirtschaftliches Bollwerk in das multilaterale Bretton Woods-System zu integrieren und seine diesem Ziel förderliche Wiederaufrüstung für Deutschlands alte Kriegsgegner in Westeuropa akzeptabel zu machen.¹³ Dieses Programm war inspiriert von der Weltanschauung des Brightismus-Wilsonismus¹⁴

Mitstreiter in der Mont Pelerin Society John Gray vertreten: Siehe False Dawn: The Delusions of Global Capitalism, London 1998. Siehe dazu auch die Rezension von Andrew Gamble: The Last Utopia, in: New Left Review, No. 236, Juli/August 1999, S. 117-127.

¹³ Wer sich von der Illusion freimachen möchte, die „Vereinigung Europas“ sei das autochthone Resultat europäischer Föderalisten oder überhaupt ein überwiegend europäisches Projekt gewesen, der lese z. B. die Erinnerungen des seinerzeitigen US-Secretary of State: Dean Acheson, Present at the Creation. My Years in the State Department, New York 1969. Ausdrücklich nicht in diese Reihe gehört die Gründung der Vereinten Nationen im Sommer 1945: Hier bekam die systemoppositionelle Grossmacht Sowjetunion ein ausdrückliches Vetorecht, wodurch der ursprüngliche Gedanke eines Weltordnungsorgans entscheidend ‚verwässert‘ wurde, was verschiedentlich denn auch Roosevelts „Naivität“ gegenüber Stalin zugeschrieben wurde.

¹⁴ Die Bezeichnung *Brightismus-Wilsonismus* wird sich mit Sicherheit in der *academic community* der westlichen Welt auf absehbare Zeit nicht durchsetzen, weil sie impliziert, dass das auf der Absolutierung des Privateigentums aufbauende „westliche Denken“ sowohl einen histori-

IV.

Der Brightismus-Wilsonismus ist nicht, wie der Marxismus-Leninismus, an und für sich ein bewusst ausgearbeitetes und geordnetes System von theoretischen Aussagen. Aber er enthält analoge Bestandteile: vor allem eine Theorie des Kapitalismus (die neoklassische Ökonomie) und eine Theorie der Geschichte. Beide zusammen erzeugen implizit ein Bewusstsein sowohl von einem genau bestimmten politischen Ziel als auch den überzeugten Glauben an die (naturrechtliche) Rechtfertigung für die unbedingte und rücksichtslose Verfolgung dieses Ziels.

Das aussenpolitische Denken der amerikanischen Nachkriegseliten teilt mit den Liberalen der Jahrhundertwende den Glauben, dass das 19. Jahrhundert, genauer gesagt die einhundert Jahre vom Wiener Kongress 1815 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914, das Goldene Zeitalter der Menschheit repräsentierte. In einem auch ins Deutsche übersetzten Kollektivwerk amerikanischer „Wirtschaftsexperten“, die Anfang der fünfziger Jahre von der National Planning Association und der Woodrow Wilson Foundation eingeladen wurden, die wesentlichen Prinzipien und Leitlinien amerikanischer „Aussenwirtschaftspolitik“ in einem Band zusammenzufassen, wird das 19. Jahrhundert folgendermassen beschrieben (Originalübersetzung aus den fünfziger Jahren):

„Im 19. Jahrhundert besaß die klassische Wirtschaftstheorie sowohl als Beschreibung als auch als Regel Gültigkeit. Die Wirtschaftslehre des ‚laissez faire‘ kam in weitem Maße den Bestrebungen der unternehmungslustigsten unter den politisch aktiven Gruppen in Europa und Nordamerika nicht nur durch ihre Kampfstellung gegenüber der Theorie des Merkantilismus, sondern auch durch ihr positives Eintreten für Maßnahmen entgegen, die eine rasche wirtschaftliche Expansion beförderten. Die zunehmende Verbreitung dieser Lehre in der Zeit zwischen 1815 und 1914 trug zu einer Steigerung der Erzeugung und einer Verteilung des Einkommens in einer Weise bei, die eine nie vorhergesehene Erhöhung des Lebensstandards in Europa und Nordamerika trotz rascher Zunahme der Bevölkerung ermöglichte. Aus der Perspektive der Mitte des 20. Jahrhunderts mag es viel an der Weltwirtschaft des 19. Jahrhunderts zu kritisieren geben. Verschiedene sozialphilosophische Lehren des 20. Jahrhunderts haben in zunehmendem Maße die damals herrschenden Auffassungen

schen Ursprung als auch einen ideologischen Inhalt hat, wo doch heute jeder weiss, dass es schlicht natürlich und ewig ist. Vielleicht hätte der Begriff eine Chance, wenn statt John Bright Adam Smith die Stelle an der Seite Wilsons zugewiesen würde, berufen sich doch viele radikale Neoliberaler heute häufig auf den großen Schotten. Dem aber muss widersprochen werden: Smith war als Ökonom empirischer Wissenschaftler, seine Entdeckung der „unsichtbaren Hand“ war gemeint als staunende Feststellung über einen Aspekt der real-existierenden kapitalistischen Ökonomie, keineswegs als normative Aussage über die Organisationsprinzipien der Gesellschaft. Als Kronzeuge für den vulgärökonomischen Neoliberalismus unserer Tage kann er mit ebenso wenig Recht bemüht werden wie etwa Albert Einstein für die Romane Perry Rhodans.

von sozialer und wirtschaftlicher Gerechtigkeit, den Glauben an das automatische Wirken uneingeschränkter Marktkräfte zur Sicherung des größten Vorteils für die größte Anzahl und das diesen Auffassungen zugrunde liegende Vertrauen in den sicheren Fortschritt und die Vervollkommnung der Menschheit in Zweifel gezogen. Am eigenen liberalen Maßstab gemessen funktionierte die Wirtschaft des 19. Jahrhunderts jedoch ausgezeichnet.¹⁵

Besonders die internationale Arbeitsteilung war während dieser Epoche aufs Beste organisiert: Das 19. Jahrhundert „(wurde) auf dem Gebiet des internationalen Handels das Jahrhundert ‚par excellence‘... Denn unter dem relativ freien System des 19. Jahrhunderts neigte die Struktur des wirtschaftlichen Wachstums, wonach sich Europa auf die Herstellung von Industrieerzeugnissen und die anderen Handelsvölker auf die Rohstoffproduktion spezialisierten, dazu, sich immer weiter zu festigen. Gleichgültig, ob die Teilnahme der aussereuropäischen Kolonialgebiete und unabhängigen Länder auf die Niederlassung von Europäern, europäische Investitionen oder auf die eigene Initiative dieser Länder und Gebiete zurückzuführen war, jedenfalls sahen letztere ihre gewinnbringendsten Möglichkeiten darin, ihre Produktion von Nahrungsmitteln und Industrierohstoffen zu steigern, da dies die Güter waren, nach denen die europäische Nachfrage am raschesten und am beständigsten zunahm.“¹⁶

Allerdings waren die amerikanischen Wissenschaftler nicht so naiv, diese Segnungen des 19. Jahrhunderts allein den wunderbaren Wirkungen des freien Marktes zuzuschreiben. Es wollte schon ein bisschen nachgeholfen werden. In den Worten der Autoren:

„Konkreter gesprochen waren die Berechenbarkeit und relative Freiheit der internationalen Märkte in einem bedeutsamen Grad das Ergebnis der Macht und der liberalen Ideologie Großbritanniens und seiner konsequenten Befolgung des ‚Laissez faire‘-Prinzips. Die Sicherheit der im 19. Jahrhundert bestehenden Verfassung der Welt ist oft der Pax Britannica – der Aufrechterhaltung der Freiheit der Meere und des Gleichgewichts der Kräfte zwischen den europäischen Staaten durch Großbritannien – zugeschrieben worden. Zweifelsohne fand das Wirtschaftssystem des 19. Jahrhunderts seinen vollkommensten Niederschlag in dem ungeheuren Freihandelsimperium – zu dem alle anderen Länder freien Zutritt hatten –, das durch die britische Kolonialherrschaft und die britische Handelspolitik geschaffen worden war. Die britische Regierung

¹⁵ William Yandell Elliott (Hrsg.): Weltwirtschaft und Weltpolitik. Grundlage, Strategie und Grenzen der amerikanischen Aussenwirtschaftspolitik, München 1957, S. 13. (Original: The Political Economy of American Foreign Policy. Its Concepts, Strategy and Limits. Report of a Study Group Sponsored by the Woodrow Wilson Foundation and the National Planning Association, New York 1955). Der Übersetzer ins Deutsche, ein Dr. Richard Morgenthaler, lässt in seinem Vorwort durchblicken, dass dieses Werk nicht für die hoi polloi gedacht ist: „Da der für das Werk in Frage kommende Leserkreis bekanntlich sehr unter Zeitdruck leidet, wurde auf eine möglichste Straffung des Textes hingearbeitet.“ (S.5).

¹⁶ Ebd., S. 16

sche Regierung zögerte nicht, ihre unbestrittene wirtschaftliche und politische sowie ihre Macht zur See zu gebrauchen, um die materielle Sicherheit des Welthandels und der Auslandsinvestitionen aufrechtzuerhalten, die Verantwortlichkeit auf kommerziellem und finanziellem Gebiet zu sichern und die Freiheit des internationalen Handels- und Zahlungsverkehrs – nicht nur innerhalb des Empire, sondern auch ausserhalb desselben – gegebenenfalls zu erzwingen.“¹⁷

In diese zwar manchmal harte, aber faire Zeit, in der „die Harmonie über die Gegensätzlichkeit und die Ordnung über die Unordnung herrschte“¹⁸, brach dann das 20. Jahrhundert, die zunehmende Verstärkung, sowie die Verbreitung der Industrialisierung und der demokratischen Ideale, was zum „Aufstand der Massen“ führte. Er bestand aus „der allgemeinen Ablehnung der Auffassungen des 19. Jahrhunderts von wirtschaftlicher Billigkeit und sozialer Gerechtigkeit und die allgemeine Auflehnung dagegen, die Vermögensverteilung und den Beschäftigungsgrad dem unkontrollierten Wirken privater Marktkräfte zu überlassen“. Auf diesen Aufstand der Massen wurde jedoch in den verschiedenen Ländern unterschiedlich reagiert. Im Originalton der amerikanischen Meisterdenker liest sich das so:

„In einigen wenigen Ländern – besonders in den Vereinigten Staaten und den englischsprechenden Dominions – wurde diesen neuen Erwartungen mit Erfolg entsprochen. In anderen jedoch hat das Bestreben, diese innerhalb des bestehenden weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Systems und ohne Rücksicht auf die Folgen des technischen Fortschritts und der sozialen Veränderungen zu erfüllen, zu zweierlei paradoxen Situationen geführt. Einerseits wurde dadurch die Entwicklung eines wirtschaftlichen Nationalismus weitgehend gefördert, der in seinen verschiedenen zeitgenössischen Formen die Leistungsfähigkeit der internationalen Wirtschaft und das Gedeihen vieler, die erstere bildender Nationalwirtschaften so schwer beeinträchtigt hat. Andererseits führte dieses Bestreben zum Aufkommen kollektivistischer Ideologien und Systeme, die den Menschen auf Kosten der menschlichen Freiheit und Initiative und des menschlichen Fortschritts das Trugbild eines ewigen Friedens und eines allgemeinen Wohlstands vorgaukeln.“¹⁹

V.

In der Tat führte eine gewisse Zeit lang die Existenz der „zentralverwaltungs-wirtschaftlichen“ Sowjetunion und deren politische und ideologische Ausstrahlung, unterstützt von militärischer Stärke, zu einer gewissen Sistierung des Dranges der USA, die „Verwirklichung einer neuerlichen Integration der internationalen Wirtschaft“ nach dem Muster des 19. Jahrhunderts global an-

¹⁷ Ebd., S.19

¹⁸ Ebd., S. 23

¹⁹ Ebd., S. 24

politische Klasse der USA im Begriff war, den Glauben an ihre Mission bzw. an ihre Kraft, sie zu verwirklichen, zu verlieren – und zwar ungefähr während der fünf Jahre zwischen der Niederlage in Vietnam und dem Beginn der Präsidentschaft Reagans. Aber die Aufgabe der kommunistischen Parteien in beinahe allen sozialistischen Ländern sowie die neoliberal-vulgäroökonomische Offensive in fast allen kapitalistischen Ländern in den achtziger Jahren, deren zusammenhängende historisch-materialistische Analyse noch aussteht, hat diesen Moment der Schwäche längst vergessen gemacht.

Heute ist die militärische und politische Überlegenheit der USA international wiederhergestellt und damit die rückwärtsgewandte Utopie der Wilsonisten wieder voll in Kraft. Ob sie nun als freundlicher „Multilateralismus“ a la Clinton oder als finsterner „Unilateralismus“ a la Bush daherkommt, ist letzten Endes nur eine Stilfrage. Entscheidend ist, dass beide Versionen vom Glauben ausgehen, dass Amerikas Interesse automatisch und stets das vernünftige Interesse der ganzen Menschheit ist, so wahr der Freihandelsliberalismus des 19. Jahrhunderts das Goldene Zeitalter der Menschheit war. Internationale Vereinbarungen, Völkerrecht oder gar Mehrheitsmeinungen internationaler Organisationen, wie z.B. der Vereinten Nationen, sind daher stets dem amerikanischen Interesse nachgeordnet, und zwar nicht aus zynisch beanspruchter Macht des Stärkeren, sondern mit der unerschütterlichen Gewissheit materialer Rechtmäßigkeit.

Vor fünf Jahren erklärte der sanfte, liberale Warren Christopher, für eine Zeit lang Aussenminister unter dem „Multilateralisten“ Clinton, in einer Rede vor akademischem Publikum, was ihm bei seinen vielen Reisen ins Ausland immer auffiel: „(da) wird mir überdeutlich klar, warum Amerika immer noch die vorherrschende Macht der Welt ist. Die Nationen der Welt blicken auf uns als verlässliche Führungsmacht mit hohen Grundsätzen. Sie sehen uns als optimistisches Volk, das durch seine Interessen motiviert und von seinem Potential geleitet ist. Sie folgen uns, weil sie verstehen, dass Amerikas Kampf für Frieden und Freiheit der Kampf der Welt ist. Wenn wir unsere Führungsrolle erhalten wollen, müssen wir weiterhin gemäß den besten Traditionen unserer Nation und unseres Volkes handeln.“²⁰

Es gibt unter den Resten der politischen Linken in Deutschland heute einige, die der Meinung sind, eine US-hegemonisierte Weltordnung sei immer noch besser als gar keine oder gar eine deutsch- bzw. EU-hegemonisierte, obwohl letztere gar nicht zur Debatte steht. Dem ist zu widersprechen. Die Welt braucht keine Führung auf der Basis rückwärtsgewandter Utopien und ideologischen Sendungsbewusstseins, sondern politischen Pragmatismus und Kooperation aller Weltteile auf der Basis gegenseitiger Anerkennung. Wenn Teile des bürgerlichen Lagers in Europa für eine solche Politik eintreten und dadurch zwangsläufig in Konflikt mit den USA geraten, gebührt ihnen unsere Unterstützung.

²⁰ Warren Christopher, Schutz der amerikanischen Interessen ist abhängig von Führungsrolle; in: Amerikadienst, 24. Juli 1996, S.3.

Ursula Schumm-Garling

Moralische Defizite der neoliberalen Marktökonomie*

Unter Neoliberalismus wird in der gegenwärtigen Diskussion eine wissenschaftliche wie politische Konzeption verstanden, durch die ökonomische, gesellschaftliche und soziale Steuerung zurückgenommen wird, d.h., dass Leistungen des Sozialstaates abgebaut werden (schlanker Staat) und der Markt ausgeweitet und ökonomisch wie moralisch aufgewertet wird.

Pierre Bourdieu geht von der These aus, man wolle uns heute weismachen, dass sich die ökonomische und soziale Welt in Gleichungen ausdrücken lasse. Die Mathematisierung sei gleichbedeutend mit dem „Ende aller Ideologien“ bzw. gar mit dem „Ende aller Geschichte“.¹ Seit dem Niedergang des Kommunismus wird der Sieg der „freien Marktwirtschaft“ gefeiert, statt einfach den Bankrott eines ökonomisch-politischen Systems zu konstatieren.

„Und wenn eine weltgeschichtliche Krise wie diejenige unserer Tage scheinbar nur das eine von zwei politischen Lagern trifft – wobei in Wirklichkeit das Verschwinden der Sowjetunion den ‚Westen‘ zwingt, die globale Krise nun ganz allein auszufeuchten bzw. einen neuen Feind in einem neuen kalten Krieg zu erfinden –, so äußert sich jene archaische Mentalität auf der Seite der scheinbar Nichtbetroffenen in Form eines Triumphschreies, wie es Konrad Lorenz bei Graugänsen beobachtet und untersucht hat: Denen haben wir es am Ende gezeigt! Wir sind eben doch die Überlegenen.“²

Der Neoliberalismus muss die gegenwärtige wie die zukünftige Gesellschaft als die beste aller möglichen Welten darstellen. Die Frage lässt sich zugespitzt formulieren: Wie gelingt es, ein ökonomisches System als erstrebenswert zu beschreiben, in dem Löhne unter einen Mindeststandard gesenkt, Arbeitszeiten ausgedehnt, in dem Gewerkschaften als Störfaktor diffamiert oder Kinderarbeit zugelassen ist. Die Folgen sind unabsehbar: Die soziale und ökonomische Ungleichheit wird zunehmen, die armen Völker werden gravierende Rückschläge erleben³, die Umweltbedingungen werden sich weltweit verschlechtern und auch die Weltwirtschaft wird an Stabilität weiter einbüßen. Vorstellungen aus der Frühzeit der Industrialisierung werden als moderne Botschaft verkündet.

Dies drückt sich auch in der Sprache aus, die entweder dem Sport oder der

* Dieser Artikel ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, der zuerst veröffentlicht wurde in: Walter Schweidler (Hg.), Markt – Medien – Moral, Studium Generale Bd. 10, Schriftenreihe der Universität Dortmund Bd. 46, Dortmund 2001.

¹ Vgl. Pierre Bourdieu, Gegenfeuer, Konstanz 1998, S. 45.

² Peter Weidkuhn, Reizwort Marktwirtschaft. Elemente einer Kulturanthropologie des Marktes, Frankfurt/M., New York 1998, S. 46.

³ Ralf Dahrendorf, Die globale Klasse und die neue Ungleichheit, in: Merkur, Nov. 2000, S. 1057-1068, hier S. 1063.

Medizin bzw. der Psychologie entlehnt ist. Es geht um „olympiareife Mannschaften“, die in der „ersten Liga“ spielen sollen, um einen „gesunden“ Wettbewerb oder um „Fitness“, um Gesundheit, wenn die Rede davon ist, dass Unternehmen „gesundschrumpfen“, dass sie schlanker werden müssen. Statt von Stellenabbau spricht man von Verschlinkung. Schindluder wird vor allem mit dem Begriff „Reform“ betrieben. Alle Versuche zielen darauf ab, eine Restauration als Fortschritt zu präsentieren. Insgesamt verweisen diese Metaphern auf ein Menschenbild, in dem Störfaktoren der ökonomischen Verwertbarkeit als Krankheit beschrieben werden. Erstaunlich ist allerdings, dass die zynische Botschaft als Befreiung verstanden werden will, und zwar indem sie sich einer Rhetorik bedient, in der Begriffe wie Freiheit oder Individualisierung von einem Alltagsverständnis geprägt sind, demzufolge Selbstverwirklichung und Autonomie im Mittelpunkt stehen sollen.

Anthony Giddens analysiert in seinem Buch „Jenseits von rechts und links“ den Konservatismus: Es geht nicht mehr um die Beschwörung einer verklärten Vergangenheit. Der Konservatismus neuen Typs nimmt für sich den Fortschritt und die Vernunft in Anspruch, um eine Restauration zu rechtfertigen, die umgekehrt fortschrittliches Denken und Handeln als überholt bezeichnet. Der Konservatismus hat sich in einigen seiner in Europa derzeit besonders einflussreichen Erscheinungsformen sowie in gewissem Maße auch in anderen Gegenden der Welt mehr oder weniger genau das zu eigen gemacht, was er früher verworfen hat, nämlich den wettbewerbsorientierten Kapitalismus sowie die einschneidenden und weitreichenden Veränderungsprozesse, die der Kapitalismus auszulösen in der Lage ist. Viele Konservative vertreten heute einen aktiven Radikalismus im Hinblick auf eben jenes Phänomen, das ihnen früher besonders lieb war: die Tradition. Wo hört man heute Äußerungen, die von der Vergangenheit ererbten Fossilien sollten abgeschafft werden? Nicht von den Linken, sondern von den Rechten. „Der radikal gewordene Konservatismus steht nun dem konservativ gewordenen Sozialismus gegenüber.“⁴ Der Schein einer wissenschaftlichen Begründung führt zur Legitimation einer Politik, die Entsolidarisierung, Privatisierung und soziale Selektion vorantreiben soll. Zwei Themen sollen nach einem kurzen historischen Rückblick diskutiert werden:

- 1.) Die Rolle des Staates wird auch in den neoliberalen Diskussionen verschieden interpretiert. Im wesentlichen beschränke ich mich auf die Zeit von Mitte der 50er bis Anfang der 70er Jahre, in der zumindest in Deutschland das Konzept der sozialen Marktwirtschaft politisch prägend war, und die Zeit bis heute, in der die Hegemonie neoliberalen Denkens zunimmt.
- 2.) Die Veränderung zum Thema Moral ist über die genauere Bestimmung der Staatsinterventionen zu leisten. Inwiefern greift staatliches Handeln zugunsten von schwächeren Teilen der Bevölkerung ein? Inwiefern sorgt es für eine Gerechtigkeit innerhalb des Gemeinwesens? Inwiefern und zu wessen Gunsten

⁴ Anthony Giddens, *Jenseits von Links und Rechts*, Frankfurt/M. 1997, S. 20.

sorgt der Staat für Infrastrukturleistungen? Inwiefern ist er Obrigkeitsstaat und sorgt für Sicherheit und Freiheit des Eigentums? Inwiefern und zu wessen Gunsten trägt er zur Stabilisierung bei ökonomischen Krisen bei?

Es ist chic, innerhalb des neoliberalen Diskurses, die Kategorie „Moral“ abwertend zu benutzen. Wer auf Moral verweist, gilt als schwach oder inkompetent. Offenbar dulden Neoliberale keine anderen Vorstellungen als ihre eigenen. Verantwortung und Gerechtigkeit werden als moralische Kategorien abgelehnt. Damit wird jedwedes Engagement als überflüssig bezeichnet und weitgehend als emanzipationsfeindlich diffamiert. Im Gegensatz zu jeder kritisch reflektierenden Sichtweise werden in der neoliberalen Konzeption verlorengegangene Gedanken von Dogma und Glauben reaktiviert, deren Ursprung in deistischen Vorstellungen des 18. Jahrhunderts zu finden sind.

Markt und Staat

Blicken wir zurück auf die Ursprünge des Marktes. Markt bedeutet im weitesten Sinne das Absatzgebiet einer Ware. Man spricht von Geldmarkt, wenn edle Metalle und Edelsteine gehandelt werden, vom Kapital-, Kredit- oder Arbeitsmarkt, dem heimischen Markt oder dem Weltmarkt. Im engeren Sinne ist Markt der Ort, an dem zu bestimmten Zeiten Käufer und Verkäufer einander treffen. Das Bedürfnis, Märkte abzuhalten, trat besonders in verkehrsarmen und unsicheren Zeiten auf. Sie entstehen meistens da, wo regelmäßige Zusammenkünfte von Menschen stattfinden, beispielsweise im Anschluss an religiöse Festlichkeiten. Die wesentliche Grundlage für die Entwicklung des Marktverkehrs ist generell ein besonderer Friede und Rechtsschutz, der den Marktteilnehmern zuteil wird.

Moral ist nicht eindimensional zu verstehen, Friedfertigkeit und der Schutz aller Handelnden des Marktes gehört von Beginn an zur Moral des Marktes. Das Prinzip der Mannigfaltigkeit liegt diesem Begriff zugrunde. Überall handelt es sich jedoch um das, was als „gute Sitte“ verstanden wird und um das, was sich schickt, was das Zusammenleben ermöglicht: die Anerkennung der Rechte des anderen. Diese bestehen entweder in sozialen Werten oder in religiös untermauerten Verhaltensweisen wie Nächstenliebe, Gastlichkeit oder Mildtätigkeit.

Adam Smith (1723-1790) gilt als Vater der modernen Marktökonomie. Die Quelle der sittlichen Beurteilung ist für ihn die Sympathie: Handle so, dass ein unparteiischer Beobachter mit dir sympathisieren kann. Er bekämpfte sowohl lebensfeindliche, theologische als auch egoistische Moralvorstellungen und stand damit dem Kant'schen Imperativ nahe. Aus dem individuellen Interesse leitete er das wirtschaftliche Leben ab. In der ungehinderten Erwerbs- und Wettbewerbsfreiheit erblickte Smith den Vorläufer der modernen „freien“ Wirtschaft als Voraussetzung vollkommenen Wirtschaftslebens. Er war Professor für Logik und Moralphilosophie in Glasgow, als er sein Hauptwerk „An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“ (1776) verfasste. Smith bezeichnete Arbeit als „industry“, als Quelle und Maßstab des

Wertes, daher rührt auch der Begriff „Industriesystem“. Eigennutz und der auf ihm beruhende, nicht durch Staatseingriffe gehinderte Wettbewerb sichern eine richtige Arbeitsteilung und eine größtmögliche Produktion. Der freie, innere und internationale Verkehr (Freihandel) garantierte nicht nur eine zweckmäßige, örtliche und zeitliche Verteilung von Kräften und Mitteln, sondern auch die Angleichung von Preisen und Gewinnen und förderte damit das Gemeinwohl. Nur wenn den Bewegungen aller einzelnen freies Spiel gelassen werde, stelle sich als Resultat eine natürliche Ordnung ein, die effizienter und harmonischer sei, als selbst der weiseste politische Konstruktionsplan es vorsehen könne. Die Interessen werden von einer Hand gelenkt, deren Realität allerdings unsichtbar ist. Unter der Leitung dieser „invisible hand“ stellt sich die Harmonie und das Gedeihen des Ganzen ein. Die unsichtbare Hand ist der Preismechanismus, der aus den profitorientierten Handlungen unabhängiger Individuen unter den Bedingungen vollständiger Freiheit und Konkurrenz permanent neu entsteht. Die im Markt-Preis-Mechanismus erscheinende ökonomische Kausalität der Handlungen aller einzelnen hat ihren Ursprung im Selbstinteresse. Die ökonomischen Handlungen dirigieren dieses Selbstinteresse in einer Weise, dass sich aus den privaten Nutzenkalkülen zugleich ein steigender Volkswohlstand entwickelt. Durch den Kapitalbesitz schafft das bürgerliche Individuum seine soziale und politische Identität. Der Individualisierungsgedanke findet seinen Ausdruck in den bürgerlichen Freiheitsrechten, vor allem in der Unverletzbarkeit der Person und des Besitzes. Die schwache Stelle der Argumentation ist die „invisible hand“, die einen religiösen Stellenwert einnimmt und damit in das Reich des Glaubens zu verweisen ist. Dieser Gedanke ist allerdings im Laufe der Zeit verloren gegangen, untergründig wirkt er jedoch weiter.

Vergessen werden heute auch die Einschränkungen, die Smith im Zusammenhang mit seinem Loblied auf die Arbeitsteilung vertreten hat. Er hat schon sehr früh auf die inhumanen Arbeitsbedingungen hingewiesen, die „so stumpfsinnig und einfältig“ machen, „wie ein menschliches Wesen nur werden kann“. Um die zerstörerischen Kräfte der „invisible hand“ zu bändigen, bedarf es staatlicher Interventionen zugunsten der Arbeiter.⁵

Bis heute hat sich im neoliberalen Diskurs ausschließlich die eher religiös zu nennende Idee der Unfehlbarkeit eines unregulierten Marktes durchgesetzt. Ein empirischer Nachweis dafür, dass dies funktionieren könne, ist aus einsichtigem Grund nie erbracht worden: Einen solchen gesellschaftlichen und ökonomischen Zustand hat es nie gegeben und wird es wohl auch nicht geben. Ein Joker im Ärmel von neoliberalen Ökonomen wie Politikern ist der Hinweis darauf, dass es keine Alternativen gäbe. Sozialistische Wirtschaftssysteme hätten ebenso versagt wie gemäßigte Wohlfahrtsstaaten.

Insbesondere die soziale Marktwirtschaft bzw. der „Rheinische Kapitalismus“

⁵ Noam Chomsky, Profit over People. Neoliberalismus und globale Weltordnung, Hamburg, Wien 1999, S. 51.

hatten im Nachkriegsdeutschland eine Chance, demokratische und nicht kommerzielle Kräfte hatten einen nicht unbeträchtlichen Einfluss auf die Gestaltung von Wirtschaft und Gesellschaft im Nachkriegsdeutschland gewonnen.

In den 50er und 60er Jahren fand eine tiefgreifende gesellschaftliche Neustrukturierung des Verhältnisses von Wirtschaft, Gesellschaft und Arbeit statt. In zwei Punkten herrschte im bürgerlichen, liberalen wie sozialistischen Lager Übereinstimmung: Die Verknüpfung von Großkapital und Faschismus galt als nachgewiesen und das Recht auf Arbeit sollte allgemeine Geltung erlangen:

„Jeder hat ... ein Recht auf Arbeit ... Die Wirtschaft des Landes hat die Aufgabe, dem Wohl des ganzen Volkes und der Befriedigung seines Bedarfs zu dienen ... Jeder Missbrauch der wirtschaftlichen Freiheit – insbesondere zu monopolistischer Machtzusammenballung und zu politischer Macht – ist untersagt. Vermögen, das die Gefahr solchen Missbrauchs wirtschaftlicher Freiheit in sich birgt, ist ... in Gemeineigentum zu überführen.“⁶

Die Rekonstruktion von Staat und Wirtschaft folgte auf der Basis der sozialen Marktwirtschaft. Die Charakterisierung der Marktwirtschaft als sozial verweist darauf, dass vor allem soziale Sicherheiten die „Marktfreiheit“, d.h. die ungezügelte Konkurrenz im Sinne moralischer Legitimation, absichern sollten. Nicht zuletzt die Systemkonkurrenz hat dazu beigetragen, sowie die nach dem Krieg stärker gewordene Gewerkschaftsbewegung. Deutungsmuster des technischen Fortschritts und der Leistung wurden zentrale Elemente einer arbeitgesellschaftlichen Kultur, die eingebettet waren in einem Verständnis der Vernunft als Schlüssel zur Interpretation der Welt. Die Einzigartigkeit des Individuums wurde betont und soziale Gerechtigkeit gefordert. Ein szientistisches Wissenschaftsverständnis herrschte vor, durch das in weiten Kreisen der Bevölkerung wissenschaftliche Erkenntnisse eng mit gesellschaftlichem Fortschritt verbunden wurden.

Im Zeitbewusstsein europäischer Industrienationen hat seit den frühen 50er bis Ende der 60er Jahre eine bemerkenswerte Leistung stattgefunden, nämlich die Umwälzung wirtschaftlicher und sozialer Grundlagen so zu interpretieren, dass sie nahezu jede Dynamik verloren und als ganz normaler und selbstverständlicher Prozess erschienen.⁷ Die Einmaligkeit dieser Nachkriegsentwicklung wurde erst im Rückblick wahrgenommen. Lutz führt weiter aus, dass lange Zeit an der Vorstellung festgehalten wurde, dass diese Zeit rekonstruierbar sei, wenn man nur die Bedingungen des Aufschwungs der Nachkriegszeit wieder herstelle. Dazu gehört, den Betrieben Daten zu setzen, die es unmöglich bzw. unrentabel machen, jede sich bietende Möglichkeit auszunutzen, durch Lohnkonkurrenz das Lohnniveau zu senken. Die dadurch neu entstehenden Einkommenskreisläufe und die dadurch induzierte Nachfrage würden der Wirtschaft andere Möglichkeiten der Rentabilitätssicherung vor allem

⁶ CDU, Ahlener Programm, 3. Februar 1947.

⁷ Burkhart Lutz, Der kurze Traum immerwährender Prosperität, Frankfurt/M., New York 1984, S. 9.

durch die Stabilisierung der Masseneinkommen, eröffnen. Vor allem durch Staatsintervention und Nachfragesteuerung werde die binnenwirtschaftliche Nachfrage stabilisiert. Dazu gehören fiskalische und monetäre Maßnahmen, die der Glättung des Konjunkturzyklus dienen, aber auch arbeitsrechtliche Regelungen, wie der Ausbau des Kündigungsschutzes, die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall oder erweiterte Leistungen des Sozialsystems, sowie die Ausweitung des arbeitsmarktpolitischen Instrumentariums und vor allem eine aktive und dynamische Lohnpolitik. Zugespielt vertritt Lutz die These, dass der ökonomische Aufschwung nicht trotz, sondern nur wegen dieser sozialpolitischen, staatlich induzierten Regelungen erfolgt sei.

Das Wachstum setzte ein, als ein sozialstaatliches Mindestniveau erreicht war; dies galt es zu stabilisieren. Die Deckung des täglichen Lebensbedarfs war erreicht, darüber hinaus diente der Massenwohlstand dazu, dass traditionelle Produkte durch moderne Produkte und Dienstleistungen ersetzt wurden. Hatte Jürgen Habermas noch Legitimationsprobleme des Staates im Spätkapitalismus gesehen, so ergibt sich die Legitimation des nationalen Staates im neoliberalen Konzept aus der Tatsache, das Eigentumsrecht zu sichern. Die Staatsfunktion wurde von Habermas dadurch bestimmt, dass „Funktionslücken des Marktes“ durch den „organisierten“ bzw. „staatlich geregelten Kapitalismus“ ausgeglichen werden.⁸ Der Staat ersetzt den Marktmechanismus nach Habermas überall dort, wo er für überschüssig akkumuliertes Kapital Verwertungsbedingungen schafft und verbessert.

Dazu zählt er die Stärkung der nationalen Wettbewerbsfähigkeit,

- durch die Organisation übernationaler Wirtschaftsblöcke,
- durch unproduktiven Staatskonsum (Rüstungs- und Raumfahrtindustrie)
- durch strukturpolitische Lenkung des Kapitals in marktautonom vernachlässigte Sektoren
- durch Verbesserung der materiellen Infrastruktur (Verkehrs-, Schul- und Gesundheitssysteme, Erholungszentren, Stadt- und Regionalplanung, Wohnungsbau usw.)
- durch Verbesserung der immateriellen Infrastruktur (allgemeine Wissenschaftsförderung, Investition in Forschungs- und Entwicklungsaktivitäten, Vermittlungen von Patenten usw.)
- durch die Steigerung der Produktivkraft menschlicher Arbeit (allgemeines Bildungssystem, Berufsbildungssystem, Ausbildungs- und Umschulungsprogramme usw.)
- durch die Ablösung sozialer und sachlicher Folgekosten privater Produktion (Arbeitslosenunterstützung, Wohlfahrt, Umweltschäden usw.).⁹

⁸ Jürgen Habermas, Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus, Frankfurt/M. 1973, S. 50f.

⁹ Vgl. ebd., S. 53f.

Diese Position war nicht unumstritten. In diesem Katalog staatlichen Handelns steht die nationale Wettbewerbsfähigkeit im Vordergrund und die Interessen der Bevölkerung werden nur insofern, als sie dieser nationalen Konkurrenzsituation unterzuordnen sind, berücksichtigt. In den 60er und beginnenden 70er Jahren hat dazu eine kritische Diskussion unter dem Stichwort der „Sozialstaatsillusion“ stattgefunden. Vor allem wurde kritisiert, dass staatliche Aktivitäten nicht nach den verschiedenen gesellschaftlichen Interessen differenziert wurden, und dass sich verdeckt in allen Bereichen die Interessen des Kapitals durchsetzen würden.

Gründe der begrenzten Dauer für den „kurzen Traum immer wärender Prosperität“ sind vor allem, dass das Arbeitskrätereservoir im traditionellen Sektor zu Beginn der 60er Jahre erschöpft war. Auch die Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte konnte die fortschreitende Erosion der Wachstumskräfte nicht verhindern.

Es entstehen in diesem System Konfliktpotentiale, die aus der Verbindung von politischen und wirtschaftlichen Entscheidungen resultieren. Neben dem Arbeitskräftemangel entstanden Widersprüche und Konfliktpotentiale aus dem Verhältnis zu Ressourcen der Natur und aus dem Verhältnis zu weniger industrialisierten Teilen der Welt. Die Länder mit entwickelten Ökonomien richteten sich auf die Ausbeutung von Ressourcen, ohne auf deren Reproduktion zu achten.¹⁰

Die neoliberale Offensive

Was hat sich seit Beginn der 70er Jahre und nach dem Ende der Ost-West-Konfrontation 1989 verändert? Die Globalisierung für Unternehmen wie für Regierungen sowie die Veränderungen des Verhältnisses von Kapital und Arbeit haben die wirtschaftliche Idee einer auf Konsens beruhenden sozialen Marktwirtschaft durch die neoliberale Ideologie ersetzt. Ihre Wirksamkeit verdankt sie dem real ablaufenden wirtschaftlichen Prozess, der darin besteht, dass drei neue Entwicklungen für Waren, Geld und Kapital sowie für die Arbeitskräfte entstehen:

1. Integrierte Weltmärkte, auf denen ungehindert durch nationale Grenzen konkurriert werden kann;
2. weltweit operierende multi- bzw. transnationale Unternehmen, die auf diesen Märkten an Gewicht zunehmen und die Weltwirtschaft dominieren;
3. die bisher souveränen Nationalstaaten wurden von global operierenden Kapitalgesellschaften überholt und damit auch die bislang zwischenstaatlich geregelten Beziehungen geschwächt.¹¹

¹⁰ Vgl. Gutachten der Kommission für wirtschaftlichen und sozialen Wandel: Wirtschaftlicher und sozialer Wandel in der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1976, S. 343-373.

¹¹ Vgl. Michael R. Krätke, Standortkonkurrenz – Realität und Rhetorik, in: Ökonomie ohne Arbeit – Arbeit ohne Ökonomie?, Hannover 1997, S. 45-90, hier S. 45.

In diesem Zusammenhang macht Zinn darauf aufmerksam, dass die Globalisierung nicht der Grund für krisenhafte Erscheinungen ist, sondern „dass diese Globalisierungsphänomene selbst eine Folge von Krise und wirtschaftspolitischen Handlungen sind“.¹²

Im neoliberalen Diskurs werden der Sozialstaat und die aus der Versorgung der benachteiligten Bevölkerungsgruppen sich ergebenden Zuwendungen zur Ursache für eine krisenhafte Entwicklung erklärt. Standortkonkurrenz, Wachstumsschwäche, Reformstau und Regierungsprobleme gipfeln in einer geistig moralischen Sinnkrise. Als bisher nicht gelöste Probleme werden die abnehmende Konkurrenzfähigkeit, die wieder steigende Arbeitslosigkeit und der Hang der Individuen zur Initiativlosigkeit benannt. So geißelt beispielsweise Wolfram Engels das moderne Sozialsystem als ein System, in dem nicht mehr Arbeit, Fleiß, Leistung und Sparsamkeit als Tugenden gelten würden und das Leben auf Kosten anderer als Lebensklugheit und nicht als Schande gelte. Das solle kein Vorwurf gegen Personen sein, sondern ein Vorwurf gegen das System.¹³

Die seit den 80er Jahren geführte Diskussion läuft darauf hinaus, durch Sozialstaatsabbau die Lohnnebenkosten zu senken. Dies wird mit ökonomischer Globalisierung und der internationalen Standortkonkurrenz begründet. Die nationale Volkswirtschaft könne im internationalen Konkurrenzkampf nur überleben, wenn die Lohn(neben)kosten sanken. Zur Stärkung der nationalen Wettbewerbsfähigkeit müssten Opfer gebracht werden, die morgen durch die Schaffung neuer Arbeitsplätze mehr als kompensiert würden. Daneben werden innergesellschaftliche sozialstrukturelle Veränderungen genannt, wie die Herausbildung einer Unterschicht strukturell arbeitsloser Personen, die steigende Frauenerwerbstätigkeit, demographische Veränderungen, sowie Bürokratisierung und Verrechtlichung des Sozialstaates, die zu der gesellschaftlichen Krise beitragen.

Die Bundesrepublik nimmt im internationalen Vergleich zu anderen Nationalstaaten durchaus keine Spitzenposition ein. Sozialkosten und Sozialleistungen bewegen sich auf der Ebene einer „mittleren Reichweite“, im Hinblick auf die Arbeitsproduktivität befindet sie sich dagegen in der internationalen Spitzengruppe. Krätke weist mit Recht darauf hin, dass „das berühmte Versicherungsprinzip“ in der sozialen Sicherung nirgendwo so konsequent durchgeführt werde wie in Deutschland. In keinem anderen Land seien die sozialen Sicherungssysteme so klar und restlos „lohnarbeitszentriert“ wie in Deutschland. Fast alle wichtigen europäischen Nachbarländer, in denen ernstzunehmende Konkurrenten deutscher Unternehmen sitzen, haben zumindest einige „universalistische“ Elemente, d.h. in der Regel steuerfinan-

¹² Vgl. Karl Georg Zinn, *Gewinner und Verlierer der Globalisierung – Wirtschaftsentwicklung im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts*, Hamburg 2000, S. 6.

¹³ Vgl. Wolfram Engels, *Über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Kritik des Wohlfahrtsstaates*, Bad Homburg 1985.

zierte Sozialleistungen für alle Bürger ohne Rücksicht auf die Beschäftigungsverhältnisse oder Entlohnung in ihren sozialen Sicherungssystemen (Beispiel: Niederlande, Dänemark, Schweden etc.). Das erkläre, warum die Kosten der sozialen Sicherung in diesen Ländern nicht im gleichen Maße als Arbeitskosten (Lohnnebenkosten) erscheinen, wie in der Bundesrepublik, obwohl sie insgesamt höher sind. Das Ausmaß der Arbeitskosten werde in der Bundesrepublik nicht durch den Sozialstaat, sondern durch eine völlig veraltete Organisation und Finanzierungsform der sozialen Sicherung künstlich überhöht.¹⁴

Markt und Demokratie

Welches sind die Zusammenhänge zwischen Markt und Demokratie, wenn man vom Standpunkt des Neoliberalismus ausgeht? Hier gibt es unterschiedliche Anschauungen, doch die zentrale Aussage besagt, dass Märkte die Grundvoraussetzungen der individuellen Freiheit und für die Demokratie wichtiger seien als selbst die Verfassung des Staates. Bestrebungen zur „Korrektur“ der Marktkräfte führten zur Unterdrückung der durch Marktverhältnisse geförderten Freiheiten. Dagegen liege es „im Wesen des Kapitalismus“, dass er dem einzelnen gestatte, das Risiko einzugehen, sein Leben nach eigenem Gutdünken zu führen.¹⁵ Der auf Marktkräften beruhende Kapitalismus schenke der gesellschaftlichen Herkunft, der Hautfarbe oder der Ausdrucksweise der Menschen keine Beachtung. Zielstrebiges Trachten nach Gewinn ermuntere durchaus nicht zum Egoismus, sondern sei eine Quelle der sichtbaren Kraft, weil es politische Befangenheit oder soziale Vorurteile ausschließe.

Es ist unbestreitbar, dass dem Kapitalismus in seiner neoliberalen Gestalt eine bestimmte Form der Befreiung gelingt. Unter dem Dirigismus des Marktes, d.h. einer durch Preise vermittelten Ordnung gelingt es den Individuen in bestimmten Grenzen, den sozialen Status, den Beruf oder die sozialen Beziehungen selbst zu gestalten. Diese Autonomiespielräume gehören zum festen Bestand moralischer Ansprüche der Aufklärung. Die Möglichkeit, Beruf oder Aufenthaltsort frei zu wählen sind formal, d.h. neben den Chancen gibt es durch reale Verhältnisse gesetzte Grenzen. Die formalen Freiheiten werden nur gewährt, wenn die Individuen das System akzeptieren, das zugleich von ihnen verlangt, dass sie sich der marktvermittelten Ordnung unterwerfen. Der Preis ist die ebenfalls formal festgelegte Arbeitsdisziplin und die Abhängigkeit vom Arbeitsmarkt. „An die Stelle der versprochenen Befreiung tritt de facto eine neue Form der Sklaverei“.¹⁶ Die formale Befreiung ohne einen materialen Kontext wirkt sich eher dahingehend aus, dass die Individuen dem

¹⁴ Vgl. Michael R. Krätke, *Standortkonkurrenz – Realität und Rhetorik*, in: *Ökonomie ohne Arbeit – Arbeit ohne Ökonomie?*, Hannover 1997, S. 45-90, hier S. 82ff.

¹⁵ Vgl. Arthur Seldon, *Capitalism*, Oxford 1990, S. 103.

¹⁶ Luc Boltanski & Ève Chiapello, *Befreiung vom Kapitalismus? Befreiung durch Kapitalismus?*, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, 4/2000, S. 476-487, hier S. 479.

Konkurrenzprinzip schutzlos ausgeliefert sind. Historisch gesehen haben sich Institutionen entwickelt, die Schutz gegenüber ungebremsten Übergriffen des Kapitals bedeuteten. Sie lassen sich danach bewerten, inwiefern sie dazu beitragen, reale Freiheiten zu leben; insbesondere in den sogenannten Wechselfällen des Lebens ist eine Existenzsicherung unabdingbar (Bismarcksche Sozialgesetzgebung). Diese Form der Sicherheit, die in den Regel durch den Sozialstaat gewährleistet wird, wird beispielsweise von Giddens dahingehend interpretiert, dass jede Form von Eigenverantwortung vernichtet würde. Solche Institutionen, einschließlich entsprechender Gesetze, können jedoch im Gegenteil dazu beitragen, dass die Menschen über Existenzräume innerhalb und außerhalb der Arbeit verfügen, durch die es ihnen möglich wird, ihre Gegenwart zu gestalten und die Zukunft zu kalkulieren.

Bourdieu spricht in diesem Zusammenhang von der „rechten“ und der „linken Hand“ des Staates. Familienhelfer, Erzieher, kleine Beamte und in steigendem Maße Lehrer in den verschiedenen Schultypen stellten das dar, was er als die „linke Hand“ des Staates bezeichnet: Die Gesamtheit der Bediensteten, die im weitesten Sinne soziale Belange vertreten. Sie stehen in Opposition zum Staat der „rechten Hand“, zu den Absolventen der Kadernschulen in Finanzministerien, in den öffentlichen und privaten Banken und den Kabinetten. In dieser einleuchtenden Unterscheidung berücksichtigt Bourdieu allerdings zu wenig die Verquickung beider „Hände“. Insbesondere die sogenannte „linke Hand“ übernimmt durchaus auch Aufgaben nach dem „law and order“-Prinzip. Die Politiker vernachlässigen zugunsten kurzfristiger Einsparungen langfristige Kosten, die entstehen, um beispielsweise Delinquenz, Kriminalität oder Alkoholismus aufzuzeigen. Die rechte Hand ist besessen von der Möglichkeit der kurzfristigen Finanzierung und behandelt das Tun der linken Hand argwöhnisch. Die äußerst kostspieligen gesellschaftlichen Folgen der Haushaltseinsparungen kommen unweigerlich auf die „linke Hand“ des Staates zu. Zu Recht verweist Habermas darauf, dass von der neoliberalen Umgestaltung nicht nur aus ökonomisch-sozialen Gründen eine Bedrohung einer rechtsstaatlich verfassten Gesellschaft ausgehe:

„Man muss damit rechnen, dass ein weitgehend deregulierter Arbeitsmarkt und die Privatisierung der Vorsorge für Krankheit, Alter und Arbeitslosigkeit im Bereich niedriger Einkommen und unsicherer Beschäftigungsverhältnisse armselige Milieus am Rande des Existenzminimums entstehen lässt. Selbst wenn sich dann die Mehrheit der Nicht-ganz-so-Zufriedenen damit abfinden würde, den – auch vom politischen Prozess segmentierten – Rest einer hoffnungslos „überschüssigen“ Bevölkerung einem repressiven Staat als Problem der inneren Sicherheit und der Armenfürsorge zu überantworten, bleibe die erzwungene Desolidarisierung ein Stachel im Fleisch der politischen Kultur.“¹⁷

Tatsächlich stützt sich die Macht des Neoliberalismus ideologisch auf einen

¹⁷ Jürgen Habermas, *Die postnationale Konstellation*, Frankfurt/M. 1998, S. 140.

neuen Sozialdarwinismus: Es sind die Leistungsfähigsten, die das Rennen machen. Es gibt Menschen, die alle Kennzeichen einer Leistungselite tragen, die ihr Ansehen und ihr Gewicht aber ihrer Ausbildung verdanken. Die erworbenen intellektuellen Fähigkeiten werden als Begabung betrachtet, von denen wir wissen, dass sie tatsächlich durch ein weitgehend staatlich reguliertes Bildungswesen vermittelt werden. Die Ungleichheiten sind gesellschaftliche Ungleichheiten. Gesellschaftliche Ungleichheit bleibt bestehen, darauf verweist Dahrendorf:

„Sie (die Benachteiligten, U. Sch-G.) vereinigen nämlich alle Nachteile auf sich: niedrige Einkommen, höhere Arbeitslosigkeit, einen schlechteren Gesundheitszustand, größere Gefährdung durch Unfälle, weniger Engagement in öffentlichen Dingen und nicht zuletzt mehr Bildungsprobleme mit ihren Kindern.“¹⁸

Erwerbsarbeit wird nach wie vor als zentrale Kategorie von gesellschaftlicher Integration angesehen.¹⁹ Man könnte sogar die These wagen, dass Erwerbsarbeit unter der Bedingung der Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses einen größeren Raum im Denken und Handeln der Individuen einnimmt als vorher, weil alle Formen von Erwerbsarbeit – von prekären Arbeitsverhältnissen bis zum sogenannten Arbeitskraftunternehmer – eine ständige Beschäftigung mit der Arbeit verlangen, solange Erwerbsarbeit die häufigste Einnahmequelle für den Lebenserhalt darstellt.

Einer verengten und kurzfristigen Ökonomie ist eine „Ökonomie des Glücks“ entgegenzustellen, in der alle individuellen und kollektiven, materiellen und symbolischen Gewinne angerechnet werden, die eine Arbeit bietet, nämlich Sicherheit und Selbstverwirklichung, und alle materiellen und symbolischen Kosten vermerkt werden, die durch Beschäftigungslosigkeit oder andere Verunsicherungen entstehen.²⁰ Man kann die Gewalterhaltung nicht betrügen. Gewalt geht nicht verloren, die strukturelle Gewalt, die von den Finanzmärkten ausgeübt wird, der Zwang zu Entlassungen und die tiefgreifende Verunsicherung der Lebensverhältnisse schlägt auf lange Sicht zurück als Selbstmord, Straffälligkeit, Drogenmißbrauch wie Alkoholismus, in Gestalt all der kleinen und großen Gewalttätigkeiten des Alltags.²¹

Um negative Entwicklungen zum positiven hin zu verändern, ist es notwendig, eine „Ökonomie des ganzen Hauses“ bzw. eine „zweite Ökonomie“ anzustreben. Nach Negt ist die „erste Ökonomie“ dadurch gekennzeichnet, dass die Unternehmen ausschließlich nach betriebswirtschaftlichem Kalkül funk-

¹⁸ Ralf Dahrendorf, *Die globale Klasse und die neue Ungleichheit*, in: *Merkur*, Nov. 2000, S. 1057-1068, hier S. 1063.

¹⁹ Vgl. Zukunftskommission der Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.), *Wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, sozialer Zusammenhalt und ökologische Nachhaltigkeit*, Bonn 1997, S. 225ff.

²⁰ Vgl. Pierre Bourdieu, *Gegenfeuer*, Konstanz 1998, S. 49.

²¹ Vgl. Pierre Bourdieu et al., *Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*, Konstanz 1997.

tionieren, in dem die reale Ausübung von Macht über Produktion und Arbeit den Schein zwangsläufiger Abläufe erhalte.

„Die Kapital- und Marktlogik, Zentrum dieser Ökonomie, ist allen menschlichen Eingriffen entzogen; sie ist härter als Beton, der irgendwann doch der Erosion zum Opfer fällt.“²²

Mit dem Begriff der „zweiten Ökonomie“ knüpft Negt an die Ursprünge klassischen ökonomischen Denkens an. Staatliche Ordnungspolitik und Marktmechanismen befinden sich in einer Spannung, in der die Lebenszusammenhänge von Menschen wieder in den Blick geraten. Dazu ist es notwendig, zu einer Wissenschaftsauffassung zurückzufinden, die René König (1978) mit folgenden Worten beschreibt:

Eine Wissenschaftsauffassung, „die über allzu billige Systematik und schematische Durchsichtigkeit einiger weniger Erklärungsprinzipien hinaus (die einzig den Reichtum und die vielfältige Tiefe des Phänomens erdrosseln) sich der Komplexheit alles seelisch-geistigen Lebens willig eröffnet und sie mit einer ebensolchen Komplexheit der Methoden und Erklärungen beantwortet. Der Mensch in seiner konkreten Totalität ist nur durch ein Ineinanderwirken der verschiedensten Disziplinen, der verschiedensten Standpunkte und Blickweisen, der verschiedensten Erklärungsmittel zu erschöpfen.“²³

²² Oskar Negt, *Machtpolitischer Kampf zweier „Ökonomien“*, in: *Ökonomie ohne Arbeit – Arbeit ohne Ökonomie*, Hannover 1997, S. 9-44, hier S. 16.

²³ Vgl. René König, *Émile Durkheim zur Diskussion. Jenseits von Dogmatismus und Skepsis*, München, Wien 1978, S. 77.

Christian Fuchs/Wolfgang Hofkirchner

Globalisierung - ein allgemeiner Prozess der Menschheitsgeschichte

Über die Globalisierung wird heute viel gesprochen, wobei jedoch in erster Linie die antagonistische ökonomische Ausprägung gemeint ist. Die vorhandenen Theorien der Globalisierung reduzieren diese meist auf eine einzelne gesellschaftliche Dimension oder sehen sie als einen Prozess, der rein typisch für die aktuelle Phase der modernen Gesellschaft sei (vgl. Fuchs/Hofkirchner 2001).

Wir gehen im Gegensatz dazu davon aus, dass es sich bei der Globalisierung um einen allgemeinen, dialektischen Prozess der Menschheitsgeschichte handelt, d.h., historisch betrachtet haben die Gesellschaftsformationen einen immer globaleren Charakter bekommen; zunächst wäre also ein allgemeiner Begriff der Globalisierung auszuarbeiten, der dieses Phänomen formationsübergreifend beschreibt. Als erster Konkretisierungsschritt kann, darauf basierend, der Kapitalismus als globales und sich globalisierendes System beschrieben werden, als zweite Konkretisierung der aktuelle Schub an Globalisierung, den wir in der heutigen, postfordistischen, neoliberalen und informationsgesellschaftlichen Phase des Kapitalismus (vgl. Fuchs 2001a, b) erleben. Im Folgenden wollen wir die Globalisierung als allgemeinen Prozess und die antagonistische Globalisierung im Kapitalismus diskutieren. Dazu beschreiben wir zunächst Gesellschaft allgemein als dialektisches System (Abschnitt 2), darauf basierend die allgemeine Dialektik der Globalisierung in Ökonomie, Politik und Kultur (Abschnitt 3), die antagonistische, kapitalistische Dialektik der Globalisierung (Abschnitt 4) und geben einen Ausblick hinsichtlich weiterer Fragen und möglicher Alternativen (Abschnitt 5).

Globalisierung als Herstellung von Globalität ist etwas, das heute in allen sozialen Bereichen, also auf der ökonomischen, politischen und kulturellen, aber auch auf der ökologischen und auf der technologischen Ebene sichtbar geworden ist und sich dort jeweils in im Rahmen der Austragung von Mediation unzugänglich scheinenden Interessengegensätzen abspielt. Die These, die wir hier vorlegen und als einen Beitrag zur Ausarbeitung einer Theorie der Globalisierung verstehen wollen, die mit dem empirischen Augenschein in Einklang steht, ist:

1. Globalisierung stellt einen allgemeinen Prozess der Menschheitsgeschichte dar, der in ein dialektisches Verhältnis von Lokalem und Übergreifendem/Globalalem eingebettet ist.
2. Jede Form der Gesellschaft ist durch eine konkrete Ausprägung dieser Dialektik der Globalisierung geprägt, und diese Ausprägung im Kapitalismus ist eine, die auf gesellschaftlichen Antagonismen basiert. Die spezifische Qualität der antagonistischen Globalisierung heute besteht ganz wesentlich darin, dass die Fortexistenz humanen gesellschaftlichen Lebens gefährdet ist.

Gesellschaft als dialektisches System

Gesellschaftsmodelle müssen einerseits allgemein genug sein, um alle möglichen Gesellschaftsformationen zu erklären, andererseits muss es Konkretisierungen geben, die helfen, spezifische Gesellschaftsformationen wie den Kapitalismus zu erklären. Des Weiteren müssen verschiedene Phasen konkreter Gesellschaftsformationen unterschieden werden. Theorien der Gesellschaft sollten also auf einer Dialektik von Allgemeinem und Konkretem basieren.

Als allgemeine Teile der Gesellschaft betrachten wir die Techno-, die Öko- und die Soziosphäre. Der Mensch als Wesen existiert nur im Rahmen der Auseinandersetzung des Menschen mit der Natur und mit sich selbst, d.h. anderen Menschen. Der Mensch als arbeitendes und soziales Wesen tritt in Stoffwechsel mit der Natur (der Ökosphäre), um mit Hilfe von Werkzeugen bestimmte Ziele zu erreichen. Die Herstellung dieser Werkzeuge ist der eigentliche Kern der Technosphäre, die das Verhältnis Mensch – Technik beschreibt. Hinzu kommt als notwendige Bedingung der Gesellschaft die Ökosphäre, das Verhältnis des Menschen zur Natur, in dem Naturkräfte für den Menschen lebenserhaltend nutzbar gemacht werden. Schließlich ist auch die Soziosphäre ein notwendiges Element der gesellschaftlichen Reproduktion, sie bezeichnet die Beziehungen der Menschen untereinander, die zur Produktion von Sinn führen. Die Soziosphäre basiert notwendigerweise auf der Bio- und Technosphäre, geht aber durch emergierende soziale Qualitäten über diese hinaus. Techno-, Öko- und Soziosphäre sind hierarchisch angeordnet, es gibt jedoch nicht nur Wechselwirkungen von unten nach oben, sondern auch Rückwirkungen der jeweils darüber liegenden Ebene auf die darunter liegenden.

Uns interessiert hier vor allem die Soziosphäre, der eigentliche gesellschaftliche Kern, der sich aus Ökonomie, Politik und Kultur zusammensetzt. Die Ökonomie als Basis der Soziosphäre befasst sich mit der Produktion, Distribution und Allokation von Gebrauchswerten und gesellschaftlichen Ressourcen. Die Grundlagen jedes ökonomischen Prozesses stellen die Produktivkräfte dar. Lebendige Arbeit und ihre Faktoren bilden eine Beziehung, die sich historisch wandelt und von einer konkreten Gesellschaftsformation (wie dem Kapitalismus) abhängig ist.

Produktion und Reproduktion können als die materielle Basis jeder Form der Gesellschaft betrachtet werden. Eine solche materialistische Position ist keine reduktionistische, wenn berücksichtigt wird, dass politische und kulturelle Strukturen von ökonomischen Prozessen abhängen, aber nichtsdestotrotz in relativer Autonomie funktionieren und die Ökonomie durch Rückwirkungen beeinflussen. Ökonomie, Politik und Kultur sind in dialektischer Weise verbunden, da ökonomische Einwirkungen zur Emergenz neuer kultureller und politischer Phänomene führen können und umgekehrt. Es existiert auch für jedes Subsystem ein spezifischer endogener Wandel.

Politik beschäftigt sich mit Entscheidungen, die sich darauf beziehen, wie Ressourcen eingesetzt und verteilt werden und die Lebensstile und Gewohnheiten der Gesellschaftsmitglieder beeinflussen. Kultur und Habitus beziehen sich dabei immer auf Einsatz und Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen. Politik bedeutet einen doppelten Prozess des Entscheidens und Ausführens: In Beziehung zu verfügbaren Ressourcen werden Entscheidungen getroffen, um das Funktionieren der Gesellschaft zu organisieren. Diese Entscheidungen nehmen entweder kodifizierte oder nichtkodifizierte Formen an. Werden sie einmal getroffen, so ist der nächste Schritt ihre Umsetzung und Ausführung. Dies bedeutet immer, dass gesellschaftliche Ressourcen in einer spezifischen Art und Weise eingesetzt werden.

Kultur kann als jenes Subsystem der Gesellschaft betrachtet werden, in dem Ideen, Sichtweisen, Meinungen, soziale Normen und soziale Werte im Rahmen von Gewohnheiten, Lebensstilen, Traditionen und sozialen Praxen entstehen und sich verändern. Die emergierenden sozialen Normen und Werte sind eine Form der sozialen Information, die im Bereich der Kultur entsteht. Kultur beinhaltet einen doppelten Prozess der Formierung und Partizipation. Auf der einen Seite werden soziale Normen und Werte in Beziehung zu bereits getroffenen Entscheidungen konstituiert und differenziert (Formierung), andererseits sind sie eine Basis für weitere und Differenzierungen bereits bestehender Entscheidungen (Partizipation). Die Art der Partizipation bestimmt, ob, wie und zu welchem Grad individuelle Akteure und soziale Gruppen Entscheidungen beeinflussen können, die sie betreffen.

Weder Kultur noch Politik werden von ökonomischen Prozessen determiniert. Jedes gesellschaftliche Subsystem hat eine relative Autonomie, nichtsdestotrotz üben ökonomische Prozesse im Kapitalismus eine stark prägende Wirkung auf Politik und Kultur aus. Für den Bereich der Kultur folgen wir der Sichtweise des kulturellen Materialismus Raymond Williams' (1961), der großen Einfluss auf die heutigen Cultural Studies ausübt. Williams argumentiert, dass Kultur „the whole way of life“ (Williams 1961, S. 122) inkludiert. Dazu gehören kollektive Ideen, Institutionen, Beschreibungen, durch die Gesellschaft Erfahrungen reflektiert und diesen Sinn gibt in Weisen und Traditionen des Handelns und Denkens sowie Intentionen, die daraus resultieren. Williams betont weiter, dass Kultur die Formierung von Werten als sozialen Kategorien umfasst. Edward P. Thompson (1961) hat Williams Kulturtheorie aufgegriffen und die Idee hinzugefügt, dass die Gesamtheit von Lebensstil und Erfahrungen durch Klassenkämpfe und soziale Konflikte beeinflusst wird.

Die Kultur ist auch jener Bereich, in dem Ideologien entstehen. Darunter kann „ein System von Ideen und Vorstellungen, das das Bewusstsein eines Menschen oder einer gesellschaftlichen Gruppe beherrscht“ (Althusser 1977) verstanden werden. Kultur ist weder unabhängig von politischen und ökonomischen Prozessen, noch kann sie auf diese beiden Bereiche reduziert werden. Sie wird weder politisch, noch ökonomisch determiniert. Bereits Antonio Gramsci betonte, dass Strukturen des „Überbaus“ nicht auf die ökonomische

Basis reduziert werden können (Gramsci 1930/31). Materialistische Theorien, die sich mit Kultur eingehender befassen, haben immer kulturelle Information und deren relative Autonomie und Beziehung zu sozio-ökonomischen Prozessen betont: nur Vulgärmaterialismen reduzieren Kultur oder Politik auf die Ökonomie. Kultur als die oberste Ebene in unserem Modell ist von Ökonomie und Politik abhängig, sie formt ein integrales Ganzes des gesellschaftlichen Lebens, das sowohl die Gebiete der ideellen Reproduktion als auch der materiellen Reproduktion umfasst (Marcuse 1937, S. 62). Politische und ökonomische Beziehungen haben ihre eigene Form der Kultur, Kultur kann ihrerseits wiederum nur in Verbindung zu Politik und Ökonomie gedacht werden, obwohl sie einen bestimmten Grad der Autonomie umfasst.

Ökonomie, Politik und Kultur bauen hierarchisch aufeinander auf und sind wechselseitig miteinander vermittelt. Auf einer höheren Ebene zeigen sich neue, emergente Eigenschaften, die diese von der darunterliegenden unterscheiden und die von letzterer beeinflusst werden. Andererseits gibt es von jeder höheren Ebene Rückwirkungen auf die darunter liegenden Levels. Die Kausalität, die diesen wechselseitigen Beziehungen zu Grunde liegt, ist keine mechanistische. Nicht jede Wirkung ist auf genau eine Ursache zurückzuführen. Vielmehr haben wir es mit einer multidimensionalen Form von Kausalität zu tun.

Die Dialektik der Globalisierung

Wir haben bereits angedeutet, dass u.E. jeder Dimension eine geschichtliche Tendenz zur Globalisierung innewohnt – der Ökonomie, Politik, Kultur, aber auch der Technik – und dass alle diese Tendenzen unter den gegebenen Bedingungen einen antagonistischen Charakter angenommen haben – den eines unüberbrückbar scheinenden Gegensatzes zwischen Monopol und Konkurrenz, zwischen den Orten, an denen die essentiellen Entscheidungen getroffen werden, und jenen, wo das nicht der Fall ist, zwischen Vereinheitlichung der Lebensweisen und deren Zerfall und zwischen den sozialen Prozessen der Technikanwendung mit ihren Folgewirkungen und solchen der Technikgenese. Es sind allesamt Gegensätze, mit denen gesellschaftliche Interessen einhergehen, die in der strukturellen Verfasstheit der Gesellschaft(en) verankert sind. Diese Tendenz zur Globalisierung und ihr antagonistischer Charakter sind gleichwohl auseinanderzuhalten. Das eine halten wir für historisch notwendig, das andere für kontingent, das eine für einen allgemeinen Zug der Menschwerdung und Vergesellschaftung, das andere für die besondere Gestalt, in der dieser erscheint.

Dass es zur Globalisierung in allen hier betrachteten Dimensionen (und ganz wesentlich auch in der hier außer Acht gelassenen Dimension der Beziehung zur Natur) gekommen ist, lässt sich zunächst mit dem Hinweis auf deren enge Verflochtenheit und mit dem Aufweis einer treibenden Kraft, die zur Globalität drängt, in zumindest einer der Dimensionen plausibel machen. Im Bereich der Ökonomie ist mit der kapitalistischen Wirtschaftsweise diese Kraft benannt, die zur Herstellung eines einzigen Weltmarktes führt und deren do-

minanter Einfluss auf Staat und Politik, Kultur und Ideologie sowie auf die Situation der Umwelt wie auf den technischen Fortschritt augenscheinlich ist. Mit dem punktuellen Auftreten des Menschen auf der Erde setzte ein Prozess seiner sukzessiven Verbreitung auf dem Planeten ein, an dessen Grenzen wir heute stoßen. Die Verwandlung der archaischen Gemeinschaften in von außen gesehen integrierte und nach innen differenzierte Gesellschaften findet ihre Fortsetzung in einem derart hohen Grad der Vernetzung der verschiedenen Gesellschaften untereinander, dass die Herausbildung einer Weltgesellschaft in allen Dimensionen, mit einer Weltwirtschaft, Welt(innen)politik, Weltkultur, ein und derselben weltweiten Umwelt und ein und derselben weltweiten Technologie, auf der Tagesordnung steht. Es ist dieser weltgeschichtliche und die über die Geschichte der Menschheit hinausgehende Geschichte unseres Planeten betreffende Vorgang, der das Fundament für die aktuellen, „Globalisierung“ genannten Vorgänge bildet, deren Bezeichnung sich deshalb anbietet, weil klar wird, dass hier quantitative Veränderungen großen Ausmaßes eine qualitative Veränderung erheischen. Diese qualitative Veränderung besteht in der Herstellung der Globalität und im Eintritt ins globale Zeitalter. Vernadskij (vgl. Hofkirchner 1997) paraphrasierend, kann formuliert werden, dass genauso, wie die Entwicklung der Biosphäre einen Punkt erreicht hat, an dem sie die Geosphäre so weit durchdrungen hat, dass sie ihr ein charakteristisches Aussehen verliehen hat, nun die Durchdringung der Biosphäre mit der im Zuge der Anthropogenese entstandenen Soziosphäre einen Punkt erreicht, an dem die Entwicklung der Soziosphäre die der Biosphäre unseres Planeten zu prägen beginnt.

Mit dem Auftreten der sogenannten globalen Probleme, die sich den Interessensantagonismen verdanken, kann dieser Punkt als erreicht gelten. Denn mit der Existenz von Hunger, Elend und Tod in den armen Teilen der Erde und nicht nur dort, industriell-agrikultureller Verwüstungen und der Atombombe haben die Unbeständigkeit und Unausgewogenheit im Bereich der Gesellschaft insgesamt – der Soziosphäre –, die Empfindlichkeit und Endlichkeit im Bereich der gesellschaftlichen Naturbeziehungen – der Ökosphäre – und die Zerstörungskraft und Störanfälligkeit im Bereich der technischen Organisation der Gesellschaft – der Technosphäre – ein planetares Ausmaß angenommen. Globale Probleme betreffen die ganze Menschheit als Objekt, da sie deren Fortbestand aufs Spiel setzen, und globale Lösungen fordern die ganze Menschheit als Subjekt, da sie die Problemlösungskapazität einzelner Abteilungen der Menschheit übersteigen.

Den Interessensantagonismen verdanken sie sich deshalb, weil die Friktionen in den Bereichen der Sozio-, der Öko- und der Technosphäre Frustrationen geschuldet sind, die Individuen widerfahren, die sich in einer Gesellschaft selbst verwirklichen wollen, in der die Entwicklung der einen zu Lasten der Entwicklung der anderen geht (zum Folgenden siehe Tab. 1). Diese Schranken der Selbstverwirklichung gehen unter den Bedingungen kapitalistischen Wirtschaftens auf die Institution des Privateigentums an Produktionsmitteln zurück. Dieses Privateigentum bedeutet Inklusion durch Exklusion in die Umstände des ei-

genen Lebens entscheidenden ökonomischen, politischen, kulturellen Verhältnissen, in Naturverhältnissen, in Technikverhältnissen. Während es für die einen den Einschluss in selbstverantwortliche Wirtschaftstätigkeiten bedeutet, bedeutet es für die anderen den Ausschluss aus diesen, was entfremdete Arbeit, durch Geschlechterrollen bestimmte Arbeit, Arbeitslosigkeit heißen mag.

Unter den Bedingungen der Globalisierung nimmt der antagonistische Widerspruch des Kapitalismus die Form einer unversöhnlich scheinenden Entgegensetzung von Netz und Identität an, ein Begriffspaar, das Manuel Castells (1989, 1996, 1997) geprägt hat: Die kapitalistische Gesellschaft erscheint als eine vernetzte Gesellschaft, der gegenüber die Individuen, die Gruppen, die Ethnien usw. ihr Selbst behaupten oder wiederfinden müssen. In der Weltwirtschaft sind es die „Multis“, die ein weit verzweigtes Netz von Einflüssen aufrecht erhalten, denen die übrigen Wirtschaftsteilenden und sonstigen wirtschaftlich Abhängigen unterliegen, in der Weltpolitik die überstaatlichen Netzwerke, an die Staaten Souveränitätsrechte abtreten, in der Weltkultur die christlich-abendländischen und hauptsächlich US-amerikanischen Werte, die sich wie ein Netz über die traditionellen und indigenen Lebensweisen breiten. Die Natur erscheint als ein vernetztes System, in dem kleine Eingriffe große Fernwirkungen oder Spätfolgen nach sich ziehen können. Und die Technik tritt den Menschen als ein unüberschaubares und unbeherrschbares Netzwerk gegenüber.

Tab.1.: Die Dialektik der Globalisierung in sozialen Systemen allgemein, im Kapitalismus und im heutigen, postfordistischen Kapitalismus

	soziale Systeme	im Kapitalismus	in der heutigen Phase des Kapitalismus
gesellschaftlich	Gegensatz von Individuum und Gesellschaft bei	in Gestalt des Antagonismus zwischen Selbstverwirklichung und Privateigentum wie	in Gestalt des Antagonismus zwischen Identität und Netz wie
ökonomisch	der Produktion, Distribution und Konsumtion der Lebensbedingungen	ProduzentInnen und Kapital	nationalen Wirtschaftsakteuren und transnationalen Konzernen
politisch	der Entscheidungsfindung	„Zivilgesellschaft“ und der Regulierung der Rahmenbedingungen für die Verwertung des Kapitals	nationalen politischen Akteuren und überstaatlichen Vereinigungen
kulturell	der Sinnstiftung	Lebenswelt-/weise und der vom Kapital geforderten Ideologie der wissenschaftlich-technischen Zivilisation	nationalen kulturellen Akteuren und westlichem Hegemonismus
natural	der Reproduktion der Umwelt	Gesellschaft und Umwelt als Quelle von Gratsdiensten	nationalen Gesellschaften und einer vernetzten Umwelt
technologisch	der Herstellung und Verwendung künstlicher Mittel	Gesellschaft und Technik als scheinbarer Selbstzweck	nationalen Gesellschaften und einer vernetzten Technologie
systemisch	mit dem möglichen Resultat externer Effekte	mit dem Resultat externer Effekte	mit dem Resultat externer Effekte, die dysfunktional werden

Diese Interna bedrohen objektiv den Fortbestand der planetaren Soziosphäre und ihrer humanen Teilsysteme. Die Ausschaltung der Bedrohung erfordert die Beilegung der Antagonismen, die die Inklusion und Exklusion der gesellschaftlichen Subjekte in die Prozesse der Gestaltung der Gesellschaft bestimmen. Dazu bedarf es Einsicht, einsichtsvoller Absprache und absprachengemäßigen Handelns seitens der Subjekte.

Der Antagonismus zwischen der vernetzten Gesellschaft, der vernetzten Umwelt, der vernetzten Technik, die das Eine verkörpern, und den Subjekten der Gesellschaft, die das Viele verkörpern, ist aufhebbar. Aufgehoben wird er allerdings nicht durch eine Reduktion des Vielen auf das Eine (siehe Tab. 2), das Aufgehen der Besonderheiten im Uniformen, auch nicht umgekehrt durch eine Übertragung des Vielen auf das Eine und schon gar nicht durch eine Trennung zwischen dem Einen und dem Vielen, beides Leugnungen des Gemeinsamen, also weder durch eine „Konfliktlösung“ ausschließlich zugunsten einer der beiden Seiten, des Netzes oder der Identität, noch durch eine zuungunsten beider Seiten¹. Die Prozesse der Globalisierung und der Wiedereinbettung ins Lokale lassen sich nur dann „versöhnen“, wenn beide „gewinnen“ und sie wie das Allgemeine und das Besondere aufeinander bezogen werden.

Tab. 2.: Mögliche Verhältnisse des Einen und des Vielen. Die dialektische Einheit in der Vielfalt ist eine Aufhebungsmöglichkeit der kapitalistischen Antagonismen

	Eines	Vieles
Reduktion	hinreichende Bedingung	abgeleitetes Resultat
Projektion	abgeleitetes Resultat	hinreichende Bedingung
Disjunktion	unabhängige Bedingungen	
Dialektik	Allgemeines	Besonderes

Die Ökonomie ist grundsätzlich niemals rein lokal oder regional zu denken. Unterschiedliche Produktionsbedingungen, –faktoren und natürliche Gegebenheiten bewirken, dass in bestimmten Gebieten bestimmte Produkte hergestellt werden. Dadurch ergibt sich auch eine historische Tendenz dazu, dass Menschen und Kulturen sich ökonomisch aufeinander beziehen. Daraus folgt nicht automatisch, dass dieser Bezug durch die Warenform und Konkurrenz vermittelt werden muss, vielmehr sind beide Formen bereits Teil der antagonistischen Ausprägung der allgemeinen Dialektik der ökonomischen Globalisierung.

Wir gehen auch davon aus, dass Politik als die institutionalisierte Form der Entscheidungsfindung in der Gesellschaft früher oder später eine globale Di-

¹ Zur methodologischen Unterscheidung zwischen Reduktionismus, Projektionismus, Dualismus und Dialektik siehe Hofkirchner (2000). Diese Unterscheidung liegt unseren Überlegungen zur Globalisierung zugrunde und manifestiert sich auch in den Tabellen 1 und 2.

mension bekommt. Dies deshalb, da einzelne politische Einheiten in ihren Entscheidungen nicht autonom sind, sondern viele Entscheidungen von anderen Einheiten² abhängen, die ebenfalls von diesen Fragen betroffen sind. Eine Bezugnahme aufeinander und der Versuch, anstehende Entscheidungen mit Bezug auf außerhalb der eigenen politischen Einheit organisierte Menschen zu lösen, wird dadurch notwendig. Das Wesentliche ist dabei die Frage nach der Gestaltung dieser Bezugnahme, sie nimmt heute vielmehr militärische und durch Konkurrenz organisierte denn kooperative und solidarische Formen an.

Genauso wie die Bereiche Ökonomie und Politik entwickelt der Bereich der Kultur im Lauf der Entwicklungsgeschichte der Gesellschaften eine globale Dimension. Kulturen bestehen nicht, indem sie sich isolieren, sondern indem sie sich aufeinander beziehen. Die Globalisierung der Kulturen bedeutet nicht automatisch einen auf Zerstörung und Ausbeutung basierenden Expansionismus, vielmehr ist auch ein globales Miteinander der unterschiedlichen Lebensweisen eine Form der kulturellen Globalisierung. Diese wird heute jedoch im Rahmen einer antagonistischen Dialektik der kulturellen Globalisierung zu wenig berücksichtigt, vielmehr steht die auf Zerstörung, Ausbeutung und Kolonialisierung basierende kulturelle Globalisierung im Vordergrund.

Die antagonistische Dialektik der Globalisierung im Kapitalismus

Wie bereits erwähnt, gehen wir davon aus, dass die Globalisierung im Kapitalismus eine spezifische Ausprägung findet, die auf gesellschaftlichen Antagonismen in allen Subsystemen basiert. Das Verhältnis von Lokalem und Übergreifendem basiert also in der modernen Gesellschaftsformation auf Gegensätzlichkeiten, die unter den herrschenden Bedingungen nicht miteinander vereinbar sind.

Bereits Marx und Engels haben von der globalen Dimension der kapitalistischen Ökonomie gesprochen, die u.a. auf der Ausbildung des Weltmarkts basiert (vgl. Fuchs/Hofkirchner 2001). Der Kapitalismus basiert niemals auf ökonomischer Abgeschlossenheit, sondern auf einem allseitigen Waren- und Kapitalverkehr, der sich jedoch zuungunsten der unterprivilegierten Klassen, Fraktionen, Gruppen, Nationen, Regionen und Schichten auswirkt. Die kapitalistische Produktionsweise hat sich ausgehend von Europa in den letzten Jahrhunderten über den gesamten Erdball ausgebreitet, daher können wir in der Tat vom kapitalistischen Weltsystem sprechen, das auf sich wandelnden Verhältnissen und Disparitäten zwischen Zentrum, Semi-Peripherie und Peripherie basiert (vgl. Wallerstein 1986). Es bilden sich für die kapitalistische Moderne spezifische antagonistische Verhältnisse zwischen Besitzenden und Besitzlosen, Verfügenden und Verfügbaren, Herrschenden und Beherrschten, Ausbeutern und Ausgebeuteten, Privilegierten und Unterprivilegierten, Arm

² In der kapitalistischen Moderne sind diese Einheiten Bündnisse, Nationalstaaten, Regionen und Kommunen

und Reich aus. Durch die Ausdehnung des Kapitalismus werden auch ökonomische Monopolisierungstendenzen vorangetrieben. Ausdehnung bedeutet auch die Emergenz neuer Märkte (wie heute etwa der New Economy), im Rahmen deren Entwicklung sich das Verhältnis von Konkurrenz und Monopol zugunsten letzter Tendenz verschiebt.

Das moderne, auf wirtschaftlichem Gebiet hergestellte kapitalistische Weltsystem ist ein globales System, in dem viele Entscheidungen eine globale Reichweite erlangt haben. Dies heißt nicht, dass sämtliche von den anstehenden und zu lösenden Fragen Betroffenen an diesen Entscheidungen partizipieren können. Ganz im Gegenteil, es zeigt sich eine Hegemonie der westlichen Industriestaaten, und dabei insbesondere der USA, was den Einfluss auf globale politische Entscheidungen betrifft. Große Teile der Weltbevölkerung werden von den bedeutenden globalen Entscheidungen ausgeschlossen, und auch in den westlichen Ländern selbst unterliegt die politische Entscheidungsfindung einer Dichotomisierung, die die direkte Partizipation der von Gesetzen Betroffenen ausschließt. Vielfach wird politische Hegemonie auch militärisch durchgesetzt. Die kriegerischen, weltpolitischen Interventionen wie unlängst in Afghanistan können als Verteidigung der hegemonialen globalen politischen Entscheidungsstrukturen und Weltordnung angesehen werden.

Das einheitliche, aber durch Antagonismen gespaltene kapitalistische Weltsystem ist auch im Politischen von antagonistischen Interessengegensätzen geprägt. Diese Gegensätze und unterschiedlichen Vorstellungen betreffen nicht nur die globale Dimension, sondern vielmehr auch grundsätzliche Interessenwidersprüche zwischen politischen Vorstellungen einzelner Klassen. Für den Kapitalismus ist dabei der ökonomisch begründete und in der politischen Organisationsweise sich fortsetzende Widerspruch zwischen Kapital und Lohnarbeit charakteristisch. Aber auch einzelne Klassen stellen keine homogenen Interessengemeinschaften dar, sondern sind intern fragmentiert.

Zum antagonistischen Charakter des kapitalistischen Weltsystems in Ökonomie und Politik passen Antagonismen im kulturellen Bereich. Sie äußern sich im Clash des Universalismus in Form des Liberalismus bzw. Imperialismus des Westens bzw. Nordens, wie er von seinen Parteigängern bzw. seinen Gegnerinnen genannt wird, mit dem „Fundamentalismus“ und mit postmodernen Ideologien, in welchen beiden Gestalten der Relativismus auftritt. Denn die Fragestellung lautet: Ist das, was mit der Globalisierung entsteht, etwas Homogenes, etwas Fragmentiertes oder etwas Emergentes und was soll es sein? Wie entwickelt sich das Verhältnis der Gesellschaften zueinander und zur Weltgesellschaft, und wie soll es sich entwickeln?

Das Modell der Moderne, deren Hauptmerkmale der abendländisch-neuzeitliche Typus von Wissenschaft und Technik, die darauf beruhende industrielle und computerisierte Naturaneignung und die sich davon herleitende Einheitskultur von Kapitalismus, Demokratie und Menschenrechten sind, ist das Modell, das für den Universalismus steht. Dabei verdient festgehalten zu werden, dass Kapitalismus und Menschenrechte eine widersprüchliche Einheit dar-

stellen. Denn die kapitalistische Wirtschaft stellt laufend Ungleichheit her. Es ist ein Auseinanderfallen von Theorie und Praxis zu konstatieren – der Theorie einer vernünftigen Weltgesellschaft, die aus der bürgerlichen Aufklärung des 18. Jahrhunderts stammt, wo Kant 1795 in „Zum ewigen Frieden“ die Vision eines Weltbürgerrechts und eines Weltfriedensbundes als Entfaltung universaler Gemeinschaftlichkeit zum globalen Republikanismus entwirft, und der Praxis der globalen Realität, der realen Globalität technisch-wirtschaftlicher Vernetzung (Richter 1992). Um mit dem kapitalistischen Wirtschaftssystem kongruent zu sein, werden die Menschenrechte als individuelle Abwehrrechte gegenüber dem Staat formuliert, damit das fertige bürgerliche Individuum mit seinem Eigentum vorausgesetzt werden kann.

Der Universalismus changiert zwischen einem liberalen Anspruch und einem imperialen Gehabe. Auf der einen Seite verheißt er mit wirtschaftlicher Freiheit und politischer Gleichheit für alle auch soziale Solidarität, auf der anderen Seite wird er als Bedrohung kultureller Eigenständigkeit und Vielfalt wahrgenommen, als McDonaldisierung der Welt (Ritzer 1997), als Verbreitung einer Coca-Cola-Kultur über die Welt, als Amerikanisierung, als Verwestlichung, als Homogenisierung.

Er fußt auf einer monokausalen und linearen Sicht des Prozesses der Globalisierung. Weltkultur reduziert sich in dieser Betrachtungsweise auf den gemeinsamen Nenner aller in den Globalisierungsprozeß eingespannten Kulturen. D.h. das, was sie infolge der Globalisierungstendenzen an Gleichem bekommen, macht sie zum Agens und zu Partizipanten der nach diesem Muster vereinheitlichten Weltgesellschaft – eine *Einheit ohne Vielfalt*.

Diese Einheit ohne Vielfalt bedeutet ein homogenisierendes Überstülpen eines Kulturmodells (nämlich des westlich-kapitalistischen) über andere Kulturen. Dadurch wird ein Widerspruch konstituiert, der typisch für den Kapitalismus ist. Denn der Fundamentalismus ist diejenige Reaktion auf den Imperialismus, die den universellen Zug nur abstrakt negiert und keine über diesen hinausgehende Perspektive eröffnet. Hier wird irgendeine Kultur, für die ganz spezifische gesellschaftliche Verhältnisse typisch sind, zum Idealbild erhoben, dem alle übrigen Kulturen nachzueifern hätten. Es wird ein Besonderes zur allgemeinen Norm erhoben.

Neben dieser homogenisierenden Herangehensweise der Bezugnahme der Kulturen aufeinander existiert in der Moderne auch eine der postmodernen Fragmentierung, die auf eine Vielfalt der Kulturen ohne Einheit setzt. Hier wird jede der vielen Kulturen, die von ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Verhältnissen gekennzeichnet sind, als etwas angesehen, das ein Existenzrecht und ein Recht darauf hat, frei von äußeren Einmischungen zu bleiben. Es wird jedes Besondere zu einer Norm für sich gemacht. Insofern es ein jedes der Vielen ist, das zur Norm gemacht wird, lässt sich von Pluralismus sprechen. Insofern aber ein jedes zu einer Norm gemacht wird, muss von Indifferentismus gesprochen werden. D.h. diese Form des Relativismus verzichtet auf jeden allgemeinen Gültigkeitsanspruch, sie will nichts und nie-

mand vereinheitlichen. Die postmoderne Form belässt die Unterschiede, wie sie sind. Weltgesellschaft wäre demnach nur das Vorfindliche, die *Vielfalt ohne Einheit*. In vielen Auffassungen vom derzeitigen Zustand der Weltordnung, wo davon die Rede ist, dass nach dem Ende des Kalten Krieges die Bipolarität durch eine Multipolarität ersetzt worden sei und wo von einer polyzentrischen Weltpolitik gesprochen wird, klingen derartige postmoderne Ansichten an.

Der Antagonismus der kulturellen Globalisierung besteht im Kapitalismus darin, dass die Kulturen nicht friedlich koexistieren können, sondern westlichem Hegemonismus unterworfen werden. Als Folge ist es im Kapitalismus unmöglich, dass alle Kulturen gleichberechtigt an den Reichtümern teilhaben.

Die antagonistische Form der Globalisierung im Kapitalismus führt ökonomisch zum kapitalistischen Weltsystem, das auf Disparitäten, Ausbeutungsverhältnissen und Ungleichheiten zwischen Privilegierten und Unterprivilegierten basiert. Politisch zeigt sich eine vom Westen dominierte politische Weltordnung, die militärisch verteidigt wird. Kulturell zeigen sich Homogenisierung und Fragmentierung als vorherrschende Formen der kulturellen Globalisierung, die dazu führen, dass die Kulturen nicht friedlich koexistieren, sondern westlichem Hegemonismus unterworfen werden.

Ausblick und Alternativen

Die Terroranschläge des 11. September 2001 und die darauf folgende Bombardierung Afghanistans, Ereignisse, die wohl in eine andauernden Gewaltspirale resultieren werden, sind nicht, wie von vielen Kommentatoren mit Bezug auf Samuel Huntington nahegelegt wird, auf eine Unvereinbarkeit und einen Kampf der Kulturen und Religionen zurückzuführen. So meinte z.B. die New York Times in einem Leitartikel am 16. September 2001, die Attentäter hätten aus „Hass gegen die gemeinsamen Werte des Westens, gegen Freiheit, Toleranz, Wohlstand, religiöse Vielfalt und allgemeines Wahlrecht“ gehandelt.

Einfache Begründungen sind schnell zur Hand, der Komplexität der Weltlage wird kaum Rechnung getragen. Der Anstieg der Gewalt auf verschiedenen Seiten ergibt sich aus der Verschärfung der Antagonismen des kapitalistischen Weltsystems, die wir in diesem Beitrag beschrieben haben. Während auf der einen Seite die Partizipation an Reichtum, Wohlstand und Entscheidungen steht, steht auf vielen anderen die Exklusion von materiellen und ideellen Gütern und Entscheidungen. Die heutige explosive Weltlage ist Resultat der antagonistischen Dialektik der Globalisierung des Kapitalismus, die in Friktionen und sich verschärfenden Disparitäten und Ungleichheiten resultiert. Dies betrifft nicht nur das Verhältnis der industrialisierten Länder zum Rest der Welt, sondern etwa auch die Verhältnisse zwischen Kapital und Unterdrückten, Kernarbeitern und peripheren Arbeitern/Arbeitslosen, Männern und Frauen, Inländern und rassifizierten MigrantInnen etc. Resultat ist eine Verschärfung der globalen Probleme und ein Anstieg der alltäglichen Gewalt.

Die Lösung dieser Probleme ist nicht einfach und geht auch nicht von heute auf morgen. U.E. ist eine unerlässliche Bedingung dazu die Aufhebung des antago-

nistischen Charakters der Globalisierung und der Übergang zu einer Gesellschaftsformation, die auf Kooperation, Solidarität und Inklusion an der Stelle von Konkurrenz, Ausbeutung und Exklusion in allen Lebensbereichen basiert. So müsste es ökonomisch zu einer Umverteilung des Wohlstands kommen, zur Entschuldung der armen Teile der Welt, einer solidarischen Weltökonomie. Politisch müsste Partizipation an Stelle von Exklusion treten und der Entfremdung der Entscheidungszusammenhänge, die den ihnen Unterworfenen als anonyme Mächte entgegentreten, ein Ende gesetzt werden. Durch friedlichen und übergreifenden Dialog sollte versucht werden, Werte wie die Menschenrechte global durchzusetzen. Globale Institutionen, in denen sämtliche Länder, Kulturen und Regionen im selben Ausmaß partizipieren können, wären dazu eine sinnvolle Errungenschaft. Heute werden Begriffe wie Freiheit, Menschenrechte und Demokratie pervertiert, Unfreiheit, Entrechtung und Unhumanismus werden militärisch und mit Gewalt durchgesetzt. Es wird argumentiert, dass die „Freiheit“ der „Zivilisierten“ gegen das „Böse“ durch einen „Kreuzzug“ verteidigt werden müsse. Herbert Marcuses Analysen aus dem Jahr 1964 haben nichts an ihrer Bedeutung verloren, ganz im Gegenteil (vgl. Fuchs 2001c, d): „Indem die großen Worte über Freiheit und Erfüllung von Führern und Politikern bei Wahlkampagnen verkündet werden, in den Kinos, im Radio und Fernsehen, verkehren sie sich in sinnlose Laute, die nur im Zusammenhang mit Propaganda, Geschäft, Disziplin und Zerstreuung einen Sinn erhalten“ (Marcuse 1967, S. 77). Die Unfreiheit wird als frei präsentiert, das Unglück als Glück, die Versklavung als Befreiung, die Barbarei des gesamten Weltsystems als Zivilisation, die Ungleichheit als Gleichheit, die Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit, der Totalitarismus als Freiheit usw. „Damit wird die Tatsache, dass die herrschende Art der Freiheit Knechtschaft ist und die herrschende Art der Gleichheit von außen auferlegte Ungleichheit durch die abgeschlossene Definition dieser Begriffe im Sinn der Mächte, die das jeweilige Universum der Rede modeln, daran gehindert, Ausdruck zu finden. Das Ergebnis ist die bekannte Orwellsche Sprache („Frieden ist Krieg“ und „Krieg ist Frieden““ (Marcuse 1967, S. 107).

Kulturell wäre in einer globalen Gesellschaft des Friedens, der Solidarität und der Humanität die Form der Einheit in der Vielfalt angebracht: Es ist unmöglich, dass sämtliche Kulturen in friedlicher Eintracht unseren Planeten bevölkern, solange es einigen unter ihnen eingeschrieben ist, sich zum Hegemon über die anderen zu erheben. Dies bedeutet gleichzeitig nicht, dass eine Abkopplung der Kulturen zielführend sei, sondern vielmehr, dass eine Einheit nur unter Aufhebung der großen gesellschaftlichen Antagonismen möglich wird. Im Unterschied zum kulturellen Universalismus, der das Universale in den Überlappungen verschiedener Kulturen sieht (Kulturschmelze), und im Unterschied zum Kulturrelativismus, für den es kein einigendes Band zwischen einander fremden, aber entweder einander über- und unterlegenen und daher vereinnahmenden und vereinnahmten oder miteinander sich als gleichberechtigt behaupten wollenden Kulturen gibt (Kulturkampf), ist es eine Dialektik von Allgemeinem und Besonderem, die das Verhältnis des Einen zum Vielen bestimmt. Das Eine ist das Allgemeine, das im Besonderen existiert, aber im Besonderen

nicht aufgeht. Das Viele ist das Besondere des Allgemeinen, das aber im Allgemeinen nicht aufgeht. Allgemeines und Besonderes haben einander wechselseitig zur Voraussetzung, und doch können sie nicht aufeinander zurückgeführt werden. Jedes von ihnen bewahrt eine gewisse Eigenständigkeit. Der Prozess ihrer gegenseitigen Beeinflussung ist ein Wechselspiel von Integration und Differenzierung. Die Integration ist die Herausbildung des Einen, ein Prozess, der vom Besonderen zum Allgemeinen verläuft, eine Verallgemeinerung, die ein neues Allgemeines erzeugt, das in sich das Viele zusammenfasst. Die Differenzierung ist die Erweiterung des Vielen, ein Prozess, der vom Allgemeinen zum Besonderen gerichtet ist, eine Besonderung, die ein neues Besonderes produziert, das aus dem Einen heraus sich auffächert. Das neue Allgemeine wie das neue Besondere sind Qualitätssprünge, die auf Emergenz und Dominanz in einem selbstorganisierenden Zyklus verweisen.

Die Glokalisierung ist demnach sowohl ein Prozess der Integration als auch ein Prozess der Differenzierung, das Entstehen einer einzigen Allgemeinheit und das Entstehen vieler Besonderheiten zugleich. Das eine Allgemeine, das Universale, entsteht durch das Aufeinandertreffen und Miteinander-in-Beziehung-Treten der vielen Besonderen, des Partikularen im Plural, die ihrerseits aus den Ermöglichungen und Einschränkungen hervorgehen, die das Allgemeine bereithält. Die Weltgesellschaft emergiert aus der Interaktion der Kulturen der Welt, eine Kultur wird unter der Dominanz der Weltgesellschaft zur Geburt von Neuem.

Auf das Verhältnis von Kultur und Gesellschaft, das durch ein Aufeinandereingehen, ein gegenseitiges Respektieren, ein wechselweise sich vollziehendes Geben und Nehmen auch normativ gefasst werden kann, passt der Term „Aushandeln“, um diesen neuen Umgang zu bezeichnen. Dadurch ändert sich auch der erhoffte Charakter der Weltgesellschaft. Sie soll nicht bloß multikulturell sein, auch nicht bloß mit mehr und mehr interkulturellen Beziehungen ausgestattet werden. Der Philosoph Wolfgang Iser prägte den Ausdruck „*Transkulturalität*“, womit er meint (Pongs 1999, 243), „dass die kulturelle Formation der Individuen und damit auch die Struktur der Gesellschaft weltweit immer mehr von nationalen Formationen unabhängig wird.“

Literatur:

- Althusser, Louis (1977) Ideologie und ideologische Staatsapparate (Anmerkungen für eine Untersuchung). In: ders. Ideologie und ideologische Staatsapparate. Hamburg/Berlin. S. 108-169
- Castells, Manuel (1989) The Informational City. Information Technology, Economic Restructuring and the Urban Regional Process. Cambridge, Mass./Oxford.
- Castells, Manuel (1996) The Rise of the Network Society. The Information Age: Economy, Society and Culture, Vol. I. Cambridge, Mass./Oxford.
- Castells, Manuel (1997) The Power of Identity. The Information Age: Economy, Society and Culture, Vol. II. Cambridge, Mass./Oxford.
- Fuchs, Christian (2001a) Leben und Selbstorganisation im postfordistischen, neoliberalen, informationsgesellschaftlichen Kapitalismus. <http://cartoon.iguw.tuwien.ac.at/christian/gesellschaft.html>

- Fuchs, Christian (2001b) Soziale Selbstorganisation im informationsgesellschaftlichen Kapitalismus. Gesellschaftliche Verhältnisse heute und Möglichkeiten zukünftiger Transformationen. Wien/Norderstedt.
- Fuchs, Christian (2001c) One-Dimensional Man 2000. Zur Aktualität des Denkens Herbert Marcuses. In: Kalaschnikow, 9.11.2001. <http://www.kalaschnikow.de/de/txt/2001-fuchs1.html>
- Fuchs, Christian (2001d) Zur Aktualität ausgewählter Aspekte des Werks Herbert Marcuses. <http://cartoon.iguw.tuwien.ac.at/christian/marcuse.html>
- Fuchs, Christian/Hofkirchner, Wolfgang (2000) Die Dialektik der Globalisierung in Ökonomie, Politik, Kultur und Technik. Beitrag beim Jubiläumskongress der Österreichischen Gesellschaft für Soziologie (ÖGS), 20-23/09/2000. In: Online-Proceedings des Jubiläumskongresses der ÖGS. <http://www.univie.ac.at/OEGS-Kongress-2000/FuchsHofkirchner.pdf>
- Fuchs, Christian/Hofkirchner, Wolfgang (2001) Theorien der Globalisierung. In: Z 48 (Dezember 2001). S. 21-34
- Gramsci, Antonio (1930/31) Basis und Überbau. In: Gramsci (1980). Zu Politik, Geschichte und Kultur. Leipzig. S. 219f
- Hofkirchner, Wolfgang (Hrsg.) (1997): V. I. Vernadskij – Der Mensch in der Biosphäre. Zur Naturgeschichte der Vernunft. Wien.
- Hofkirchner, Wolfgang (2000) Projekt Eine Welt. Oder: Kognition, Kommunikation, Kooperation. Versuch über die Selbstorganisation der Informationsgesellschaft. Wien.
- Marcuse, Herbert (1937) Über den affirmativen Charakter der Kultur. In: Kultur und Gesellschaft I. Frankfurt/Main. S. 102-127
- Marcuse, Herbert (1967) Der eindimensionale Mensch: Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft. München. Neuauflage 1994
- Marx, Karl (1857/58) Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie. Berlin. MEW, Band 42
- Pongs, Armin (1999) In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich. München.
- Richter, Emanuel (1992) Der Zerfall der Welteinheit. Frankfurt am Main/New York.
- Ritzer, George (1997) Die McDonaldisierung der Gesellschaft. Frankfurt/Main.
- Thompson, Edward P. (1961) Review of Raymond Williams' The Long Revolution. In: Munns, Jessica/Rajan, Gita (Eds.) (1995) A Cultural Studies Reader. London. S. 155-162
- Wallerstein, Immanuel (1986) Das moderne Weltssystem. Kapitalistische Landwirtschaft und die Entstehung der europäischen Weltwirtschaft im 16. Jahrhundert. Frankfurt am Main.
- Williams, Raymond (1961) The Long Revolution. London

Yasmine Boudjenah

Die Krise der Wirtschaft Algeriens: Infragestellung des Staates*

Die wirtschaftliche und soziale Wirklichkeit Algeriens in den siebziger Jahren konnte die Vorstellung einer raschen und erfolgreichen Entwicklung aufkommen lassen. Dies ging soweit, dass zahlreiche Beobachter – teils mit Bewunderung, teils zu ihrem Bedauern – Algerien zu jenen Ländern rechneten, die definitiv Anfang der achtziger Jahre „durchstarten“ sollten. Aber der Absturz war brutal. Die seit Beginn der achtziger Jahre eingeführten Reformen rühren an die Grundlagen des wirtschaftlichen und sozialen Systems des Landes. Sie stehen am Anfang einer wirklichen Umwälzung, die ebenso grundlegend ist wie jene, die sich mit der Begründung der neuen „postkolonialen“ Gesellschaft nach Erlangung der Unabhängigkeit und der Neuordnung des Landes durchgesetzt hatte, bei der es um den Neuaufbau eines durch die Kolonialisierung destrukturierten Staates ging.

Die öffentlichen Unternehmen des Industriesektors stehen im Mittelpunkt dieser Umwälzungen. Die algerische Entwicklung ist in der Tat gekennzeichnet durch eine massive Industrialisierung, die in der Gründung starker nationaler Unternehmen¹ ihren Ausdruck fand. Aber jetzt ist der öffentliche produktive Sektor seit zwei Jahrzehnten Gegenstand von Umstrukturierungen und Rückbildungen, Überprüfungen, Sanierungsmaßnahmen, Unternehmensaufgliederungen und -auflösungen, Privatisierungen usw., die allesamt in eine echte Zerstörung dieser Unternehmen münden. Algeriens Sturz in eine tiefe wirtschaftliche Krise trifft besonders die Industrie. Sie ist geprägt von krisenhaften Produktionseinbrüchen, einer Vertiefung der Importabhängigkeit, dem Verfall der Industrieausrüstungen bis hin zum Maschinenstillstand etc. Das Ergebnis ist eine komplette Destrukturierung, ja Zerstörung.

Die als Restrukturierung bezeichneten Maßnahmen, die die Verfassung der öffentlichen Unternehmen verbessern sollen, bilden den Kern aller auf der Tagesordnung stehenden wirtschaftlichen Reformen, seitdem der „Übergang“ zur Marktwirtschaft gewählt wurde. Und da das in Algerien geschaffene Sozial-

* Yasmine Boudjenah ist Europa-Abgeordnete, Mitglied der Gruppe GRENAME (Groupe de recherches et d'études sur le Maghreb et le Moyen-Orient) im Rahmen der Forschungseinrichtung SEDET (Société en développement dans l'espace et dans le temps) der Universität Paris VII Denis-Diderot/CNRS. Sie hat im März 2001 ihre wirtschaftswissenschaftliche Dissertation „Der Industriesektor und die Restrukturierung der öffentlichen Unternehmen in Algerien (1980-2000): Infragestellung der Rolle des Staates“ verteidigt. Der Artikel gibt die wesentlichen Gesichtspunkte ihrer dabei vorgetragenen Überlegungen zur heutigen Entwicklung Algeriens wieder. Mit freundlicher Genehmigung von Autorin und Redaktion bei geringfügiger Kürzung entnommen aus: La Pensée No. 327, Paris 2001, S. 121 - 131. Übersetzung: André Leisewitz. (Anm. d. Red.)

¹ Mit „sociétés nationales“ sind nationale bzw. nationalisierte Unternehmen, d.h. Staatsbetriebe, gemeint. Die Begriffe werden im folgenden synonym verwandt (Anm. d. Übers.).

und Raumordnungssystem in vieler Hinsicht auf diesem industriellen Gefüge beruhte, sind die wirtschaftlichen und sozialen Rückwirkungen beträchtlich.

Die Industrialisierung und der Höhepunkt der nationalen Unternehmen

Die nach der Unabhängigkeit² getroffenen Maßnahmen erlaubten es, in Algerien starke nationalisierte Unternehmen zu errichten, die in allen wichtigen Industriezweigen eine Monopolstellung hatten. Das gewählte Modell war das der sog. „industries industrialisantes“ („industrialisierende Industrien“); dem Verfechter dieses Modells, Gérard Destanne de Bernis, wird oft die Patenschaft für das algerische Entwicklungsmodell zugeschrieben.³ Die wirtschaftliche Entwicklung stützte sich dabei auf die Entfaltung einer Basis-Industrie, die die Entwicklung der anderen Sektoren nach sich ziehen soll. Der Erdöl- und Gassektor (Kohlenwasserstoffe) hatte dabei ein besonderes Gewicht.⁴ Die Durchsetzung dieser Industrialisierung beruhte auf einer Politik öffentlicher Investitionen im produktiven Sektor.

Die Option für dieses Wirtschaftsmodell war eng verbunden mit der politischen Entwicklung des Landes. Verschiedene Gesichtspunkte waren für die Entscheidungen der Machtinstitutionen leitend: Der Wille zur Unabhängigkeit; der Platz Algeriens in der Welt – wobei das Ziel verfolgt wurde, die internationalen Austauschbeziehungen zu verändern –; die Befriedigung der sozialen Bedürfnisse; die Minderung der gravierenden regionalen Disparitäten, die das Land geerbt hatte. Unzweifelhaft spielte der Einfluss der sozialistischen Länder hierbei eine Rolle. Boumediennes Aufstieg an die Spitze des Landes⁵ beschleunigte diesen Weg.

Die siebziger Jahre blieben damit ein Jahrzehnt der massiven Industrialisierung. Es wurden Staatsgesellschaften gegründet, darunter SONATRACH in der Öl-

² Die Unabhängigkeit Algeriens wurde nach den Verträgen von Evian (18. März 1962) am 5. Juli 1962 proklamiert. Mit diesem Tag datiert auch die formale Machtübernahme durch die FLN (Anm. d. Übers.).

³ Vgl. Gérard Destanne de Bernis, *Les industries industrialisantes et les options algériennes*, in: *Revue Tiers Monde*, 12, 1971, 47, S. 545 ff. (Anm. d. Übers.).

⁴ Die ersten Ölfunde in Algerien wurden Mitte der vierziger Jahre gemacht; sie galten damals als unbedeutend. Die Öl-Förderung begann 1958. Der eigentliche Aufbau der algerischen Öl- und Gasindustrie erfolgte erst nach der Unabhängigkeit (Anm. d. Übers.).

⁵ Houari Boumedienne, ursprünglich Oberkommandierender der sog. „Armee der Grenzen“ – der während des Befreiungskrieges auf marokkanischem und tunesischem Grenzgebiet stationierten, jedoch durch massive Befestigungslinien von der französischen Kolonialmacht am Eindringen auf algerisches Territorium weitgehend gehinderten militärischen Einheiten, die nach der Unabhängigkeit 1962 die Ordnungsmacht in Algerien darstellten –, verhalf 1962 dem aus französischer Haft kommenden Ahmed Ben Bella zur Übernahme der ersten Präsidentschaft; er selbst wurde Verteidigungsminister. Boumedienne setzte Ben Bella, der sich vom Einfluss des Militärs zu lösen versuchte, im Juni 1965 ab (das sog. „réajustement révolutionnaire“) und trat an die Spitze eines militärischen Revolutionsrates (CNR). Boumedienne starb 1978. Ben Bella kam 1989 aus dem Exil nach Algerien zurück. (Vgl. Werner Ruf, *Die algerische Tragödie*, Münster 1997, S. 62 - 66; Anm. d. Übers.)

und Gasindustrie, SONACOME in der Metallverarbeitenden Industrie und SNS in der Eisen- und Stahlindustrie. Man verfolgte damit ein doppeltes Ziel: Produktionssteigerung, um der starken Nachfrage zu genügen, sowie die Absorption der zahlreich verfügbaren Arbeitskräfte. Jede nationalisierte Gesellschaft integrierte alle Verarbeitungs- und Vermarktungsstufen der jeweiligen Branche: Rohstoffbeschaffung, Entwicklung, Produktion, Vermarktung, Transport.

Diese Unternehmen stellten das Fundament eines öffentlichen Sektors dar, der sich als leistungsfähig erwiesen hat. Der öffentliche Sektor gewann eine essentielle Bedeutung beim Ringen um Unabhängigkeit des Landes. Seine soziale Dimension ist dabei eine wichtige Eigenschaft. Der Zustand der öffentlichen Industrieunternehmen entscheidet damit über den Platz und die Funktion, die diese Unternehmen mit Blick auf die Zukunft der Gesellschaft einnehmen.

Der bestimmende Faktor beim Wandel der Wirtschaft war darin zu sehen, dass die Industrialisierung Raum und Gesellschaft real veränderte. Im Alltag der Bevölkerung wahrnehmbar trug sie in starkem Maße zum Rückgang der Arbeitslosigkeit und der Unterbeschäftigung bei. Dörfer und ganze Städte verwandelten sich in industrielle Agglomerationen. Die Landflucht wurde gemindert. Auch wenn den Industrieansiedlungen keine wohl durchdachten Raumordnungsschemata zugrundelagen, so steckt in ihnen, wie die Standortwahlen zeigen, doch das Bemühen um eine Minderung der regionalen Ungleichgewichte. Das Beispiel der Ansiedlung der Großindustrie an drei verschiedenen Standorten – im Osten, im Zentrum und im Westen des Landes – entspricht insofern der Suche nach einem Gleichgewicht in der Regionalentwicklung.

Indessen begann Ende der siebziger Jahre die Suche nach internen Ursachen für die Ineffizienz des Industrialisierungsprozesses. Mit dem Machtantritt Chadli⁶ im Januar 1979 wurde eine *Pause* in der Industrialisierung zugunsten anderer Sektoren angeordnet. Die Grenzen der Ökonomie zeigten sich; die bisher betriebene Wirtschaftspolitik wurde verantwortlich gemacht.

Gewichtiger internationaler Kontext

Es ist unmöglich, den internationalen Kontext und die Krise unbeachtet zu lassen, die den öffentlichen Sektor Algeriens erfasst haben. Vom Aufschwung der Entwicklungs- und Industrialisierungstheorien – der bemerkenswerterweise mit der Erlangung der Unabhängigkeit zahlreicher Länder zusammenfiel – bis zum Triumph der liberalen Ideen in den achtziger Jahren hat sich der theoretische Kontext grundsätzlich gewandelt. Während noch diverse Versuche – mit mehr oder weniger Erfolg – in verschiedenen Entwicklungsländern im Gange waren, von Brasilien bis zu Indien oder dem Irak, empfahl die vorherrschende theoretische Strömung bereits das Konzept der „Strukturanpassung“ und der „Öffnung der Wirtschaft“ als Antwort auf die Verschuldung, die zahlreiche dieser Länder paralyisierte. Diese Außenverschuldung war unbeschadet

⁶ Chadli Benjedid, Nachfolger Boumediennes als Präsident seit Februar 1979, im Januar 1992 vom Militär abgesetzt. (Anm. d. Übers.)

dessen von westlichen Kreditgebern gefördert worden, die an langfristig gebundenen Schuldnern interessiert waren.

Allgemeiner ausgedrückt: Die Globalisierung („mondialisation“⁷) verschärft die wirtschaftlichen und sozialen Widersprüche zwischen Ländern und zwischen Regionen. Die Rolle des öffentlichen Sektors und damit die Rolle des Staates stehen im Zentrum des uniformen Denkens, das heute an der Tagesordnung ist. Absage an jedes Engagement im industriellen Sektor, Aufgabe jeder öffentlichen finanziellen Wirtschaftsförderung werden gepredigt. Aber im Gegensatz dazu beruhen alle bedeutenden Industrialisierungserfolge in Entwicklungsländern zu einem großen Teil auf von politischem Willen diktierten Maßnahmen des Staates, die mit bedachten Industrialisierungsstrategien und wohlüberlegten öffentlichen Investitionsmaßnahmen verbunden sind, wie in Süd-Korea. Aber auch da stellen sich Fragen: die faktische Abwesenheit von sozialen und demokratischen Rechten der Bevölkerung, die Unzulänglichkeit der lokalen Konsumtion und die heftige Finanzkrise von 1997 lassen eine gewisse Schwäche des Systems erkennen.

Was Algerien betrifft, so hat die Kombination des Rückgangs der Einnahmen aus dem Öl- und Gasgeschäft und der Außenverschuldung das Land in unentwerrbare Schwierigkeiten gestürzt. Das, was einige die „Öl-Rente“ nennen, hatte in den siebziger Jahren die Möglichkeit gegeben, die inneren Ungleichgewichte der Wirtschaft zu mildern und die Außenverschuldung zu finanzieren. Der Aufbau der Wirtschaft erforderte eine Finanzierung, die faktisch ausschließlich vom Öl- und Gasexport auf den internationalen Märkten abhängig war. Die Außenverschuldung war währenddessen unumgänglich, um die junge Industrie auszurüsten. Ein gravierender Verfall des Ölpreises – und des von ihm abhängigen Preises für Erdgas – zog nun einen Rückgang der Exporteinnahmen in Devisen nach sich, der wiederum die Importmöglichkeiten begrenzte. Der Sturz der Preise für Kohlenwasserstoffe, der 1985 begann, der „Rückschlag auf dem Ölsektor“ hat sich insofern als verhängnisvoll für die algerische Wirtschaft erwiesen. Zur wachsenden Außenverschuldung⁸ kam der Fall des Dollars, während der Wert der Ausfuhr von Waren und Dienstleistungen nur verhältnismäßig moderat⁹ anstieg. Die Neuordnung der Außenverschuldung begann mit dem standby-Abkommen mit dem Internationalen Währungsfonds im April 1994.¹⁰ Die

⁷ „Mondialisation“ wird durchgehend mit „Globalisierung“ übersetzt, wobei die Autorin den französischen Begriff „globalisation“ nicht verwendet (Anm. d. Übers.).

⁸ Zwischen 1973 und 1993 hat sich der Schuldendienst verdreißigfacht.

⁹ Um das 4,5-fache in der gleichen Periode.

¹⁰ Die Außenverschuldung lag damals bei 29 Mrd. US-Dollar. Das Umschuldungsabkommen begrenzte die Schuldentilgungen auf maximal 50 Prozent des Staatshaushaltes. Algerien wurden im folgenden Finanzhilfen in einer Größenordnung von 8 Mrd. Dollar zugeführt (vgl. W. Ruf, Algerien zwischen westlicher Demokratie und Fundamentalismus? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 21/1998, S. 27 ff.). Für 2000 wird die Außenverschuldung Algeriens mit 25,2 Mrd. US-Dollar angegeben (vgl. The Economist Intelligence Unit, Country Report Algeria, London, October 2001, S. 5.). (Anm. d. Übers.)

Unterwerfung unter die Direktiven der internationalen Finanzorganisationen war der Ausgangspunkt für eine Politik, die für die algerische Industrie gefährlich ist, indem sie die Grundlagen der Unabhängigkeit des Landes in Frage stellt. Sie markiert auch die Niederlage einer Politik der Gestaltung der Außenverschuldung und, allgemeiner, der Wirtschaftspolitik.

Was die internationalen Strategien industrieller Produktion betrifft, so verändern sie sich mit dem Fortschreiten der Globalisierung. Die Vertiefung der Austauschbeziehungen führt in Verbindung mit einer erbitterten und verschärften Konkurrenz zu ausgeprägteren Unterschieden zwischen Ländern und „Zonen“ und ruft gleichfalls neue Formen der Kooperation insbesondere auf dem Industriesektor hervor. Die Auswirkung dieses Prozesses auf die algerische Wirtschaft zeigt sich im Anpassungsdruck, der auf einzelnen Industriezweigen lastet. Da ausreichende finanzielle Ressourcen für die Modernisierung des Produktionsapparates und der Produktionsverfahren fehlen, stehen Kooperationsabkommen („partenariat“) auf der Tagesordnung. Aber von welcher Art könnten sie sein und wie könnten die algerischen Unternehmen effektiv davon profitieren? Was ist das Hauptinteresse, das die ausländischen „Partner“ zu Investitionen veranlassen könnte?

Die anderen von Algerien verfolgten Wirtschaftsreformen sind gleichermaßen direkt durch die Ideen der Strukturanpassung und des Übergangs zu einer Marktwirtschaft geprägt. Die „Liberalisierung“ der Wirtschaft hat Priorität. Die durch die Öffnung des Außenhandels geschaffene „Ökonomie des BARS“ zieht zwangsläufig eine desaströse Konkurrenz nach sich. Die Einfuhrmonopole sollen abgebaut werden und der vom „trabendo“¹¹ beherrschte Handelssektor entwickelt sich rasend schnell.

Das Verschwinden des sozialistischen Modells im Osten und die liberale Beschleunigung des Aufbaus Europas ziehen bei jenen Staaten, die sich einen vorderen Platz in der neuen, im Aufbau befindlichen Weltordnung sichern wollen, neue Strategien der Globalisierung nach sich. Dies findet in einer neuen Politik der EU gegenüber dem Maghreb seinen Ausdruck, die mit Blick auf die betroffenen, in der Krise befindlichen Ökonomien ausschließlich Perspektiven einer noch ausgeprägteren Liberalisierung anbietet.¹² Die in Marokko und Tunesien gemachten unterschiedlichen Erfahrungen hinsichtlich Industrialisierung wie ökonomischer und sozialer Reformen sind in diesem Zusammenhang aufschlussreich für die sich hier durchsetzenden neuen ökonomisch-politischen Dominanz-Verhältnisse.

Algerien ist, wie sich zeigt, kein Fall für sich. Die an den Entscheidungshebeln sitzenden Kräfte sind offensichtlich von der liberalen Strömung gefangen genommen, die zur Privatisierung des größten Teils der öffentlichen indu-

¹¹ Die „trabendisten“ sind jene, die schwarz importierte Waren verkaufen. („Trabendo“ bedeutet im algerischen Slang Schwarzmarkt; Anm. d. Übers.)

¹² Zu diesen Implikationen des sog. „Barcelona-Prozesses“ vgl. P. Schlotter, Der Maghreb und Europa, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 17/1999, S. 3 ff. (Anm. d. Übers.)

striellen Aktivitäten ermuntert und das staatliche Desengagement befürwortet. Während die Außenverschuldung eine alarmierende Höhe erreicht, macht der Entwicklungs-Diskurs dem Anpassungs-Diskurs Platz. Die Dogmen der Öffnung der Wirtschaft und der Priorität des internationalen Handels haben die alten Ansprüche der Dritten Welt erstickt.

Die Maßnahmen der Restrukturierung

Seit Ende der siebziger Jahre wird der algerische Entwicklungsweg heftig in Frage gestellt. Der Art und Weise der Industrialisierung wird vorgeworfen, wirtschaftliche Ungleichgewichte aufgebaut zu haben, ohne die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft gesteigert zu haben. Die Reorganisation der großen Staats-Unternehmen wird als eine Notwendigkeit präsentiert, um die Effizienz der gesamten Wirtschaft zu heben. Es stellten sich faktisch Probleme der Personalführung und der Materialwirtschaft, die die geringe Arbeitsproduktivität ebenso wie das ungenügende Produktionswachstum des industriellen Sektors erklärten.

Die Restrukturierung wurde seit 1981 mit dem Ziel betrieben, an die Stelle der nationalen Gesellschaften mehrere neue Unternehmen treten zu lassen. Diese Dezentralisierung verbindet sich mit ersten Direktiven, mit denen die Unternehmensleitungen der öffentlichen Betriebe zu einer auf „Rentabilisierung“ orientierten Betriebsführung angehalten werden. Ab 1988 beginnt die Ankündigung einer durch neue Gesetze beförderten „Autonomie“ diesen Aspekt zu akzentuieren: Mit dem Argument der Befreiung der Unternehmen vom staatlichen Einfluß, der ihren Entscheidungsmodus erschwert, zwingt die öffentliche Macht ihnen Konkurrenzverhältnisse auf, auf die sie nicht vorbereitet sind. Aber mit der Verschärfung der Finanzierungsprobleme, auf die die Unternehmen stießen, wurde der Übergang zur Autonomie rasch unmöglich. Der Verfall des öffentlichen Sektors bewog die Regierungen sukzessive ab 1991 und insbesondere ab 1993 dazu, eine neue „industrielle Restrukturierung“ zu propagieren: ganze Branchen werden geopfert, ganze Produktionsfelder werden faktisch aufgegeben, man läßt öffentliche Unternehmen, insbesondere auf lokaler Ebene, in Konkurs gehen. Das Jahr 1994 markiert den Beginn eines Privatisierungsprozesses im öffentlichen Sektor, wobei der Machtantritt Bouteflikas¹³ 1999 vom erklärten Willen begleitet wurde, diesen Prozess zu beschleunigen. Die natürliche Konsequenz dieser Restrukturierungen scheint

¹³ Chadli war 1992 kurz vor der zweiten Runde der Parlamentswahlen vom Militär abgesetzt worden, das ein Staatskomitee unter Leitung des aus dem marokkanischen Exil geholten Mohamed Boudiaf einsetzte und den Ausnahmezustand verhängte. Boudiaf, der mit Ermittlungen zu Korruptionsaffären begonnen hatte, wurde im Juni des gleichen Jahres unter bisher ungeklärten Umständen von einem seiner Leibwächter erschossen. Als seinen Nachfolger setzte das Militär Liamin Zeroual ein. Im April 1999 löste Abdelaziz Bouteflika Zeroual ab. Bouteflika gehörte vor 1962 zu Boumediennes „Armee der Grenzen“. 1963 übernahm er mit 26 Jahren das Amt des Außenministers, das er 16 Jahre lang ausübte. Er galt seinerzeit als rechte Hand Boumediennes. 1978 gelang es Bouteflika nicht, die Nachfolge Boumediennes anzutreten; er ging daraufhin ins Exil in die Schweiz. 1994 bot das Militär Bouteflika die Präsidentschaft an, er lehnte damals jedoch ab. (Anm. d. Übers.)

mithin die Auslieferung der Vermögen der öffentlichen Unternehmen an ausländische Kapitalien zu sein.

Produktionsrückgang und Abstieg der öffentlichen Unternehmen

Der industrielle Verfall ist eine echte Folge der Umsetzung der genannten Entscheidungen. Die Entwicklung der Industrie-Produktion zwischen 1980 und 1999 belegt dies. Die Investitionen des vorangehenden Jahrzehnts zeigten noch für einige Jahre Wirkung, wobei sich die internationale Konjunktur als ausgesprochen günstig für Algerien erwies. Als Folge der vorangehenden Industrialisierungsdynamik setzte sich das Produktionswachstum bis etwa 1984 fort. Den Übergang in die Krise löste im folgenden der Produktionsrückgang ab 1986, insbesondere dann ab 1988 aus. Die Produktion ging nun faktisch kontinuierlich zurück, in gleichem Maße wie die Kapazitätsauslastung abnahm. Die leichte Besserung von 1998 war umso trügerischer, als die vom ONS für 1999 vorgelegten Zahlen erneut eine Schwäche des Index der Industrieproduktion belegen (+0,4 % gegenüber +7,2% insgesamt, Basisjahr 1989 = 100).¹⁴ Dies gilt besonders für die Großindustrie (-1,5 % gegenüber 9,3%).

Das Beschäftigungsniveau der Industrie geht laufend zurück. Die öffentlichen Unternehmen hatten früher eine große Zahl von Arbeitsplätzen geschaffen, aber es folgten Wellen von Entlassungen. Einige hunderttausend Arbeiter wurden aus ihren Betrieben entlassen, zudem von Nichtauszahlung der Löhne teils bedroht, teils wirklich betroffen. Während der Auf- und Ausbau der Industriebetriebe seinerzeit in großem Umfang von Ausrüstungsprojekten (Häfen, Eisenbahnen, Sozialeinrichtungen) begleitet wurde, haben die Restrukturierungen nur die Nichtbefriedigung sozialer Bedürfnisse und für ganze Städte den Verlust ihres wirtschaftlichen Status zur Folge. Die Landflucht gewinnt erneut an Bedeutung und die Aktivitäten konzentrieren sich wieder zunehmend auf die Küstenstädte, was eine Repolarisierung der Wirtschaft bewirkt.

Die Mechanismen, die die Restrukturierungen in den Industriebetrieben nach sich ziehen, und die sich parallel dazu vertiefende Krise der Produktion haben direkte Auswirkungen auf unzählige andere Aspekte der algerischen Wirtschaft. Wirtschaftsbereiche wie die Bauwirtschaft oder die Landwirtschaft erhalten für ihre Aktivitäten nicht genügend Industrieprodukte; das bewirkt paradoxerweise seinerseits einen qualitativen Rückgang der Nachfrage. Die Nachfrage wird gleichermaßen von der Kaufkraftminderung der Haushalte¹⁵

¹⁴ ONS: Office Nationale des Statistiques, Alger; vgl. www.ons.dz. Das ONS gibt für 1997 einen Index der Industrieproduktion von 78,2, für 1998 von 83,8 an (1989 = 100). Vgl. ONS, L'Algérie en quelques chiffres, Résultat 1997/1998, Alger 2000, p. 21. Nach Angaben von Smail Goumezi-ane lag die Industrieproduktion 1999 bei etwa 75 Prozent des Niveaus von 1990, wobei die Kapazitätsauslastung unter 50 Prozent gefallen war. (Economie algérienne: enjeux et perspectives, Konferenzbeitrag Paris, April 2000; sh. www.algeria-watch.org.) (Anm. d. Übers.)

¹⁵ Die Lohnneinkommen haben sich nach Angaben von Goumezi-ane (vgl. FN 14) zwischen 1990 und 1999 halbiert. (Anm. d. Übers.)

betroffen, die nun ihrerseits weniger Industriewaren konsumieren. Und die einzelnen Industriebereiche sind in breitem Umfang importabhängig, weil sie unterschiedlichste Beschaffungsgüter benötigen, die in Algerien nicht hergestellt werden, wie Vor- und Zwischenprodukte oder Ersatzteile für Ausrüstungen.

Die Restrukturierungen stehen im Zentrum eines Ensembles von wirtschaftlichen Reformmaßnahmen, als deren Ziele gelten: Verbesserung der Produktionsergebnisse; Verminderung der außenwirtschaftlichen Abhängigkeit; bessere Beherrschung der Technik; Dezentralisierung des Wirtschaftsmechanismus; Abbau der Bürokratie; Ausschaltung von Korruption; Aufbau einer von der „Öl-Rente“ unabhängigen Wirtschaft. Aber der Wunsch nach einem Bruch mit der zentralisierten Wirtschaft überlässt einer ganz anderen Wirtschaftskonzeption das Feld, in der die Förderung von Privat-Unternehmen und das Anziehen von ausländischen Investitionen Priorität gewinnen. Dieser „Übergang“ zur Marktwirtschaft rührt in der Tat auch an die Strukturen der Wirtschaft, so wie sie während der Unabhängigkeit aufgebaut wurde. Die Kriterien der Rentabilität ersetzen den revolutionären Orientierungspunkt, die Befriedigung der sozialen Bedürfnisse; der Privatsektor wird mehr und mehr bevorzugt; die Leitungs- und Partizipationsformen werden zunehmend ihres Gehalts entleert, schließlich offen preisgegeben.

Unvollendete Industrialisierung und Dekonstruktion des Industriesektors

Die Ursachen, die der Erosion der Industrie zugrunde liegen, sind sicher nicht völlig neu. Wenn den Maßnahmen der Industrialisierungsperiode vorgeworfen wird, ungenügend effektiv gewesen zu sein, dann scheint man bei den Entscheidungen, die folgten – angefangen mit der deutlichen Rückführung der Investitionen – nicht den grundlegenden Bedingungen für die Entwicklung einer Wirtschaft Rechnung getragen zu haben. Technologische Beschränkungen und die Einschränkungen bei Produktsortimenten, die als überflüssig eingestellt werden, werden nicht nur zu Hindernissen für die Entwicklung, sondern für die Existenz der Unternehmen insgesamt. Die Bilanz, die die öffentlichen Institutionen hinsichtlich des seit der Unabhängigkeit in Gang gesetzten Entwicklungsmechanismus ziehen, kann in einer Feststellung zusammengefasst werden: Das phänomenale Wachstum der Industrieausstattung des Landes hat zu keinem vergleichbaren Wachstum der Produktion geführt. Dem ist entgegenzuhalten, dass die Phase des Aufbaus entsprechender Industrie-Infrastrukturen noch längst nicht abgeschlossen war. Im Übrigen stellt sich die Frage, ob man überhaupt eine Phase benennen kann, die das Ende der Industrialisierung markiert. Dies um so mehr, als Algerien in diesem Sektor faktisch überhaupt keine Ausgangsbasis hatte. Die einzigen Unternehmen, die bestehen können, sind jene, die sich selbst technisch unterhalten können, weil sie in die Grundlagen für Wartung und Erneuerung investiert haben. Das ist der Fall bei SONATRACH oder CONSIDER.

Der Zustand der technischen Anlagen, und insbesondere ihre permanente Weiterentwicklung, ist von wesentlicher Bedeutung, wenn das Ziel einer wirklichen Industrialisierung verfolgt werden soll: Eine eigenständige technologische Entwicklung ist unverzichtbar bei der Suche nach Unabhängigkeit. Die Entscheidungen zur Restrukturierung der öffentlichen Industrieunternehmen Algeriens berücksichtigen diesen Umstand nicht. Mehr noch, die Unternehmen werden verwundbar gemacht.

Ebenso ist die Vorstellung, man müsse sich darum bemühen, sich von der Abhängigkeit von den Kohlenwasserstoffen (von Öl und Gas) als den einzigen Garanten einer Exportkapazität¹⁶ zu lösen, ein zweischneidiges Argument. Die Wirtschaft Algeriens muss ihre Industrie diversifizieren, um auf anderen Sektoren als jenen des Öls „wettbewerbsfähig“ zu werden. Aber es ist nichts anstößiges darin zu sehen, wenn man sich auf die Ausbeutung der natürlichen Ressourcen des Landes stützt, um andere industrielle Aktivitäten aufzubauen, zu festigen und voranzutreiben. Eine in diese Richtung gezwungene Industrie wächst, selbst wenn sich die Relationen zwischen dem Kohlenwasserstoffsektor und den anderen Industriesektoren verschieben. Besteht die wirkliche Aufgabenstellung nicht darin, dass die erstere in der Lage sein sollte, die nachfolgenden Industrien besser voranzubringen? Die Bemühungen zielen ohne Zweifel stärker auf die Verwertung der Kohlenwasserstoffe als auf ihren dynamisierenden Effekt für die Gesamtwirtschaft. Es ist auf alle Fälle kaum eine realistische Vorstellung, über eine Steigerung der Öl- und Gasförderung aus der Krise zu kommen, wenn man bedenkt, dass Algerien nicht über genügend finanzielle Ressourcen in Devisen verfügt, um in die Ausweitung seiner Produktionskapazitäten zu investieren – es sei denn über die weitere Erhöhung der Schuldenlast und/oder dadurch, dass man das Feld immer weiter ausländischem Kapital öffnet.

Insofern besteht die eigentliche Herausforderung darin, eine wirklich umfassende Industriestrategie auszuarbeiten. Ein erster Schritt in die Richtung, die Schwächung des Industriesektors aufzuhalten, besteht zweifellos in der Suche nach einer Integration, die eine dynamisierende Rückwirkung des Öl- und Gassektors auf den Rest der Industrie beinhaltet. Es geht dabei ebenso um die Bestimmung der Rolle des Staates. Muss er in der Lage sein, Maßnahmen zu treffen, damit sich der öffentliche Industriesektor entwickelt, oder muss er sich darauf beschränken, zu regulieren und zu kontrollieren, ohne über wirkliche Handhaben zu verfügen, um selbst diese Rolle zu übernehmen? Zahlreiche Leitungskader öffentlicher Unternehmen verlangen zum Beispiel, dass der Staat interveniert, um das National-Produkt zu fördern und zu einem Wirtschaftsaufschwung zu verhelfen.

Die Ergebnisse der abgelaufenen Periode seit Ankündigung der Restrukturierung der Industrie lassen sich zusammenfassen als einige Neuanlagen von Ka-

¹⁶ Rund 96 Prozent der Exporterlöse Algeriens stammen aus dem Kohlenwasserstoffsektor (vgl. The Economist Intelligence Unit, a.a.O., S. 6.). (Anm. d. Übers.)

pital, wiederholte Unternehmensaufgliederungen, die sich wie eine offenkundige Vorbereitung auf die Privatisierung darstellen, und vor allem in der Auflösung von hunderten von Unternehmen mit einer Verminderung der Belegschaften. Diese bestenfalls anarchischen Privatisierungen können zu gar nichts anderem als einer unseligen Zersplitterung des Eigentums der Unternehmen führen. Die potentiellen ausländischen Partner sehen ihren Vorteil eher in einem leichten Zugang zum algerischen Markt als in Investitionsabkommen mit dem Ziel, die lokale Produktion fortzuführen und weiterzuentwickeln.

Was den algerischen Privatsektor angeht – außerhalb der Sphäre des Handels und der Spekulation, in der er weithin vorherrscht – so besteht er zu einem hohen Anteil aus unabhängigen Unternehmen. Aufgrund der Krise befinden sich zahlreiche Privatbetriebe in großen Schwierigkeiten oder sie haben nicht überlebt, insbesondere im Textilsektor. Der Teufelskreis besteht darin, dass die Schwächung des öffentlichen Sektors den Abstieg des Privatsektors nach sich zieht, der oft von öffentlichen Aufträgen abhängig ist. Der Abbau des öffentlichen Sektors begünstigt damit schließlich nicht den privaten produktiven und strukturierten Sektor, sondern nur die „informelle“ Ökonomie.

Die schweren sozialen Folgen

Von der Dynamik der Industrialisierung bis zur Spirale der Deindustrialisierung – das Engagement der Arbeitskräfte bemisst sich an der Anerkennung von Qualifikationen, der Entlohnung, den Arbeitsbedingungen, an der Beteiligung an Entscheidungen. Der Umstand, Beschäftigter eines öffentlichen Unternehmens zu sein, ermöglichte es, eine Position in der Gesellschaft einzunehmen. Folglich verstärkt die Aussicht auf Privatisierung den Mangel an Motivation in den betroffenen Betrieben. Unverständnis und Unsicherheit der Arbeiter, die sich von ihrem Betrieb ausgeschlossen fühlen, nehmen zu. An ihren Betrieb gebunden, haben sie Angst vor den zukünftigen Eigentümern.

Insgesamt gesehen ist der im produktiven Bereich dominierende öffentliche Sektor zu großen Teilen für das massive Ansteigen der Arbeitslosigkeit in Algerien¹⁷ verantwortlich. Die Einsparung von hunderttausenden Stellen durch die Aufspaltung der Unternehmen kommt zu den Arbeitsplatzverlusten hinzu, die bei den Zulieferern und im Handel ausgelöst werden. Die Minderung oder die Einstellung wirtschaftlicher Aktivitäten führen auf diese Weise zu neuen Abwanderungsbewegungen in verschiedene Regionen. Die dramatisch niedrige Kaufkraft¹⁸, das Auseinanderklaffen von Lohneinkommen und sonstigen Einkommen, die fortgesetzte Steigerung der Lebenshaltungskosten, die wachsende

Verarmung¹⁹, der Verlust sozialer Aktivitäten – früher Stolz der öffentlichen Unternehmen – treiben die Auflösung des gesamten sozialen Systems voran.

Die Folgen dieses Niedergangs zeigen sich in allen Bereichen des öffentlichen Dienstes: im Transport- und Gesundheitswesen ebenso wie im Erziehungs- und Wohnungswesen, wobei die ständig wachsende Abhängigkeit des Landes bei der Nahrungsmittelversorgung nicht zu vergessen ist. Der Stillstand auf den Baustellen behindert die Ausstattung des Landes mit moderner Infrastruktur. Die die Industrialisierung begleitende Politik des regionalen Ausgleichs hatte wenn auch ungenügende, so doch effektive Verbesserungen mit sich gebracht. Heute ist die Minderung regionaler Disparitäten, die sich überall zeigen, kein Ziel mehr. Die Versorgungskreisläufe sind brüchig und können keineswegs überall auf demselben Niveau gehalten werden, was neue soziale Probleme schafft.

Diese Zunahme von Widersprüchen und Ungleichgewichten kann zu der Frage Veranlassung geben, ob Algerien nicht Gefahr läuft, auf dieselbe ökonomische und soziale Bahn zu geraten wie z.B. Marokko, das sich auf die Entwicklung des Privatsektors, die Auslagerung einzelner Aktivitäten europäischer Unternehmen und einen generellen Zuliefererstatus stützt.

Die Rolle des Staates wird in Frage gestellt

Es ist gerade die Rolle des Staates, die in Frage gestellt wird. Die Abwertung seiner wirtschaftlichen Bedeutung mindert zugleich seine direkte und indirekte Rolle bei der Umverteilung der Einkommen und damit seine Legitimität.

Zwischen den Veränderungen in der Wirtschaftspolitik und der Wandlung im Kräfteverhältnis der sozialen Akteure besteht ein enger Zusammenhang. Generell hat sich das Verhältnis von Staat und Gesellschaft, wie es bei der Unabhängigkeit konzipiert wurde, wie es sich aufgebaut und im weiteren realisiert hat, tiefgreifend verändert. Sozialistische Erwartungen waren schon lange vor 1988²⁰ und 1992²¹ sukzessive erloschen und haben einer allgemeinen Orientierungslosigkeit Platz gemacht. Der Rückzug des Staates von allen öffentlichen Aktivitäten, die geeignet wären, das Land aus seiner vielfältigen Krise herauszuführen, kostet ihn den letzten noch verbliebenen Rest an Legitimität.

Der Staat ist nicht nur Gegenstand politischer Auseinandersetzungen, sondern er ist in zunehmendem Maße auch *als wirtschaftlicher Faktor* umkämpft. Klientelwirtschaft, Machtstreben und Korruption, die mit Blick auf die öffentlichen Unternehmen angeprangert werden, sind nicht verschwunden und haben

¹⁷ Die offizielle Arbeitslosenquote lag 2000 bei 28 Prozent (vgl. The Economist Intelligence Unit, a.a.O., S. 5). Von algerischen Experten wird eine Größenordnung von zwischen 33 und 40 Prozent angenommen, wobei etwa 80 Prozent der Arbeitslosen unter 30 Jahre alt sind (vgl. Goumeziane, a.a.O.). (Anm. d. Übers.)

¹⁸ Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen ist von 2.800 US-Dollar 1989 auf 1.300 Dollar 1998 gefallen – und damit unter den Wert, den es in den sechziger Jahren hatte (etwa 2.000 Dollar).

¹⁹ Zwischen 12 und 14 Millionen Algerier leben unterhalb der Armutsschwelle, die in Algerien mit einem Dollar/Tag angesetzt wird. (Das entspricht etwa 40 Prozent der algerischen Bevölkerung; Anm. d. Übers.)

²⁰ Revolte vom Oktober 1988. (Im Oktober 1988 kam es ausgehend von Schülerprotesten zu einer allgemeinen Revolte, gegen die die Armee eingesetzt wurde und bei der es mehr als 500 Tote gab; Anm. d. Übers.)

²¹ Demission Chadli (vgl. FN 13).

teilweise mit den Restrukturierungsmaßnahmen und den Begehrlichkeiten, die diese hervorrufen, noch zugenommen.

Seit Beginn der 90er Jahre werden die öffentlichen Unternehmen zur gleichen Zeit mit der Konkurrenz importierter Auslandsware und einem drastischen Nachfragerückgang konfrontiert. Allein eine effektive öffentliche Ankerbelung der Nachfrage könnte die Möglichkeit schaffen, den allgemeinen Absturz zu bremsen. Aber in den herrschenden Kreisen scheint die Illusion vorzuherrschen, dass der komparative Vorteil Algeriens im Überfluß an Arbeitskraft und den niedrigen Löhnen zu sehen wäre. Dazu kommt der Druck internationaler Beratungsinstitutionen, die Algerien diesen Weg empfehlen, insbesondere des Internationalen Währungsfonds, der in Algerien stets präsent ist, obwohl das Umschuldungsabkommen im Mai 1998 ausgelaufen ist.²² Statt dessen wäre es notwendig, den Gefahren der Globalisierung entgegenzutreten und die vorhandenen finanziellen und personellen Ressourcen in die Ankerbelung und Entwicklung des Produktionsapparates zu investieren. Allein auf diesem Wege könnte ein vernünftiges Wachstum erreicht werden, das dem Land die Möglichkeit bieten würde, aus der Krise herauszukommen.

Die internationale Arbeitsteilung beruht heute auf einem System von Herrschaftsbeziehungen. Im Rahmen eines anderen Typs internationaler Arbeitsteilung könnte Algerien die Entwicklung und den Einsatz seiner Technologien garantieren; Algerien wäre in der Lage, zur globalen Produktion beizutragen und dabei die Qualifikationen und Erfahrungen, seine natürlichen Ressourcen und seine Jugend einzubringen. Aber die in Gang befindlichen Restrukturierungsmaßnahmen entfernen das Land zunehmend von dieser Möglichkeit.

Die nächsten Jahre werden ohne Zweifel schwierig. Die Umstrukturierung der öffentlichen Industrieunternehmen Algeriens ist ebenso eine Ursache wie eine Folge des Übergangs des Landes zur Marktwirtschaft. Die zukünftige Entwicklung hängt einerseits vom Einfluß derer ab, die den liberalen Sirenentönen nachgeben und ununterbrochen der Gesellschaft einhämmern, dass die Ursache aller Schwierigkeiten darin zu sehen ist, dass sich die Industrie des Landes mehrheitlich in staatlichem Eigentum befindet. Andererseits hängt sie von der Intervention von Millionen Arbeitern und ihren Familien ab, den (arbeitslosen) Jungen, die legitimerweise eine Wende in der Wirtschaftsentwicklung wollen, aber eine Wende für sie und für das Land. Die Zukunft der Industrieunternehmen hängt ebenso vom Engagement der Akteure des Systems ab – insbesondere den Beschäftigten und dem Führungspersonal des öffentlichen Sektors – bzw. ihrer Ablehnung der Privatisierung. Entscheidend wird sein, welche Rolle der Staat dabei auf sich nehmen wird oder nicht.

Andreas Wehr

Menschenrechte, bürgerliche Freiheiten und demokratische Spielregeln

Über Domenico Losurdos Beitrag zur Wiedergewinnung des Selbstbewusstseins der Linken

Das Ende des europäischen Realsozialismus in den Jahren 1989/91 stellt die am Marxismus festhaltende Linke noch heute vor komplizierte theoretische Probleme. Die anfangs als große Chance bewertete Möglichkeit, das Gewesene endlich selbstkritisch und schonungslos aufarbeiten zu können und das Überkommene von dem Erhaltenswerten zu trennen, droht in einem Abschied von jener Perspektive zu enden, in der bekanntlich der „jetzige Zustand aufgehoben“ (MEW, Bd. 3, S.35) werden soll. Schwierigkeiten bereitet der Umstand, dass diese Neudefinition natürlich nicht in einem herrschafts- und konfliktfreien Raum stattfindet. Die „Sieger der Geschichte“ haben alles andere im Sinn als in Ruhe abzuwarten, bis sich ihre erbittertsten Gegner theoretisch neue Klarheit verschafft haben und sich für neue Kämpfe gerüstet sehen. Ganz im Gegenteil: Die den Siegern gebotene historische Chance soll jetzt unter allen Umständen genutzt werden. Es gilt, die übrig gebliebenen Anhänger des Sozialismus zu harmlosen Sozialdemokraten zu bekehren und zugleich den unbelehrbaren Rest, mit dem Makel des Stalinismus versehen, ein für allemal in die gesellschaftliche Isolation zu stoßen. Die gewandelten sozialistischen Parteien sehen sich daher einem nicht nachlassenden Druck ausgesetzt, sich für die unterschiedlichsten Phasen der Geschichte des realen Sozialismus nachträglich zu rechtfertigen, sich von jeglichen Verfehlungen und Verbrechen ihrer früheren Machthaber zu distanzieren und dafür zu entschuldigen, vor allem aber einem auf die Zukunft gerichteten Anspruch auf die Überwindung des Kapitalismus endgültig abzuschwören.

In einer solchen Atmosphäre ist es nicht leicht, ernsthaft und ausdauernd an eine selbstkritische Aufarbeitung der eigenen Geschichte zu gehen und dies mit der Perspektive zu tun, Totes und Lebendiges voneinander zu trennen. Groß ist die Verlockung, sich vor den Angriffen des Gegners in eine selbstgewählte Isolation der gewohnten Gewissheiten zurückzuziehen und zugleich jeglichen Korrekturvorschlägen mit altem Misstrauen zu begegnen. Noch verbreiteter ist aber die Haltung, so zu tun als habe man mit diesen historischen Abläufen überhaupt nichts zu schaffen und als könne man sowohl in der Theorie als auch in der Praxis der sozialistischen Bewegung mit der Parole „zurück zu Marx“ einfach wieder bei Null beginnen. Vor allem jüngere und in den untergegangenen Vorgängerparteien und Regimen oft nur als unauffällige Mitläufer registrierte Mitglieder glauben, damit zugleich die denkbar radikalste Position einzunehmen. „Die eigene totale Nichtbeteiligung hervorzuheben, erweist sich um so notwendiger, als es möglich erscheint, dem entstellten und

²² Es wurden auch danach weitere Kredite gewährt, wie der vom 26. Mai 1999 über 300 Mio US-Dollar (unter dem Titel „Financement compensatoire et financement pour imprévus“).

verhassten Gesicht des ‚Realsozialismus‘ ein völlig anderes Gesellschaftsbild entgegenzustellen, bei dem sich der Sozialismus perfekt mit der Demokratie, die Effizienz des Systems mit der vollen Freiheit der Individuen und Gruppen und die Entwicklung der Produktivkräfte mit der Verwirklichung besonders reicher und integrierter sozialer und menschlicher Beziehungen konjugieren lässt“ (Losurdo 1995, S.101). Von einer solchen harmonischen Weltansicht werden denn auch die aktuellen programmatischen Diskussionen in jenen Parteien auffallend häufig bestimmt.

Domenico Losurdo, Professor für Philosophie an der italienischen Universität Urbino und Präsident der Internationalen Gesellschaft für dialektische Philosophie – Societas Hegeliana – ist hingegen jemand, der in dem „Versuch, das Kapitel der Geschichte zu liquidieren oder zu ignorieren, das mit der Oktoberrevolution begonnen hat, eine Flucht vor einer generalisierten ideologischen Offensive der Bourgeoisie [sieht], die so definitiv sein soll, dass sie jeden Neubeginn unmöglich macht“ (Losurdo 1995, S. 108). Diese Einstellung hindert ihn aber nicht an der rigorosen Abrechnung mit „den Fehlern (und den Verbrechen) der Führungsspitze der UdSSR und anderer Länder“ (ebd., S. 109). Als italienischer Marxist schöpft Losurdo dabei aus den theoretischen Arbeiten Antonio Gramscis als auch Palmiro Togliattis, des langjährigen Führers der Kommunistischen Partei Italiens. Er kommt auf diese beiden Theoretiker immer wieder zurück, um zu zeigen, wie in der Geschichte der sozialistischen Bewegung in jeder Phase Positionen entwickelt wurden, die weit über den dogmatisierten Marxismus-Leninismus hinausgingen.¹ Wie anders, da ungleich ärmer, präsentiert sich uns die marxistische Diskussion in Deutschland, wo sich aufgrund der Unmittelbarkeit des Systemgegensatzes eine differenzierte Position zwischen rechter Sozialdemokratie und SED-Dogmatismus kaum Gehör verschaffen konnte.²

Um so wichtiger wäre es gerade für die deutsche Linke, die oft unkonventionellen und, im Vergleich mit der nur allzu oft rückgratlos geführten deutschen Debatte, ausgesprochen selbstbewusst daherkommenden Positionen Losurdos überhaupt erst einmal zur Kenntnis zu nehmen. In den vergangenen Jahren sind glücklicherweise eine ganze Reihe seiner Aufsätze ins Deutsche übertragen worden. Veröffentlicht wurden sie in Zeitschriften wie den „Marxistischen Blättern“, „Z“, insbesondere aber in der von Losurdo und Hans Heinz

¹ Losurdo steht dabei in der Tradition des italienischen Hegelianismus eines Benedetto Croce und eines Antonio Gramsci, der theoriegeschichtlich auch als "historistisch-scientistische Version des Hegelianismus" bezeichnet wird. Vgl. Psychopedes 2001.

² Erinnert sei hier nur an die von Wolfgang Abendroth begründete Marburger Schule kritischer Gesellschaftswissenschaft, die bezeichnenderweise von den einen als verkappter Sozialdemokratismus und von den anderen als getarntes DKP-Unternehmen gewertet wurden. Zu erwähnen sind auch die Ansätze marxistischer Sozialdemokraten zur Formulierung eigener linkssozialistischer Positionen u.a. auf der Grundlage austromarxistischer Positionen der Zwischenkriegszeit, etwa in den „Herforder Thesen“ aus dem Jahre 1980. Siehe dazu die Beiträge zur Wissenschaftlichen Konferenz zum Thema „1980-2000. 20 Jahre danach. Zur Aktualität der Herforder Thesen“, Pankower Vorträge, Heft 28 der Hellen Panke, Berlin 2000.

Holz gemeinsam seit 1993 herausgegebenen Halbjahresschrift „Topos. Internationale Beiträge zur dialektischen Philosophie.“³ Im Jahr 2000 erschien das Buch „Der Marxismus Antonio Gramscis – von der Utopie zum ‚kritischen Kommunismus‘“. Nach Sabine Kebir „unternimmt darin Losurdo nicht mehr und nicht weniger, als die in den Alltagsverstand gelangte Formel vom ‚Absterben des Staates‘ zu entmystifizieren. Sein Buch (...) ist in weiten Strecken auch eine kritische Aufarbeitung der Staatsauffassungen von Marx, Engels und Lenin sowie deren Spiegelungen in der Geschichte der Arbeiterbewegung“ (Kebir 2001). Unter den auf deutsch erschienenen Veröffentlichungen Losurdos sind auch die beiden im Neuen Impulse Verlag im Jahre 2000 veröffentlichten Broschüren „Flucht aus der Geschichte? Die kommunistische Bewegung zwischen Selbstkritik und Selbsthass“ und „Die Linke, China und der Imperialismus“ zu nennen. Auszugsweise wurde die Broschüre „Flucht aus der Geschichte?“ auch in der Tageszeitung „junge Welt“ abgedruckt. Ignoriert wurden die Arbeiten Losurdos hingegen bisher von den der PDS nahestehenden Medien.⁴

Hier soll es darum gehen, die Gedankengänge Losurdos in der für die marxistische Diskussion so wichtigen Frage der Bewertung der sogenannten abstrakten bzw. formellen bürgerlichen Freiheit darzustellen und zugleich zu prüfen, wie mit den von ihm so benannten „Verschweigungen“ umgegangen werden soll, die „in dieser für sich genommenen richtigen Formulierung [vom Wert der universellen Demokratie; A.W.] stecken“ (Losurdo 2001, S. 21). Die mindestens ebenso wichtigen, von ihm in den letzten Jahren eingebrachten Gedanken zur Rolle des Staates, zu seinem vermeintlichen Absterben im Kommunismus und zur realen Verstaatlichung der Gesellschaften des realen Sozialismus sollen in einem späteren Aufsatz behandelt werden.

³ Als Aufgabe der Zeitschrift wird im Editorial der ersten Ausgabe von ihren Herausgebern angeführt: „Topos soll die Gesellschaft, die Kultur, die Wissenschaft mit dem Blick auf ihren Zusammenhang behandeln. Isoliert zeigen die Phänomene nicht ihren Sinn. Orientierung setzt voraus, dass der Horizont des Ganzen erfasst wird“, in: Topos 1, S. 8, 1993.

⁴ Lediglich im Heft 118 der Zeitschrift „Utopie kreativ“ findet sich eine Besprechung der beiden im Neuen Impulse Verlag erschienenen Broschüren durch Christoph Jünke unter der bezeichnenden Überschrift „Auf zum letzten Gefecht? Zur Kritik an Domenico Losurdos Neostalinismus“. Allerdings kann man diese Besprechung beim besten Willen als nicht mehr als eine wüste Beschimpfung bezeichnen. Abgesehen von einigen, in die Ausführungen von Jünke eingestreuten Worten und Halbsätzen Losurdos, die im übrigen nicht ein einziges mal mit Fundstellen belegt werden (!), erfährt der Leser darin leider nichts über die Gedankengänge des kritisierten Autors. Ausführlich zitiert wird hingegen aus den Werken Leo Trotzki's. Jünke stellt dankenswerter Weise gleich am Anfang seines Beitrags klar, um was es ihm geht, wenn er schreibt: „Auch in der Theorie kann man seit einigen Jahren zunehmend selbstbewusster vorgebrachte Diskurse beobachten, die wesentliche Theoreme der alten stalinistischen Weltanschauung aktualisieren und darauf hinauslaufen, den historischen Stalinismus mehr oder weniger unverhohlen zu rechtfertigen. Das neueste Kapitel dieser Renaissance hat nun der namhafte italienische Linksphilosoph und Publizist Domenico Losurdo geschrieben.“ (Jünke 2000, S. 778). Um dieses Zerrbild nicht zu gefährden, lässt Jünke Losurdos Kritik am Realsozialismus schlicht unter den Tisch fallen.

Für die Darstellung der Gedankenführung Losurdos wurden in erster Linie die von ihm in den letzten Jahren in der Zeitschrift „Topos“ und in anderen Zeitschriften publizierten Aufsätze herangezogen. Unberücksichtigt blieben aber sowohl die auf Deutsch veröffentlichten früheren philosophischen Werke Losurdos⁵ als auch sein umfangreiches in italienischer Sprache veröffentlichtes Werk.

Der Hegelsche Begriff von der Abstraktion als Ausgangspunkt

Wenn am Anfang der Darstellung des Denkens Losurdos auf einen Beitrag eingegangen wird, der sich unter der eher einem Arbeitstitel gleichenden Überschrift „Abstrakt/Konkret. Hegel, Nietzsche, Marx (und die marxistische Tradition)“ im Topos-Heft 13/14 (Losurdo 1999) veröffentlicht wurde, so hat das seinen Grund darin, dass es sich um einen Schlüsseltext handelt. Gleichsam keimhaft sind Losurdos Aussagen für nahezu alle hier interessierenden Themen angelegt: Sowohl seine Antworten auf das in der marxistischen Diskussion ungelöste Problem der Bedeutung der formalen Freiheit, insbesondere auf die in der Linken teilweise heuchlerisch, aber auch hilflos anbiedernd geführte Menschenrechtsdebatte, als auch auf die Frage der Bewertung von Staat und Nation im Zeitalter der Globalisierung sowie seine Analysen des gewesenen Realsozialismus finden hier ihren philosophischen Ausgangspunkt.

Losurdo stellt Hegels Begrifflichkeit der „Abstraktion“, wie er ihn insbesondere in dessen Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte vorfindet, in den Mittelpunkt seiner Argumentation und verteidigt ihn sowohl gegen den „echten bzw. wahren Empirismus“ eines Schelling als auch gegenüber den Gefahren des „Universalismus“ Fichtes. Mit philologischer Genauigkeit weist er nach, wie sich im Marxschen Werk neben dem Hegelschen Ausgangspunkt viele Elemente des Feuerbachschen Denkens finden, wenn etwa das „abstrakte deutsche“ Denken gegen „französisch“ als Sprache der Politik und der „denkenden Anschauung“ (MEW Bd. 2, S.40) gestellt wird.

Die Essenz der Aussagen der Kritiker Hegels fasst Losurdo wie folgt zusammen: „Die Hegel vorgeworfene Abstraktheit einer von den ökonomisch-sozialen Verhältnissen unabhängigen politischen Sphäre ist die Abstraktheit des modernen politischen Staates, der auf der Voraussetzung beruht, dass die sozialen Verhältnisse nur ‚Unterschiede des Privatlebens (aufzeigen), welche in dem politischen Leben ohne Bedeutung sind‘: In seiner entwickelten Form beschränkt sich der Staat darauf, ‚die Augen (zuzudrücken) und erklärt wirkliche Gegensätze für unpolitische, ihn nicht genierende Gegensätze.“ (Losurdo 1999, S.186) Schließlich sei diese Abstraktion nicht nur ein logischer Prozess, sie hat – nach Marx – auch eine kompakte Realität, da der politische Staat auf der Trennung oder „Abstraktion von der bürgerli-

⁵ Vgl. u.a. „Immanuel Kant – Freiheit, Recht und Revolution“ (1987); „Hegel und das deutsche Erbe. Philosophische und nationale Frage zwischen Revolution und Reaktion“ (1989); „Zwischen Hegel und Bismarck. Die 48er Revolution und die Krise der deutschen Kultur“ (1993); „Die Gemeinschaft, der Tod und das Abendland. Heidegger und die Kriegsdeologie“ (1995)

chen Gesellschaft“ (MEW Bd. 1, S. 321f.) bzw. auf der „Abstraktion des politischen Menschen“ (ebd, S. 370) beruhe.

Losurdo folgt dieser gängigen Kritik an Hegel nicht. Er weist zunächst darauf hin, dass sich Hegel durchaus des Umstands bewusst war, dass bei einem Fehlen der Subsistenzmittel „das Recht als solches“ notgedrungen nur eine „Abstraktion“ bleiben müsse, so dass das Recht des Hungernden, sein Leben auf irgendeine Weise zu retten, ein Recht ist, dass er „gegen das abstrakte Recht“ geltend machen kann, ja muss. Mit heutigen Worten würde man sagen, dass ein solches abstraktes Recht bei Fehlen der materiellen Lebensbedingungen faktisch leer läuft, da es schlicht seinen Sinn verliert.

Im Anschluss an diese Klarstellung greift Losurdo ein für ihn „grundlegendes Problem“ auf. Er stellt die Frage nach der Perspektive, von der aus der von Marx herausgearbeitete, sich geschichtlich entwickelnde Widerspruch der Trennung des politischen Staates von der bürgerlichen Gesellschaft betrachtet werden soll. Losurdo formuliert die Frage so: „Ist die spätere historische Entwicklung dazu aufgerufen, die politische Sphäre neu zu definieren, indem sie die unbestimmten und falschen Abstraktionen überwindet, auf denen die Theorie und Wirklichkeit des modernen bürgerlichen Staates beruht, oder ist sie dazu aufgerufen, die Abstraktion als solche des politischen Staates und des politischen Menschen in die ‚Konkretheit‘ der bürgerlichen Gesellschaft wiederaufzunehmen?“ (Losurdo 1999, S.186) Die weiteren Ausführungen werden zeigen, dass es sich dabei für Losurdo um alles andere als nur um einen Streit um Worte handelt.

Bevor er auf die erheblichen praktischen Konsequenzen zu sprechen kommt, die mit diesen unterschiedlichen Sichtweisen für die marxistische Theorieentwicklung verbunden sind, gibt er einige Hinweise auf die der Abstraktion zugrunde liegende reale geschichtliche Entwicklung. Er skizziert den „Prozess progressiver Abstraktion, der der modernen Rechtsordnung zugrunde liegt“, und zieht Parallelen zur ökonomischen Sphäre. Denn „wie für das Recht ist auch für die Ökonomie das Hervorbringen der Abstraktion ein objektives Kennzeichen der gesellschaftlichen Entwicklung und der Regulierung einer komplexen Gesellschaft“ (Losurdo 1999, S.187). So tragen „nicht nur Hegels Lehre, sondern auch die Erfahrung des politischen und sozialen Kampfes (...) dazu bei, Marx von dem naiven Pathos eines Konkreten fernzuhalten, das mit dem Unmittelbaren und Individuellen identifiziert wird. Dennoch haben wir auf der anderen Seite den Einfluss Feuerbachs [auf Marx; A.W.] und der empiristischen Reaktion [gemeint sind hier in erster Linie Schelling und Fichte; A.W.] festgestellt. Von hier muss man vielleicht ausgehen, um zu verstehen warum – wenn auch mit Schwankungen und Widersprüchen – die Erwartung des Absterbens des Staates auftaucht, noch allgemeiner die Erwartung der endgültigen ‚Abstraktionen‘ des Staates, des Marktes usw. in das ‚Konkrete‘ der inter-individuellen Beziehungen“ (ebd., S.188). Dies ist ein erster Verweis Losurdos darauf, wie aus dem Unverständnis kategorialer philosophischer Begriffe wie abstrakt/konkret bzw. formell/substanziell strategische Irrtümer wie die der Geringschätzung der bloß als formal denunzierten bürgerlichen Freiheiten erwachsen können.

Gegen die Geringschätzung der so genannten formellen Freiheit

Betrachten wir die Behandlung der „formellen Freiheit“ in der kommunistischen, aber auch linkssozialistischen Tradition.⁶ In dem bereits angeführten Aufsatz wird Losurdo deutlich, indem er den Finger auf eine der zentralen Fehlstellen des „vulgären Marxismus“ legt: „Abstrakt ist die Freiheit des bourgeois, die, selbst wenn sie nicht mit der Freiheit des citoyen und mit dessen Teilnahme am öffentlichen Leben verbunden ist, dennoch eine fundamentale Errungenschaft bedeutet (sie ist ein wichtiger Schritt in Richtung auf die Verwirklichung der Rechtsgleichheit). Kurz gesagt, wenn die Freiheit des Menschen und des citoyen ohne Subsistenzmittel abstrakt bleibt, dann ist abstrakt auch die Freiheit des bourgeois, der nicht die Möglichkeit hat, am politischen Leben teilzunehmen. Nur in der ersten der beiden Bedeutungen hat die Kritik der ‚abstrakten‘ Freiheit in der marxistischen Tradition oder besser: Vulgata Schule gemacht. Dies bringt einen großen Nachteil mit sich: Die Abstraktion wird nur in bezug auf eine Dimension der Freiheit interpretiert, so dass abstrakt dahin tendiert, eine eindeutig negative Konnotation anzunehmen, während sich das Konkrete schließlich mit dem Intuitiv-sinnlichen oder mit dem Materiellen identifiziert. Hegel konfrontiert uns mit einem komplexen und vielschichtigeren Modell. Jede Dimension der Freiheit kann von allen anderen abstrahiert werden: Und wiederum ist diese Abstraktion nicht nur ein logischer Prozess, sondern auch eine reale Gegebenheit“ (Losurdo 1999, S.194).

Nur zu oft ist es aber so, dass die heutigen Abkürzer und Verwerfer der komplizierten und widersprüchlichen Geschichte des realen Sozialismus identisch sind mit jenen, die noch vor wenigen Jahren an der „bloßen formellen Freiheit“ kein gutes Haar ließen. Losurdos Urteil über die theoretischen Leistungen dieser Epoche ist denn auch eindeutig: „Die objektive Kompliziertheit dieser Situation ist auf theoretischer Ebene nicht beherrscht worden: Gerade hier hat der ruinöse Abkürzer der Liquidierung der ‚formellen‘ und ‚abstrakten‘ Freiheit schlechthin seinen Ursprung“ (Losurdo 1999, S.194). Und in dem Aufsatz „Marx und die Geschichte des Totalitarismus“ schreibt er: „Tatsache ist, dass die Verwirrung im Bereich der kommunistischen Tradition diesbezüglich fast immer groß war, und dass die Kritik der ‚formellen‘ Freiheit als einfache Ideologie darauf hinauslief, die Diktatur, auch in ihrer brutalsten Form, zu legitimieren, statt den Weg für eine Erweiterung und Bereicherung der konkreten Inhalte der Freiheit zu eröffnen. In diesem Sinne war die Oktoberrevolution einerseits ein ruhmreiches Blatt für die antiautoritäre Wirksamkeit der Marxschen Theorie, andererseits hat sie jedoch ein neues Kapitel der Geschichte des Totalitarismus eingeleitet“ (Losurdo 1993, S.71).

⁶ Die Geringschätzung der „formellen“ bzw. bürgerlichen Freiheiten war in der Linken keineswegs nur auf die kommunistische Bewegung beschränkt. Auch in linkssozialistischen Kreisen der Weimarer Republik fand einst der Ausspruch „Republik, das ist nicht viel – Sozialismus ist das Ziel“ viel Zuspruch.

Anhand einer Ausführung Lenins über einen Text Hegels nimmt Losurdo diesen selbst ins Visier und kommt zu dem ernüchternden Urteil: „Der mögliche Konflikt zwischen formeller und substanzieller Freiheit ist verschwunden, weil der erste der beiden Termini verschwunden ist“ (Losurdo 1999, S.194). Und: „Es ist dies eine Haltung, die spiegelbildlich gegenüber der liberalen Tradition ist, die die ‚negative‘ Freiheit [gemeint ist die Freiheit des Bürgers vor Eingriffen des Staates; A.W.] mit der Freiheit schlechthin identifiziert“ (ebd., S.195).

In einer Auseinandersetzung mit der italienischen Gruppe „il manifesto“ fragt er sich: „Wie wurde dieser intellektuelle und moralische Bankrott möglich? Wir haben gesehen, dass einflussreiche Vordenker von il manifesto Togliatti wegen seines ‚Demokratismus‘ und seiner Treue zur ‚Verfassung‘ und zum ‚Rechtsstaat‘ verdammt: das anhaltende Desinteresse einer gewissen Linken an den ‚Formen‘, muss man es von daher zu begreifen suchen?“ (Losurdo, 2001, S.20).

Die Missachtung der „formellen“ Freiheit steht für Losurdo aus einem weiteren Grund in einem Widerspruch mit der Tradition der sozialistischen Bewegung selbst, war es doch ursprünglich ein ihr wichtiges Anliegen, die Sphäre der „formellen“ Demokratie, etwa das Wahlrecht und die Geltung bürgerlicher Freiheiten, auf immer weitere Bevölkerungskreise auszudehnen: „Die Geringschätzung, wenn nicht die Abschreibung der negativen Freiheit oder auch der ‚bürgerlich-demokratischen Freiheit‘ im marxistischen Denken ist schwerlich zu vereinbaren mit der rigorosen Kritik der Logik der Exklusion, die der liberalen Tradition und auch der ‚bürgerlich-demokratischen‘ Tradition eigen waren und noch sind. Ja, es liegt hier ein eigentümliches Verkennen der eigenen Tradition vor, und zwar durch das marxistische Denken selbst“ (Losurdo 1998, S.139).

Wenn es Losurdos Anliegen ist, gründlich mit der „These vom lediglich trügerischen Charakter der ‚formalen‘ Demokratie“ (Losurdo 2001, S.20) aufzuräumen und er dieser Demokratie einen „zweifellos universellen Wert“ (ebd., S.22) zumisst, so übersieht er aber gleichzeitig nicht, dass sich die „Grenze zwischen Demokratie und Antidemokratie nicht ein für alle Mal und auf einheitliche Weise bestimmen lässt. Die Anerkennung der Universalität des Werts der Demokratie enthebt nicht der mühsamen Aufgabe, die konkrete Situation, konkret zu analysieren“ (ebd., S.22). Was meint er damit? In verschiedenen Essays und Texten verweist er immer wieder auf die drei nachfolgend behandelten konkreten geschichtlichen Konstellationen hin, die er als „Verschweigungen“ bezeichnet und denen sich die Linke bewusst zu sein hat.

„Roter Oktober“ und Ausnahmezustand

Es ist zum einen die Phase des ersten Weltkriegs, in der von den bürgerlichen Regierungen, und hier insbesondere von ihren liberalen Apologeten, aber auch mit Billigung der sozialdemokratischen Führungen, die demokratischen Spielregeln mit der Absicht der ungehinderten Entfesselung einer totalen Kriegführung über Bord geworfen werden. Losurdo erinnert daran, dass in allen kriegführenden europäischen Ländern es die revolutionäre Linke ist, die sich gegen dieses sinnlose Hinschlachten als erste und am entschiedensten zur Wehr

setzt. Sie ist es, die das erste Menschenrecht auf Leben, das von den Liberalen im Namen einer abstrakten Moral der Nation mit Füßen getreten wird, einklagt. In Italien sind es Togliatti und Gramsci, die dazu aufrufen, „jegliche ‚politische Konzeption zurückzuweisen, die dem Staat einen über den Individuen stehenden Willen‘ sowie ein Recht auf eine Vitalität zuschreibt, die jenseits von Gut und Böse und über den Rechten, ja sogar über dem Leben des einzelnen Bürgers steht“ (Losurdo 2000d, S. 23). In Deutschland sind es Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, die der Empörung über die sinnlose Menschenvernichtung Ausdruck verleihen. „Geschändet, entehrt, im Blute wadend, von Schmutz triefend – so steht die bürgerliche Gesellschaft da, so ist sie. Nicht wenn sie, geleckt und sittsam, Kultur, Philosophie und Ethik, Ordnung, Frieden und Rechtsstaat mimt – als reißende Bestie, als Hexensabbat der Anarchie, als Pesthauch für Kultur und Menschheit –, so zeigt sie sich in ihrer wahren, nackten Gestalt“ (Luxemburg 1972). Und untrennbar mit dieser Epoche verbunden ist das Werk Lenins. Die in Russland erfolgreiche Revolution blieb für Jahrzehnte das weltweit wichtigste Ereignis, das aus diesem Versagen der bürgerlich-liberalen Ordnung hervorging. Angesichts der unverhohlenen Feindschaft, die ihr unmittelbar nach ihrem Sieg entgegenschlug, und der Erdrosselungsversuche, erst durch die Reaktion der Weißen und dann der Entente der westlichen Mächte, kam seinerzeit kaum einer ihrer Sympathisanten und Unterstützer auf die Idee, von ihr unmittelbar und sofort die volle Verwirklichung einer klassischen demokratischen Ordnung mit Wahlrecht, einem Mehrparteiensystem und einer freien Presse zu verlangen. Es handelte sich doch offenkundig um einen Ausnahmezustand, dessen Aufrechterhaltung zunächst unbedingt erforderlich war, um eine demokratische Perspektive für das noch halbfeudale Land überhaupt eröffnen zu können.

Daran ändert auch eine unbestreitbare Tatsache nichts: „je mehr das Erreichen des Kommunismus in eine immer entferntere und unwahrscheinlichere Zukunft verlagert wurde, desto mehr kam dem ‚realen Sozialismus‘ jede denkbare Legitimation abhanden: Einer Nomenklatura, die allmählich immer selbstherrlicher wurde, und immer verdorbener und korrupter, mangelte es gewiss an jener universellen Legitimation unserer Zeit, die sich auf die Demokratie und die Volkssouveränität bezieht. Überdies untergrub der ‚reale Sozialismus‘ mit seinen eigenen Ergebnissen die Grundlagen seiner Existenz: Der allgegenwärtige Zwang wurde immer unerträglicher für eine Zivilgesellschaft, die dank der Massenbeschulung und der Verbreitung der Kultur sowie der Erreichung eines Mindestmaßes an sozialer Sicherheit wuchs“ (Losurdo 2000c, S. 37). Und: „In der Tat ist der Zusammenbruch in Osteuropa nicht nur das Ergebnis eines Scheiterns, sondern auch eines Erfolges. Die Zulassung der vorher ausgeschlossenen Volksmassen zur Schulbildung und die Erfüllung der elementarsten Bedürfnisse bis zu einem gewissen Grad haben das totalitäre Regime untergraben. Der Kriegssozialismus, d.h. das Experiment des Aufbaus eines nicht-kapitalistisch orientierten Staates unter dramatischen und außergewöhnlichen Bedingungen, konnte seine heroischen Zeiten nicht überleben; er war an einem bestimmten Punkt dazu aufgerufen, sich mit der Demokratie,

mit ihren Garantien und Regeln auseinander zu setzen, damit er sich auf das Niveau der fortgeschrittenen Gesellschaft erheben konnte, die herauszubilden er selber beigetragen hatte“ (Losurdo 1995, S. 116). In der Außenpolitik der UdSSR sieht Losurdo die unmittelbaren Gründe für den schließlichen Absturz: „Den Gnadenstoß hat vielleicht das progressive Hervortreten der Großmacht-Arroganz und der hegemonischen Bestrebungen des Großen Bruders gegeben. Es ist kein Zufall, dass die von Reagan und Johannes Paul II. vereinbarte Operation in erster Linie Polen zum Ziel hat, das Land, das vielleicht schmerzlicher als alle anderen das Gewicht der von der UdSSR auferlegten Unterdrückung und nationalen Demütigung verspürte“ (Losurdo 1994, S.79).

Der Konflikt der Freiheiten in der Dritten Welt

Neben der Geschichte des „Roten Oktober“ erfordert auch die Politik in der heute in Abhängigkeit von den Metropolen gehaltenen Dritten Welt die Notwendigkeit der konkreten Analyse. Losurdo nennt es die zweite „Verschweigung der These vom universellen Wert der Demokratie“ (Losurdo 2001, S. 21). Er erinnert an die Worte von Marx: „Die tiefe Heuchelei der bürgerlichen Zivilisation und die von ihr nicht zu trennende Barbarei liegen unverschleiert vor unseren Augen, sobald wir den Blick von ihrer Heimat, in der sie unter respektablen Formen auftreten, nach den Kolonien wenden, wo sie sich in ihrer ganzen Nacktheit zeigen“ (MEW Bd. 9, S. 225). Losurdo führt eine Reihe von Beispielen dafür an, wie diese Barbarei der bürgerlichen Zivilisation den Handlungsspielraum dieser Staaten gerade in unseren Tagen mal offen, mal verdeckt einschränkt oder gar in Form offener Kriegshandlungen annulliert.

Losurdo verweist auf die Tragödie des sandinistischen Nicaragua, das eines der ersten Opfer des vor allem von den USA ausgehenden „Menschenrechts-imperialismus“ (Huntington 1996, S. 195) wurde, wobei das Land durch einen ihm aufgezwungenen Krieg und durch erbarmungslose Sanktionen erst zu „begrenzten Maßnahmen der Verteidigung gegen die äußere Aggression und die innere Reaktion gezwungen wurde. Dies gab Washington die Gelegenheit, sich zum Verteidiger der vom sandinistischen ‚Totalitarismus‘ verletzten demokratischen Rechte aufzuschwingen. Hier kommt einem der Henker in den Sinn, der sich nach der Hinrichtung über die totenbleiche Farbe des Opfers entrüstet“ (Losurdo 2000a, S. 83).

Am Beispiel Kubas lenkt er den Blick darauf, wie es in diesem Land gegenwärtig aufgrund des gegen ihn verhängten Belagerungszustandes „in konkreten, sehr bestimmten Situationen zu Konflikten zwischen den verschiedenen Rechten kommen kann“ (Losurdo 2000, S. 135). Und doch können sich die Verteidiger der Errungenschaften der kubanischen Revolution eine oft schmerzhaft Entscheidung zwischen den verschiedenen Rechten nicht ersparen, es sei denn man bleibt vornehm in den Kulissen und entgeht damit der Gefahr, sich unter Umständen die Hände schmutzig zu machen. Losurdos Haltung ist da eindeutig: „Würde es [Kuba] unter den gegenwärtigen Bedingungen ein Mehrparteiensystem zulassen, wäre es absolut nicht im Stande, der

multimedialen, finanziellen und militärischen Übermacht der USA zu widerstehen, und würde in jenen halbkolonialen Status zurückfallen, den es von 1898 bis zum Machtantritt Fidel Castros innehatte“ (ebd., S. 135).

Losurdo vergleicht die Strategie der USA gegenüber Nicaragua bzw. Kuba mit dem Vorgehen der imperialistischen Staaten gegen China und Jugoslawien (vgl. Losurdo 2000b), wobei man durchaus nicht in jeder Einzelheit mit seinen Beurteilungen der in diesen Ländern jeweils Agierenden übereinstimmen muss, um ihm dennoch im Grundsatz darin zustimmen zu können, dass „die heftigen und unverhohlenen Angriffe auf die nationalen Rechte der schwächeren Staaten eine Art von Rekolonisierung darstellen (...)“ (Losurdo 2000, S. 118). Nach den jüngsten Ereignissen können wir die Reihe der bereits „erfolgreich“ rekolonialisierten Länder nun um Afghanistan verlängern.

Nur Verachtung hat Losurdo für die von ihm so genannten „imperialen Linken“ übrig, die etwa in den Chor der Verurteilung der ‚freiheitszerstörenden‘ Maßnahmen der sandinistischen Führung einstimmten oder auch mal Sanktionen gegen China im Namen der Menschenrechte fordern, zugleich aber über die Opfer der US-amerikanischen Interventionen, etwa in Grenada oder Panama, aus Opportunismus schweigen. Als Grund für diese Haltung sieht er enttäuschte Erwartungen, die nicht selten von Beginn an unrealistisch, da schwärmerisch waren: „Die konkrete Geschichte der neuen post-revolutionären Gesellschaft, die sich durch Widersprüche, Versuche, Schwierigkeiten und mit Fehlern aller Art zu entwickeln bemüht, wird dann in Bausch und Bogen als Degeneration und als Verrat der revolutionären Ideale verurteilt. Diese Einstellung, die die reale Bewegung im Namen der eigenen Phantasien und der eigenen Träume verurteilt, entzieht dem Marxismus jeden emanzipatorischen Elan“ (Losurdo 2000a, S.79). Diese auf die heutige italienische Linke gemünzte Beschreibung kann ohne weiteres auf die deutsche Situation übertragen werden, denn wem fallen bei diesen Worten nicht die zu begeisterten Interventionisten gewendeten Grünen und Sozialdemokraten ein?

Die liberale Tradition und die demokratischen Spielregeln

Schließlich kommt Losurdo auf einen dritten Einwand zu sprechen, der den sich auf die liberalen Klassiker berufenden Theoretikern des Menschenrechtssimples eigentlich schwer zu schaffen machen müsste, da ihnen doch nichts so heilig ist, wie die Ausweitung des Geltungsgebiets der klassischen liberalen Werte des Okzidents, oder mit heutigen Worten gesprochen: der transatlantischen Wertegemeinschaft bzw. schlicht des „Westens“. Losurdo geht weit in die Geschichte der Staats- und Verfassungsdiskussion Englands, der USA und Frankreichs zurück und untersucht die Schriften von John Locke, Charles Montesquieu und John Stuart Mill zur Frage, wie sie es denn mit der absoluten Unverletzlichkeit der demokratischen Spielregeln gehalten hatten. Dank seiner profunden Kenntnis dieser Texte fördert er dabei Erstaunliches zutage: „Für Locke (...) steht außer Frage, dass eine Krisensituation von einer Macht bewältigt werden könne und müsse, die an keine ‚Regel‘, d.h. an

keine Beachtung der Spielregeln gebunden ist. Montesquieu, Bewunderer des liberalen England, hegt keinen Zweifel daran, dass es ‚zur Gewohnheit der freiesten Völker, die je auf der Erde gelebt haben‘ gehöre, ‚eine Zeitlang einen Schleier über die Freiheit zu legen, so wie man die Götter verbirgt‘. Einige Jahrzehnte später wird dann John Stuart Mill erklären, dass es in Fällen von ‚extremer Notwendigkeit‘ oder ‚Krankheit des politischen Körpers, die nicht mit weniger gewalttätigen Methoden geheilt werden kann‘, voll und ganz zulässig sei, die ‚absolute Macht unter Form einer befristeten Diktatur zu ergreifen‘“ (Losurdo 1995, S. 98).

Losurdo erinnert an den mit despotischen Mitteln geführten Kampf gegen die Sklaverei ausgerechnet in jenem Land, das sich heute der gesamten Welt als das leuchtende Vorbild der Freiheit präsentiert. Im Ergebnis des amerikanischen Bürgerkriegs errichten die siegreichen Yankees unter der Präsidentschaft Abraham Lincolns mit dem Ziel der Herstellung der Einheit des Landes eine terroristische Militärdiktatur über die Südstaaten, wobei sie etwa in Texas kurzerhand die Verfassung außer Kraft setzen. Nur diese Diktatur über die Konföderation macht auch die Abschaffung der Sklaverei im Jahre 1865 überhaupt erst möglich, eine Maßnahme, zu der die damals von Sklaverei profitierenden wahlberechtigten Weißen freiwillig und demokratisch niemals ihre Zustimmung gegeben hätten. Folgerichtig kehrt mit der Beendigung dieser Diktatur und der Rückkehr der lokalen Selbstregierung auch die weiße Vorherrschaft wieder, aus der sich die Schwarzen erst gut einhundert Jahre später nach einem jahrzehntelangen Kampf der Bürgerrechtsbewegung selbst befreien, ohne dass allerdings damit bis heute alle Diskriminierungen beseitigt wären. Losurdo weist darauf hin, dass kein geringerer als Adam Smith bereits Jahrzehnte vor dem amerikanischen Bürgerkrieg eine solche Konstellation für unausweichlich gehalten hatte: „Dieser stellte fest, dass die Sklaverei leichter unter einer ‚despotischen Regierung‘ unterdrückt werden kann als unter einer ‚freien Regierung‘ unter der ‚jedes Gesetz von ihren [der Sklaven; A.W.] Herren gemacht wird, die niemals eine für sie selbst schädliche Maßnahme passieren lassen‘. Mit Blick auf die englischen Kolonien in Amerika, wo es eine Art lokaler Selbstverwaltung der weißen Siedler, die oft Sklavenhalter waren, gab, beobachtet Smith: ‚Die Freiheit des freien Mannes ist der Grund für die große Unterdrückung der Sklaven. Und sofern diese den größten Teil der Bevölkerung stellen, wird niemand, der mit Humanität begabt ist, die Freiheit in einem Lande wünschen, in dem diese Institution [die Sklaverei; A.W.] herrscht‘“ (Losurdo 2001, S. 22). Wem käme dabei nicht der dialektische Gedanke von Bertolt Brecht aus dem Buch der Wendungen in den Sinn, in dem er Mi-en-leh (Lenin) sagen ließ: „Das Einführen der Demokratie kann zur Einführung der Diktatur führen. Das Einführen der Diktatur kann zur Demokratie führen“ (GW 1972, Bd. 12, S. 434).

Die Notwendigkeit der Despotie als Bedingung für die Befreiung wird aber nicht nur auf die amerikanische Geschichte beschränkt gesehen: „Eine ähnliche Betrachtung stellt Smith, mit Blick auf Osteuropa, hinsichtlich der Leibeigenschaft an, deren Aufhebung ebenfalls ein ‚despotisches‘ Eingreifen der politi-

schen Zentralmacht gegen die Barone vorauszusetzen scheint, die oft liberale Parolen ausgaben, jedoch in der Lage waren, jedes Projekt der Emanzipation der Bauern zu blockieren, da sie die ‚freien‘ repräsentativen Organismen kontrollieren“ (Losurdo 1995, S. 112). Mit Blick auf die jüngste Vergangenheit könnte man hinzufügen, dass auch so manche drakonische Maßnahme der untergegangenen Sowjetmacht in den islamischen Republiken, die zum Ziel hatte, die Lage der Frauen durch die Abschaffung halbsklavischer Verhältnisse grundlegend zu verändern, in diesen geschichtlichen Kontext gehört. Ja selbst die Politik der volksdemokratischen Regierung Afghanistans in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts muss hier genannt werden. Erst mit Hilfe der vom CIA ausgebildeten, von Saudi-Arabien bezahlten und von Pakistan aus operierenden sogenannten Freiheitskämpfer, die etwa Lehrern reihenweise die Gurgeln nur allein deshalb durchschnitten, weil sie es wagten, Mädchen und Jungen gemeinsam zu unterrichten, wurde das Land für Jahrzehnte zurückgeworfen. Davon will aber unsere „imperiale Linke“ heute nichts wissen. Sie bejubelt stattdessen den „Fortschritt“, dass mit Hilfe amerikanischer Bomben und unter Inkaufnahme von Tausenden Toten und Verletzten die radikalen Fundamentalisten in Kabul durch die etwas weniger radikaleren ersetzt wurden.

Hegel und die schönen Seelen der westlichen Linken

Die hier dargestellten drei Einwände Losurdos gegen eine ahistorische, unpolitische und daher naive Betrachtungsweise des in der Tat universellen Wertes der Demokratie lassen sich in der Schlussfolgerung dahingehend zusammenfassen, dass „in einer konkreten Situation die Freiheit bestimmter politischer und sozialer Subjekte in Widerspruch geraten zu der Freiheit anderer politischer und sozialer Subjekte“ (Losurdo 2001, S. 22). Wir sind dabei ausgegangen von dem Gedanken Hegels, dass jede Dimension der Freiheit von allen anderen abstrahiert werden kann. Der in diesem Zusammenhang angesprochene Umstand, dass „diese Abstraktion nicht nur ein logischer Prozess, sondern auch eine reale Gegebenheit“ (Losurdo 1999, S. 189) ist, sollte anhand der drei Einwände Losurdos demonstriert werden. Er zeigt damit, dass sich „unter bestimmten Umständen die Koexistenz der verschiedenen Dimensionen der Freiheit als problematisch und sogar als unmöglich herausstellen kann, aber das bedeutet nicht, dass man die Dimension für (in eindeutig negativem Sinn) abstrakt halten muss, von der zu abstrahieren man gezwungen ist, wenn z.B. ein Ausnahmezustand eintritt“ (ebd.).

Der sich bereits jetzt abzeichnende zukünftige Konflikt zwischen den Metropolen des Westens und den um ihre Entwicklung und Gleichberechtigung ringenden Staaten der Dritten Welt wird diese Fragen wieder auf die Tagesordnungen der politischen Debatten setzen. Indem Losurdo den untergegangenen Realsozialismus in seine Analysen mit einbezieht, geht es ihm nicht darum, ihn nachträglich zu rechtfertigen. Er verweist vielmehr auf vergleichbare Elemente in den Konflikten damals, heute und in Zukunft. Es ist sowohl ein Blick zurück als auch nach vorn. Es hat daher auch keinen Sinn, diese sich aus den realen geschichtlichen Herausforderungen ergebenden Reibungen, Widerstände und

Kontroversen mit guten Vorsätzen und eleganten Formulierungen leugnen zu wollen, auch wenn die von Losurdo so genannten „schönen Seelen der westlichen Linken“ vor dieser Einsicht entsetzt zurückweichen werden.

Im Text werden folgende Abkürzungen benutzt:

MEW: K. Marx –F. Engels, Werke, Berlin, Dietz, 1955 ff.

GW: B. Brecht, Gesammelte Werke, Frankfurt/M., 1972

Literatur

- Huntington, Samuel P. (1996), *The Clash of Civilisations and the Remaking of World Order*, New York
- Jünke, Christoph (2000), Auf zum letzten Gefecht? Zur Kritik an Losurdos Neostalinismus; in: *Utopie kreativ* 118, S.778-785
- Kebir, Sabine (2001), Laufsteg zur Chancengleichheit. Vom Absterben des Staates; in: *Freitag* 37 vom 07.09.01
- Losurdo, Domenico (1993), Marx und die Geschichte des Totalitarismus; in: *Topos. Internationale Beiträge zur dialektischen Theorie* 1, S. 55-75
- ders. (1994), Demokratische Revolution oder Restauration? Über den Zusammenbruch des „realen Sozialismus“ in Osteuropa; in: *Topos* 3, S. 59-92
- ders. (1995), Nach dem Zusammenbruch: Rückkehr zu Marx?; in: *Topos* 5, S. 95-117
- ders. (1998), Liberale Tradition, Freiheit und Exklusion; in *Z* 36, S. 130-144
- ders. (1999), Abstrakt/Konkret. Hegel, Nietzsche, Marx (und die marxistische Theorie); in: *Topos* 13/14, S.165- 196
- ders. (2000), Der schwierige Universalismus. Menschenrechte, sozialer Konflikt und geopolitische Kontroverse; in: *Topos* 15, S. 109-147
- ders. (2000a), Imperialismus und historische Bilanz des Sozialismus; in: *Topos* 16, S. 67-84
- ders. (2000b), Imperialismus und nationale Frage, in: *Unsere Zeit* vom 17. März 2000
- ders. (2000c), Flucht aus der Geschichte, Die kommunistische Bewegung zwischen Selbstkritik und Selbsthass, *Marxistische Blätter Flugschriften* 01, Essen, 54 S.
- ders. (2000d), Der Marxismus Antonio Gramscis. Von der Utopie zum kritischen Kommunismus, Hamburg, 174 S.
- ders. (2001), Die Demokratie als universeller Wert, in: *Marxistische Blätter* 1/01, S. 15-23
- Luxemburg, Rosa (1972), *Politische Schriften*, Bd. 2, S. 20, Frankfurt am Main/Wien
- Kosmos Psychopedis (2001), Stichwort Hegelianismus in: *Historisch-Kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 5, Hamburg 2001, Spalte 1238

Sozialismus – ein aporetisches Projekt

Der Sozialismus hat als konkretes System von Ideen, Werten, Normen ideale Widersprüche zur Grundlage, die ein Reflex der Widersprüche der anvisierten Realität sind. Die sozialistische Gesellschaft bildet ein Ganzes gegenläufiger Tendenzen, Prozesse und Komponenten, die einander ausschließen und zugleich bedingen, die eine bewegliche Einheit bilden. Der historische Sinn des Sozialismus ist die Beherrschung und planmäßige Gestaltung der Vergesellschaftung der Menschen durch diese selbst zum Zwecke materieller und kultureller Wohlfahrt sowie freier Entwicklung der Individuen. Ein spezifizierender Ausdruck der immanenten Gegenläufigkeit der Systemeinheit des Sozialismus sind Einheit und Widerspruch von Zentralismus und Dezentralismus. Zentralismus bedeutet gesamtgesellschaftliche Regelung und Kontrolle des sozialen Lebens, Dezentralismus Autonomie der den Sozialismus bildenden Individuen, Gruppen und Gemeinschaften.

Gesellschaftliche Ordnung aus Zentralismus und Dezentralismus

Eine konkret gegebene sozialistische (Einzel-)Gesellschaft ist – theoretisch gesehen – ein Ganzes unüberschaubar vieler handelnder Subjekte verschiedener Existenzweisen, das eine soziale Ordnung und Regelung erfordert, die die Gesellschaft in eine den Individuen förderliche Bewegung und Entwicklung bringt. Die Gesellschaft bildet ein System, das sich vermittels gesellschaftlicher Steuerung und Regulierung effizient entwickeln soll. Doch besteht eine Problemantonomie darin, daß das System sowohl einer ex-ante-Regulierung als auch einer ex-post-Regulierung unterliegt – einer Steuerung von 'oben' wie auch von 'unten'. Der staatssozialistische Ansatz setzte – im Einklang mit Ideen von Marx und Engels – auf ex-ante-Regulierung, da im anderen Fall der gesellschaftliche Zusammenhang sich den Individuen und Institutionen gegenüber verselbständigend und Entfremdung die Beziehung zwischen den Handelnden und ihren gemeinschaftlichen Produkten bestimmen würde. Der staatssozialistische Weg wies eine gewisse Folgerichtigkeit auf, sein Scheitern offenbarte die theoretische Defizienz, den Mangel an Dialektik in Theorie und Praxis, das Verkennen der Bedeutung und der Rolle der Widersprüche einer sozialistischen Gesellschaft.

Die gemeinschaftliche Regelung und Kontrolle des sozialen Lebens bedarf der Selbstregelung und -kontrolle der subordinierten Einheiten des Soziums, der freien und selbstbestimmten Entfaltung der schöpferischen Kräfte des gesamten Volkskörpers, der Individuen und verschiedenartigen Gemeinschaften. Diese widersprüchliche Konstellation kann als partizipative Demokratie gefaßt und realisiert werden: die Steuerung des gesellschaftlichen Lebens erfolgt auf der Grundlage der aktiven und eigenverantwortlichen Teilnahme der Ge-

sellschaftsglieder an der Formulierung und Durchsetzung der gesellschaftlichen Regularien. Das schließt die Offenheit der gesellschaftlichen Leitungsinstanzen für Kontrolle und Kritik von 'unten' ein; die maßgeblichen Gruppen und Personen unterliegen der Rechenschaftspflicht dem Volke gegenüber, sie sind absetzbar, ihre Machtbefugnisse sind begrenzt und zeitweilig – Bestimmungen, die im DDR-Sozialismus auch nur zu denken nicht erlaubt war. Der Staatssozialismus verkörperte die Verhärtung einer Seite des widersprüchlichen Verhältnisses, das dadurch um seine positiven Wirkungsmöglichkeiten gebracht wurde.

Zentralismus erwächst aus der für ein gesellschaftliches Systemganzes bestehenden Notwendigkeit, seine Bewegung und Entwicklung an Zielen, Werten und Normen zu orientieren, was an vorausschauende Planung gebunden ist. Die Realisierung einer plankonformen Bewegung setzt eine Ordnung des Handelns der vielfältigen Akteure voraus, bedingt die Steuerung der das Ganze formierenden Tätigkeiten, die als ordnungspolitischer Faktor im Medium gemeinschaftlicher Disziplinierung wirksam wird. Anarchie und unregelmäßige Autarkie der einzelnen verhindern die geordnete Bewegung eines sozialen Systems, darum ist einsichtig befolgte Verhaltensregulierung unerläßlich. Im DDR-Sozialismus war sie rigider äußerer Zwang, während es darauf ankommt, gesellschaftliche Regelung mit individueller und gemeinschaftlicher Selbstbestimmung zu verbinden: ein beweglicher Widerspruch, ohne den eine adaptive gesellschaftliche Systemordnung nicht denkbar ist. Der Widerspruch besteht darin, daß die dem Ganzen subordinierten Akteure nach eigenen Interessen und Antrieben handeln, zugleich aber das Ganze im Blick haben und dessen Belange verfolgen sollen. Das kann auf dem Wege demokratischer Vermittlung geschehen, indem die partikularen Interessen dialektisch als Interessen des Ganzen gewußt und betätigt werden. Sie werden integrativ in das Ganze eingebracht, was Beschränkungen auf den sedimentierten Ebenen notwendig zur Folge hat. Das System ist keine mechanische Summe des Einzelnen und Besonderen, sondern eine übergreifende Einheit. Bewußtheit auf allen Ebenen des Soziums ist Ferment erfolgreicher Bewegung und Entwicklung, sie ist Einsicht, die zur Freiheit wird. Die Gewichte sind gleichverteilt: Erforderlich ist die Verwirklichung des Gesamtinteresses aller, gleicherweise unerlässlich aber ist die Wahrnehmung der besonderen Interessen der Individuen, Gemeinschaften und sozialen Gruppen.

In vielen Bereichen der Gesellschaft sind disziplinierende Regelungen geboten; Arbeitsregimes sind in allen komplexen Tätigkeiten unerlässlich, sie bedingen die normengeleitete Einfügung des einzelnen Handelns in das größere Ganze, Anarchie und verabsolutierte Spontaneität wären kontraproduktiv. Das gilt auch für das Verhalten der Staatsbürger in rechtsstaatlicher Ordnung. Ohne Elemente von Zwang in Recht, Politik, Kultur, allgemeiner Verwaltung kann die Gesellschaft nicht bestehen. Entscheidend ist, daß die disziplinierende Verhaltensnormierung auf demokratischem Wege zustandekommt und verbürgt wird, daß der/die einzelne von der Erarbeitung und Durchsetzung der allgemeinen Ordnung als aktive(r) Bürger(in) betroffen ist. Daß eine exklusive Gruppe von Politikern über Wohl und Wehe des Volkes und des Staates

diktatorisch entscheidet, ist ausgeschlossen. Eigenverantwortung der je besonderen Akteure – Kommunen, Wirtschaftseinheiten, formelle und informelle Gruppen – ist Grundlage ersprießlicher Bewegung des Systemganzen. Parlamentarische und außerparlamentarische Kontrolle der Macht vermögen die Persönlichkeitsentwicklung des einzelnen politisch abzusichern.

Doch sind die Kennzeichnungen sozialistischer Demokratie an Voraussetzungen gebunden, die in der Realität wohl kaum zu erreichen sein dürften. Diese Kennzeichnungen sind problematisch, insofern sie ein gemeinsames Interesse aller an der sozialistischen Gesellschaft voraussetzen. Aber das Konzept umfassender Demokratie konterkariert diese Annahme, indem sie das Recht an der Bekundung eigener – auch nichtsozialistischer – Positionen festsetzt. Es kommt zu Divergenzen und Konflikten zwischen den politischen Repräsentanten der sozialen Klassen und Gruppen mit der Möglichkeit der legalen Restauration des Kapitalismus. Das umso mehr, als der Sozialismus nach allen bisherigen Erfahrungen infolge unausgereifter bzw. nicht tragfähiger ökonomischer, politischer und kultureller Konzepte und Strategien bislang nicht fähig ist, im Wettbewerb mit dem Kapitalismus relativ kurzzeitig ein angemessenes Lebensniveau der Bevölkerung sicherzustellen. Eine diktatorische Unterdrückung sozialismuskritischer oder -feindlicher Kräfte wie im Staatssozialismus würde dem Prinzip freier kritischer Öffentlichkeit widersprechen. Daraus entsteht eine schwer zu meisternde Aporie. Ihre Auflösung kann vermutlich nur im Wege schrittweiser Veränderung der Gesellschaft durch Reformen erfolgen, hinter denen hinreichend große Bevölkerungsgruppen stehen, die den sozialistischen Konzepten und Prozeduren Chancen zur Bewältigung anstehender gesellschaftlicher Probleme zutrauen und sich dafür engagieren. Das betrifft materielles und kulturelles Wohlergehen, Entwicklung der Produktivkräfte, politische Freiheiten und Rechte sowie Schutz und Erhaltung der Natur. Solchen Erwartungen und Handlungen steht ein mächtiger, global agierender Gegner gegenüber: das transnationale Kapital, das Mittel besitzt, Reformen, die seine Macht gefährden könnten, entgegen zu wirken. Internationale Verständigung und Aktionen linker, progressiver Kräfte sind gefordert, sollen dem Kapital beherrschende Positionen in Wirtschaft und Gesellschaft entrissen werden. Das erfahrungsgestützte Bewußtsein der Menschen kann eine Quelle positiver Gesellschaftsveränderungen sein, gegen die auch das internationale Kapital schwer ankommt. Die Frage ist freilich, wie die gegenwärtig zahlenmäßig sehr bescheidenen prosozialistischen Kräfte einen solchen Masseneinfluß gewinnen, daß substantielle Gesellschaftsreformen im Zeichen sozialistischer Konzepte möglich werden. Die Aussichten sind gering, und so tut sich der weitere Widerspruch auf, daß das, was an sich vernünftig und rational wäre, von der Mehrzahl der Menschen nicht angenommen und von seinen Protagonisten kaum konzeptionell und praktisch bewältigt wird.

Zentralisierung ist ebenso notwendig wie Dezentralisierung, jene bündelt die gesellschaftlichen Kräfte und Potenzen, diese ist der Raum und die Form ihrer eigenständigen Entfaltung. Betriebe, Kommunen, politische und kulturelle

Bewegungen als Weisen der Selbstorganisation, letztlich die Selbstbestimmung der Individuen sind Elemente einer sinnvollen Dezentralisierung von Interessen und Tätigkeiten, notwendige Daseinsformen der Demokratie, ohne die Sozialismus nicht existenz- und lebensfähig ist. Planung ist in allen Gesellschaftsbereichen, namentlich in der Wirtschaft, notwendig, doch muß sie dezentral unteretzt sein, die selbsterarbeiteten Konzepte und Praktiken der differierten sozialen Akteure in sich aufnehmen, denn im Elementaren der Gesellschaft wachsen entscheidende Potenzen positiver gesellschaftlicher Bewegung. Überzogener Zentralismus führt nicht zur Freiheit, sondern zur Unfreiheit.

Wirtschaft: Aufhebung der Entfremdung

Marx entwickelte die Idee „einer produktionsgenossenschaftlichen Ordnung der künftigen Gesellschaft; in ihr werde eine dezentrale Assoziation sich selbst verwaltender Produzenten bestehen, die der rigiden staatlichen Kontrolle der Produktion, die stets die Gefahr des Despotismus in sich berge, überlegen sei.“¹ Das von Marx entwickelte Konzept besitzt eine demokratische Zielrichtung, es schließt eigenverantwortliche Mitwirkung der Produzenten am Betriebsgeschehen und an der gesellschaftlichen Organisation der Produktion ein. Doch ist es für ein Sozialismus-Konzept heutiger Zeit, das die ökonomisch-technisch hochentwickelte moderne Produktion zugrundelegt, kaum hilfreich, auch wenn Betriebe kleinerer Dimension einen Großteil der Ökonomie bestreiten. So wie die politische Ordnung der sozialistischen Gesellschaft in Selbständigkeit und Autonomie ‚unten‘ gründet, so sind auch, damit korrespondierend, plurale Eigentumsformen mit Einschluß privaten Eigentums sinnvoll, die eine wirtschaftliche Ordnung der Selbstbestimmung ökonomischer Subjekte bedingen. Doch ist diese Voraussetzung mit komplizierten Widersprüchen behaftet. Sie resultieren aus der objektiv gegebenen Intention der Eigentümer, ihren Verfügungs- und Aktionsbereich zu eigenem Nutzen zu erhalten und im Wettstreit mit anderen – unter Konkurrenzbedingungen – zu erweitern. Nach Ansicht von Marx und Engels bedeutet das Herrschaft des Produkts über die Produzenten, Entfremdung, gesellschaftliche Unfreiheit, die sich in ökonomisch und sozial defizitärer Situation der Individuen niederschlägt.

Der Staatssozialismus war auf seine Art konsequent, indem er alle kapitalistischen Verhältnisse und Tendenzen zu beseitigen und staatliches Eigentum auf allen Stufen des wirtschaftlichen Prozesses durchzusetzen trachtete. Das bedingte rigide zentrale Planung und Leitung, mit dem Ergebnis des Ersticken von Innovation und Effizienz, und führte schließlich zum Desaster. Ohne marktwirtschaftliche Strukturen mit freiem Handel und Austausch nach Werten scheint erfolgreiches Wirtschaften in heutiger Zeit kaum möglich zu sein. Andererseits hat ein ungebremster, nicht regulierter Wettbewerb autonomer Produzenten ein ähnlich desaströses Ergebnis, indem die Kapitalbesitzer ihre Interessen ohne Berücksichtigung sozialer Wohlfahrt verfolgen und die so-

¹ G. Stiehler, Kommunismus – Ideal und praktische Bewegung, in: Z 33 (März 1998), S. 77.

zialen Existenzbedingungen aller mit Unsicherheit belasten. Krisen und Massenarbeitslosigkeit sind die unvermeidlichen Folgen einer nicht beherrschten ökonomischen Vergesellschaftung. Der Widerspruch besteht zwischen der Autonomie ökonomischer Subjekte und der Notwendigkeit gesellschaftlicher Rationalität in Form von Planmäßigkeit und wirtschaftlicher Steuerung. Diesen Widerspruch konzeptionell und real-praktisch mittels einer nicht-kapitalistischen Organisation der Gesellschaft aufzulösen, ist eine Aufgabe, vor der jede sozialistische Bewegung steht, wofür aber bisher tragfähige Ansätze kaum zu erkennen sind. Der Zentralismus darf nicht despotisch sein, sondern muß Initiativen auf allen Ebenen der Gesellschaft fördern, er muß sich gleichsam selbst zurücknehmen. Der Wettbewerb sollte so beschaffen sein, daß er, bei Ausscheidung nicht Wettbewerbsfähiger, ökonomischen und gesellschaftlichen Fortschritt fördert. Der Weg der universellen Verstaatlichung, den der Staatssozialismus beschritt, hat sich ökonomisch und sozial als untauglich erwiesen. Privates und gesellschaftliches Eigentum mit weitgehender Entscheidungs- und Verfügungsfreiheit der Akteure bei staatlicher Rahmensetzung scheint ein zukunftsfähiger Weg zu sein, bei dem freilich unklar ist, wie er in der Praxis erreicht werden soll. Großes kapitalistisches Eigentum ist in der Gegenwart mit öffentlichem Eigentum verquickt, so daß eine strenge Trennung zwischen Privatwirtschaft und öffentlicher Gemeinwirtschaft kaum durchführbar ist: der Widerspruch zwischen privat und gesellschaftlich vermittelt sich mit sich selbst und hebt sich dadurch partiell auf.² Die praktisch-politische Form dieser Vermittlung ist die regulierende Tätigkeit des Staates, sofern er konsequent demokratisch, der gemeinschaftliche Wille der Staatsbürger in ihm maßgeblich ist. Die Bewegung und Lösung der Widersprüche der kapitalistischen Vergesellschaftung erlangt eine politische Form, sie erfordert auf nicht-kapitalistische Vergesellschaftung zielende politische Aktivitäten. „Folglich kommt es darauf an, den Einfluß der tonangebenden Geschäftswelt, der Monopole, auf alle Facetten der Gesellschaft und auf den Staat einzuschränken und schließlich zu Überwinden.“³ Wenn sich die Bevölkerung überzeugt, daß eine allseitige Demokratisierung von Staat und Wirtschaft ihren fundamentalen Lebensinteressen entspricht, kann die Übermacht des Kapitals mit seinem alles beherrschenden Profitprinzip zurückgedrängt werden.

Trotzdem bleiben den Kapitaleignern, die über die Existenzgrundlagen der Gesellschaft, soweit sie ihr Eigentum sind, weitgehend autonom verfügen, Möglichkeiten, dem steuernden Wirken des Staates, wenn es ihren Interessen widerspricht, entgegenzutreten. Die in privatem (monopolisiertem) Eigentum gründende Macht ist eine nur schwer zu bezwingende Barriere gegen antimopolistische Bestrebungen.

² Vgl. H. Schui, Staat, Klasseninteressen und Markt im entwickelten Kapitalismus, in: Z 46 (Juni 2001), S. 57.

³ Ebenda, S. 55.

Gemeinschaftliches Eigentum als Faktor der Befriedigung vielfältiger materieller und kultureller Grundbedürfnisse ist in einer sozialistischen Gesellschaft der vorherrschende Eigentumstyp; mit ihm kann, bei rationeller Planung und Wirtschaftsorganisation sowie rechtsstaatlich-demokratischen Freiheiten, die den Kapitalismus kennzeichnende Entfremdung der Produzenten gegenüber der Produktion abgebaut und sukzessiv überwunden werden. Vergesellschaftung ist nicht Verfügung des Staates über die Produktionsmittel, sondern Übernahme der gemeinschaftlichen Produktion durch die Gesellschaft mit ihren Zwecken und Interessen als das dialektische Ganze der Bedürfnisse, Ziele und Interessen der Individuen. Konsequente Demokratie ist ihre politische Form.

Planung, Markt und Demokratie sind Säulen einer erfolgreichen Wirtschaft im Übergang zum Sozialismus und in dieser Gesellschaft. Die Pläne sind nicht Ausfluß zentralistisch-bürokratischer Beliebigkeit, sondern werden von wirtschaftsleitenden Organen im Zusammenwirken mit den Werktätigen und den Betriebsleitungen aufgestellt, sie zielen, indem sie wirtschaftliche Kenngrößen festlegen, auf die Mobilisierung individueller, betrieblicher, kommunaler und gesamtgesellschaftlicher Leistungspotenziale. Freie Diskussion ist Lebenselement einer sozialistischen Planung, die dem bürokratischen Sozialismus – trotz einiger positiver Ansätze („Gegenpläne“) – im Grunde fremd war. Eine sozialistisch-demokratische Wirtschaftsorganisation hat den Charakter individueller, gemeinschaftlicher und gesellschaftlicher Selbstorganisation, da die Vorzüge einer im Gemeineigentum gründenden Gesellschaft nicht zentral gesteuert und verordnet werden können. Eine notwendige Ergänzung – wenn auch stark umstritten – ist die regulierende und stimulierende Macht des Marktes, an der sich demokratisch erarbeitete Planentscheidungen messen lassen müssen. Damit kommt ein Moment der Unsicherheit und partiellen Entfremdung in den ökonomischen Prozeß.

Die Aporie der Planung besteht darin, daß die sozialistisch organisierte Wirtschaft kein identisches Subjekt ist, dessen Verhalten zentral gesteuert werden könnte, sondern sich aus der Selbstorganisation der Betriebe und anderer subordinierter Einheiten aufbaut. Die Planung sollte am Markt und damit an den Bedürfnissen der Konsumenten orientiert sein; die Produktion findet für marktformige, geldvermittelte Bedürfnisse statt. Diese ergeben sich aus der Dialektik von Erzeugung und Verbrauch (Produktion und Konsumtion) sowie aus der natürlichen und sozialen Verfaßtheit der Individuen. Die zentrale Planung kann daher überwiegend nicht indikativ sein. Es entsteht eine kaum vermeidbare Unschärfe von Planungsaussagen und -prozessen, was als sich reproduzierende Entfremdung angesehen werden kann. Planung sollte demokratisch-partizipativ erfolgen und die zentrale Regulierung der Wirtschaft nur allgemeine Ziele und Rahmenbedingungen setzen, an denen sich die Betriebe und anderen Akteure orientieren. Das berührt nicht die Notwendigkeit verbindlicher ökonomischer, juristischer und anderer Verhaltensnormen für das Wirtschaftsleben. Die Einheit partizipativer und kooperativer Planung verbindet flexibel ex-ante- und ex-post-Regulierungen. Ihre Basis ist an Kundenwünschen orientiert und mit den Ideen und Erfahrungen der Produzenten

vermittelt. Zentrale Rahmenplanung, staatliche Wirtschaftsprogramme, Kredit- und Geldpolitik, Steuerrecht usw. sind Mittel, mit denen die politisch organisierte Gesellschaft ihre ökonomischen Interessen zur Geltung bringt.

„Marktwirtschaft“ und „Planwirtschaft“ sind theoretische Vereinfachungen, Kürzel, Abstrakta. Ein sich selbst regulierender Markt könnte die Gesellschaft in Chaos und Anarchie auflösen, allein ex-post gestaltet können Wirtschaft und Gesellschaft nicht bestehen. Aber auch eine Planwirtschaft, die die regulativen Kräfte des Marktes nicht beachtet, führt letztlich ins Desaster – der Staatssozialismus bewies es –, da die mannigfachen Detailprozesse von Produktion und Konsumtion nicht zentral festgelegt und gesteuert werden können. Trotz aller vorgebrachten Bedenken ist eine rationale Verbindung von Plan und Markt für eine künftige sozialistische Gesellschaft unverzichtbar, auch wenn durch den Markt ein Element der Unsicherheit und Unwägbarkeit in den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prozeß kommt. Eine hermetische, sich konfliktfrei selbst organisierende und genügende Gesellschaft gibt es nicht; insofern ist die Vision eines dauerhaft stabilen Sozialismus eine realitätsferne Utopie. Während aber im Kapitalismus die Marktprozesse mit sozial negativen Wirkungen verbunden sind, Arbeitslosigkeit und Ausbeutung bedingen, muß eine sozialistische Gesellschaft Wege und Methoden finden, um Wettbewerb und Markt in sozial verträgliche Bahnen zu leiten. Das bedeutet eine partielle Aufhebung der Geltungsmacht des Marktes; Markt und Wettbewerb werden respektiert wie auch restringiert – ein Widerspruch, der steuernde Maßnahmen des Staates erheischt. Die Erzeugung der Produkte und Leistungen als Waren und der Austausch zu gleichen Werten widersprechen der auf Marx und Engels zurückgehenden Theorie des Sozialismus, dennoch kann auf sie im Interesse der Wohlfahrt der Menschen nicht verzichtet werden. Die im Staat und in anderen politischen Organen wie auch immer begrenzt sich kristallisierende Bewußtheit ist ein widerspruchsvoller, offener, dynamischer Prozeß, und die Ideen von Marx und Engels über einen Gesamtplan frei vereinigter Produzenten sind zurückhaltend zu beurteilen, umso mehr, als sie dessen Probleme und Konflikte nicht thematisieren, sie nicht ausloten. Die Teilnehmer am Markt müssen autonom in ihren Entscheidungen und Planungen sein, dennoch muß die Gesellschaft regulierend eingreifen, um negative soziale Wirkungen eines Verdrängungskampfes zu minimieren – ein Widerspruch, von dem offen ist, ob die sozialen Akteure bereit und fähig sind, an seiner prozessierenden Lösung zu arbeiten. Den Unternehmen muß ihr sozialer Zweck aufgedrungen werden: der Wohlfahrt des Volkes zu dienen und Gewinn auch in gemeinschaftliche Zwecke einzubinden. Doch ob privates Eigentum an Produktions- und Finanzmitteln zu einem solchen Verhalten genötigt werden kann, ist eine offene Frage, ein virulenter Widerspruch, da Eigentum seinem nächsten Zweck nach nicht auf die Belange des Soziums, sondern auf die des jeweiligen Eigentümers gerichtet ist. Das gilt besonders von privatem Eigentum, doch auch von allen anderen Eigentumsformen. Aus den Austauschprozessen baut sich die Gesellschaft als Komplex von Handlungen konkreter Subjekte nach frei verfügbaren (Eigentums-)Bedingungen auf. Der soziale Impetus des Handelns soll indes nicht erst post festum, sondern bereits

als leitende Instanz auf das Wirtschaftsgeschehen einwirken. Das kann offenbar durch Rahmensetzungen vielfältiger Art, durch Normative geschehen, die die Autonomie der Eigentümer-Subjekte sowohl anerkennen als auch einschränken. Eigentum zielt auf das Eigene, gegen das Fremde; aber das schließt nicht aus, daß das Eigene auch für das Fremde genutzt werden kann und muß. Das besondere Verfügungsrecht ist die historisch bedingte Form, in der die Gesellschaft ihren Lebensprozeß materiell sanktioniert und organisiert. Eigentum, das seiner Natur nach als Selbstzweck fungiert, ist vom Standpunkt der Gesellschaft aus ein historisch bestimmtes Mittel, die Gesellschaft prospektiv zu erhalten, zu entwickeln. In der sozialistischen Gesellschaft wird dieser Zweck zum gesellschaftlich bestimmenden Motiv, doch schließt das die Anerkennung der Zwecksetzung der besonderen Eigentümer u.a. Akteure nicht aus. Dieser Widerspruch ist ein Treibsatz der sozialistischen Gesellschaft, den zu regulieren und progressiv zu gestalten zu den schwierigen Aufgaben gehört. An die Stelle des anonymen Profitmechanismus, der blind wirkenden Marktkräfte tritt ein Regelwerk gesellschaftlich erarbeiteter Entscheidungen, das partikularisiertes Gewinnstreben regulativ mit kalkuliertem Nutzen für das Sozium verbindet. Insbesondere handelt es sich darum, die mit dem segmentierten Handeln der Eigentümer verbundenen sozial problematischen Folgewirkungen abzufangen und durch Eingriffe in deren Verfügungsrechte das Wohl des Volkes zu fördern. Einsicht auf Seiten der Unternehmen sollte den Widerspruch mit den besonderen Verfügungsinteressen positiv lösen helfen, wozu staatliche Regulative beitragen.

Bei pluralen Eigentumsformen ist das Gemeineigentum – das Eigentum der ‚assozierten Produzenten‘ (Marx) – diejenige sozialökonomische Form, in der die Aufhebung der Entfremdung der Produzenten vom Produkt einen entwickelten Stand erreicht. Bei hinreichendem Gewicht dieser Eigentumsform kann die sozialistische Gesellschaft die Lenkung des ökonomischen Gesamtprozesses, unter Gewährleistung sozialer Belange der Produzenten und aller Individuen, erfolgreich praktizieren. Bedingung ist, daß die dem Gemeineigentum potentiell innewohnenden positiven Momente – hohe Leistungskraft und reale Vergesellschaftung – umfassend zur Geltung kommen.

Gemeineigentum ist eine wesentliche Potenz sozialer Gleichheit, es schränkt die mit anderen Eigentumsarten verbundenen Tendenzen sozialer Ungleichheit ein und kann die sozialistischen Zielvorstellungen von Gleichheit und Gerechtigkeit ökonomisch fundieren. Allerdings müssen sie in allen Bereichen der Gesellschaft – ökonomisch, politisch, kulturell – durchgesetzt werden. Auf diesem Wege ist die Aufhebung der Entfremdung nähergebracht; eine ‚Überwindung‘ der Entfremdung ist indes bei marktformigen Austauschprozessen, die stets ein Moment der Suprematie der gesellschaftlichen Verhältnisse über die sich verhaltenden Individuen besitzen, schwer vorstellbar.

Kritische Öffentlichkeit, selbstbestimmte Individuen

Ein entscheidender Mangel des untergegangenen Staatssozialismus war die zentral gesteuerte Verwaltung des Menschen. Bei Elementen sozialer Befrei-

ung der Individuen bestanden erhebliche Defizite in politischen Freiheitsrechten, einer kritischen Öffentlichkeit als Gegenmacht zu den Herrschaftspraktiken der Oberen. Zentralisierung wurde zur Despotie (Marx), indem sie jede offene Diskussion der die Gesellschaft bewegenden und betreffenden Fragen abschneidet. Theoretischer Hintergrund war die Vorstellung vom Sozialismus als einer hermetischen Gesellschaft ohne die Brisanz objektiver und subjektiver Widersprüche.

Das negative Beispiel des Staatssozialismus lehrt, wie eine der Demokratie verpflichtete sozialistische Gesellschaft beschaffen sein muß. Doch sollte man sich über die Probleme einer öffentlichen kritischen Erörterung des Gesellschaftslebens nicht täuschen: Die kritische Öffentlichkeit ist ein Bündel von Widersprüchen und Konflikten, da in ihr auch Positionen zur Sprache kommen, die den Sozialismus ablehnen. Die Annahme, alle sozialen Subjekte seien für den Sozialismus, kollidiert mit der Praxis einer Gesellschaft, in der der offiziellen Bekundung nach Privateigentum, Wettbewerb („Konkurrenz“) und Gewinnstreben zugelassen sind. Eine solche Gesellschaft könnte ohnehin nur im Maßstab mehrerer fortgeschrittener Länder bestehen. Zwar kann im gesellschaftlichen Überbau, in Theorie und Ideologie, die Kraft des Arguments für den Sozialismus Gewicht erlangen, doch in den ökonomischen Verhältnissen geht es um harte Fakten. Bei ihnen spielt Leistung, Effizienz die maßgebliche Rolle. Die sozialistische Gesellschaft muß den Bürgern positive Erfahrungswerte vermitteln, was auch von wirtschaftlichen Erfolgen abhängt. Es besteht ein Widerspruch zwischen der Bedeutung affirmativer Einstellung zum Sozialismus und den in den Anfangsetappen unter Umständen nur mäßigen wirtschaftlichen Ergebnissen. Daraus resultiert das Problem, auch bei nicht ausreichenden wirtschaftlichen Leistungen die Bevölkerung für den Sozialismus zu gewinnen. Das kann u.a. durch soziale Sicherheit geschehen – die ebenfalls an ökonomische Leistungen gebunden ist – und muß sich auf politische Freiheit und Rechtsstaatlichkeit, ein Klima öffentlichen Diskurses, stützen. Doch wird auch das vom ökonomischen Entwicklungsstand beeinflusst. Das affirmative Bewußtsein der Bevölkerung ist eine Potenz des Sozialismus; es kann nicht durch Indoktrination erreicht werden, sondern muß sich auf reflektierte Erfahrungen, auch angesichts von Problemen und Schwierigkeiten, gründen. Sachgemäße Information, im Gegensatz zu der staatlich praktizierten Heimlichtuerei in der DDR, vermag die Gesellschaft mit dem sozialistischen Staat zu verbinden. Sie schafft eine Vertrauensbasis, ohne die ein Leben in Würde und Freiheit nicht denkbar ist.

Doch ist die sozialistische Gesellschaft keine bloße Diskursgemeinschaft, in der herrschaftsfrei Argumente ausgetauscht werden und das bessere Argument siegt. In der Gesellschaft geht es um Machtfragen, und die sozialistische Gesellschaft muß die politische (staatliche) und gesellschaftliche Macht nutzen, um sozialistische Positionen zu stärken und antisozialistische Positionen zurückzudrängen. Das ist bei pluralen Eigentumsformen und Ideologien ein schwer zu bewältigender Widerspruch. Ohne in das staatssozialistische Zwangssystem zu verfallen, wird die sozialistische Gesellschaft mit demokra-

tischen Methoden alles fördern, was dem Sozialismus gemäß ist. Es wird zu Auseinandersetzungen und Kämpfen kommen; der Sozialismus kann schwerlich als eine konfliktfreie Gesellschaft gedacht und gestaltet werden. Voraussetzung für die Beherrschung der Konflikte ist, daß durch Wahlen sozialistische Kräfte in Schlüsselstellungen der Macht gelangt sind. Man kann den Sozialismus in leuchtenden Farben ausmalen, doch bleibt er zunächst Vision, Utopie. Die Frage ist, ob die Ideale von Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen Bestand haben. Die Gesellschaft richtet sich nicht nach Idealen, sondern nach den Ergebnissen realer Kämpfe gesellschaftlicher Kräfte. Und da muß sich zeigen, ob Vorstellungen und Praktiken sozialistischen Charakters sich in einem Kräftefeld sozialer, politischer, ökonomischer Antagonisten behaupten. Es besteht ein Widerspruch zwischen den sozialistischen Idealen und der Chance, sie ins reale Leben umzusetzen.

Das gilt auch für die prospektierte Stellung des Individuums in der sozialistischen Gesellschaft. Gegenwärtig ist ein starker Trend der Individualisierung mit teils positiven, teils negativen Attributen wirksam. Die vom Profitprinzip dominierte Gesellschaft heißt jeden einzelnen, nach seinem Vorteil, oft auf Kosten anderer, zu streben, was moralischen Werten widerstreitet. Dagegen setzt der an Marx und Engels orientierte Sozialismus die Idee „einer Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“ (Kommunistisches Manifest). Doch ist es eine offene Frage, ob das in einer auf Warenproduktion und Wettbewerb gegründeten Gesellschaft gelingen kann – sofern man den Sozialismus an diese Kategorien bindet. Nach den Vorstellungen von Marx und Engels sollte alle Produktion in den Händen der „assoziierten Individuen“ konzentriert sein; die Assoziation war gedacht als eine auf soziale Gleichheit gegründete Interessen- und Wertegemeinschaft. Die freie Entwicklung des Individuums ist jedoch von den gesellschaftlichen Verhältnissen abhängig und keineswegs – wie der Text von Marx und Engels suggerieren könnte – für sich genommen Springquell der freien Entwicklung aller. Limitierungen der Entwicklung der Persönlichkeit sind bei der angedachten Pluralität von Eigentumsformen nahezu unvermeidlich, wenn die Persönlichkeitsentwicklung nicht lediglich als abstrakter Bildungsprozeß gedacht ist. Die Umwälzung der überkommenen gesellschaftlichen Verhältnisse ist Voraussetzung. Doch kann in der heutigen Gesellschaft das Prinzip der Solidarität, der Fürsorge füreinander auf Grundlage gewußten Selbstwerts durchaus Platz greifen, und das ist nicht von ökonomischen Bedingungen (allein) abhängig, sondern von der Persönlichkeit, die der Humanität und der Achtung der Würde des Menschen sich verpflichtet weiß. Darin besteht ein Fokus freier Entwicklung des einzelnen, die von (selbst-)kritischer Reflexion und einem sittlichen Pathos geleitet wird; Gerechtigkeit und teilnehmende Liebe sind ihre Prinzipien.⁴ Im Sozialismus sind Mitwirkung an der Macht auf den verschiedenen Ebenen ihrer Ausprägung und freie Be-

⁴ V. Bialas, Von der Leistungsethik zur solidarischen Weltgesellschaft, in: Marxistische Blätter 1/2000, S.28.

stimmung über das eigene Leben im Rahmen sozialer Konstellationen Normen der Stellung des Individuums zur Gesellschaft. Doch muß bedacht werden, daß die Individuen nicht sozial gleichgestellt sind, daß sie unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Gruppierungen angehören und Teilhabe an der Macht vor allem die Mitwirkung solcher Gruppierungen an der Herrschaft in Staat und Gesellschaft bedeutet. Selbstbestimmtheit des Individuums involviert immer auch Bestimmtheit durch die soziale Gruppe (Klasse). Allerdings hebt das nicht die moralisch-politische Forderung nach Selbstfindung, Selbstreflexion und eigenverantwortlicher Gestaltung des Lebens auf.

Der Platz des Individuums in der modernen Gesellschaft wird von den Eigentums- und Machtverhältnissen beeinflusst, auch der Entwicklungsstand der Informations-, Kommunikations- und Produktionstechnologien ist von Belang. Kommunikationssysteme wie Computer und Internet wirken auf die Lebenswelt des einzelnen in Arbeit und Freizeit ein. Heutige Produktionsverfahren werfen vielfach das Individuum auf sich selbst zurück. Die sozialistische Gesellschaft kann solchen objektiven Prozessen nicht durch Appelle zur Gemeinsamkeit gegensteuern und muß die reale Vereinzelung der Individuen berücksichtigen. Das hebt jedoch nicht die Bedeutung von Wegen und Formen der Vergemeinschaftung des Menschen auf, die eine Seite seiner Persönlichkeit sind. Auf sie wird die sozialistische Gesellschaft ihr besonderes Augenmerk richten müssen.

Es besteht ein ständiger und sich möglicherweise sich vertiefender Widerspruch zwischen Individualisierung und Gemeinschaftsbindung. Eine sinnvolle Selbstverwirklichung des Individuums bedarf anregender Gemeinschaft, doch enthält sie auch ein Moment der Abgrenzung von den anderen, der Selbstbezüglichkeit. Man muß berücksichtigen, daß die Berufarbeit einen tendenziell kleiner werdenden Anteil an der Lebenstätigkeit der Menschen ausmacht und damit ein sich vergrößernder Raum individueller Selbstgestaltung entsteht, der rational genutzt, aber auch vertan werden kann. Sozialistische Gesellschaftsverhältnisse bieten als solche keineswegs eine Garantie für sinnerfülltes Dasein des Menschen, vieles ist in die Selbstverantwortung des einzelnen gelegt, wozu die Gesellschaft materielle und ideelle Anreize finden und anbieten sollte. Dazu gehört die Förderung einer aktiven Lebenseinstellung und der Kommunikations- und Kontaktfähigkeit der Individuen untereinander. Vieles läuft über die gesellschaftliche Steuerung des Bewußtseins und eine moralische Erziehung, die den Selbstwert des einzelnen ebenso betont wie die fördernde Rolle der Gemeinschaft, sofern diese frei ist von autoritären und restriktiven Zwängen. Einer von der Profitherrschaft befreiten Gesellschaft sollte dies immer besser gelingen.

Wege zu einer menschenwürdigen Gesellschaft

Der Sozialismus als eine humane Gesellschaft zielt auf die komplexe Befreiung des Menschen. Die soziale Freiheit gilt für Individuum wie Gemeinschaft, sie schließt Freiheit von sozialer Not sowie die Chance der Entfaltung positiver

ver Persönlichkeitswerte des Menschen ein. Die sozialistische Gesellschaft setzt eine Moral in Geltung, die die Würde des Menschen in den Verhältnissen zwischen den Individuen, den Staaten und Völkern ebenso anerkennt wie sie den Schutz der Natur in den Blick nimmt. Der vergesellschaftete Mensch soll sich nach den sozialistischen Zielvorstellungen zum selbstbewußten gemeinschaftlichen Gestalter seines Lebens in allen sozialen Dimensionen machen. Freilich sind das Idealvorstellungen, die an den Realitäten, ihren objektiven Tendenzen und Möglichkeiten geprüft werden müssen. In der kapitalistischen Gesellschaft besteht eine die Menschen knechtende Geldherrschaft, und es ist schwer abzusehen, wie aus diesem objektiven Sein die Befreiung zu einer Gesellschaft, in der das Geld vom Selbstzweck zu einem untergeordneten Mittel des Austauschs zwischen Warenanbietern wird, vonstatten gehen soll. An das Bewußtsein, die Moral, zu appellieren, reicht nicht aus, da es die objektiven Verhältnisse sind, die die Menschen in die Entfremdung voneinander treiben, deren Ausdruck die alles beherrschende Macht des Geldes ist.

Aus der gegenwärtigen Gesellschaft müssen Brücken in eine andere, eine menschliche, gerechte, solidarische Gesellschaft gefunden und beschriftet werden, in der die Menschen über ihre Vergesellschaftung, und nicht diese über jene herrschen. Dabei sind alle Wege, Tendenzen und Möglichkeiten zu nutzen und auszubauen, die im Gegenwärtigen auf Künftiges deuten – immer vorausgesetzt, es finden sich genügend Menschen, die diese Möglichkeit der Verwirklichung näher bringen. Es bedarf des Drucks der objektiven Verhältnisse, ihrer Defizite und Chancen, die sich im Bewußtsein aufgeschlossener Individuen und Gruppen widerspiegeln und sie zum Handeln veranlassen.

Solche Wege und Tendenzen sind Demokratie am Arbeitsplatz, genossenschaftliches und kommunales Eigentum, Kontrolle der Unternehmensleitungen, Aufsicht über die Banken, Planung von Umwelt- und Ressourcenallokation, Arbeitszeitverkürzung u.a.⁵ Verteidigung und Ausbau bestehender sozialer und politischer Errungenschaften der Werktätigen sind ein Schritt auf diesem Wege.

Das Konzept der Reformen bezeichnet einen möglichen Weg der Überwindung kapitalistischer Gesellschaftsverhältnisse. Der Widerspruch besteht darin, gegenwärtig praktizierte Reformen, die nicht selten auf Druck der Werktätigen erfolgten, zu verteidigen und zugleich über sie hinaus zu gehen, ihre den Kapitalismus stabilisierende Tendenz aufzudecken und Menschen für weitergehende Reformen zu gewinnen, die bereits einen Aspekt sozialer Revolution enthalten. Parlamentarische und außerparlamentarische Opposition müssen zusammenwirken, um den Bedürfnissen der Bevölkerung, die häufig das Ungenügen praktizierter Reformen durch eigene Erfahrung erkannt hat, besser zu entsprechen. Dazu gehören auch Probleme und Konflikte der Menschheit als Ganzes: Erhaltung und Schutz der natürlichen Umwelt, internationale Abrü-

⁵ Vgl. Bericht über die Tagung „150 Jahre Manifest der Kommunistischen Partei“, in: Z 34 (Juni 1998), S. 193. Siehe auch S. Wenzel, Erfahrungen aus dem ersten Sozialismusversuch in Europa, in: Utopie kreativ, November 2001, S., 1021 ff.

stung und Vermeidung von Kriegen, gerechte ökonomische und politische Weltordnung, Solidarität zwischen Völkern und Nationen. Da die Belastung durch gegenwärtige Probleme universell ist, sollte es möglich sein, über nationale Grenzen hinaus Kräfte für eine globale menschenwürdige Gesellschaft zu mobilisieren. Daß die heute herrschenden Macht- und Eigentumsverhältnisse aufgebrochen werden müssen, erscheint unausweichlich, da sie eine wesentliche Quelle der verbreiteten Defizite in den Lebenslagen der Massen sind.

Dies ist das Moment der Revolution in den Reformen zur Veränderung der bestehenden Gesellschaft; Evolution und Revolution bilden eine Einheit und einen dialektischen Widerspruch, vorausgesetzt, der Reformweg zielt nicht bloß auf Modifikation des Bestehenden, auf Veränderungen im Rahmen der sozialökonomischen und -politischen Grundqualität, während es doch gerade auf deren sukzessive Aufhebung ankommt. Daß dazu das Einvernehmen hinreichend großer Bevölkerungsgruppen und entsprechendes Handeln notwendig sind, versteht sich; ebenso, daß der Widerstand der Sachwalter der bedrohten Machtverhältnisse sich potenzieren wird. In diesem Prozeß eskaliert der Widerspruch zum Konflikt, und seine perspektivische Lösung kann nicht ohne Erschütterung der Gesellschaft erfolgen. Demokratie in Wirtschaft, Gesellschaft und Politik, bei Einschränkung der Vorherrschaft der Kapitaleigner, ist die Bedingung für die Überwindung des Konflikts, die selbst nur im Raum der Bewegung und Lösung sozialer und politischer Antagonismen möglich ist. Soziale Bewegungen mit emanzipatorischem Anspruch, in die Individuen in freier Entscheidung eintreten, sind eine Form der Erarbeitung gesellschaftlicher Mittel der Konfliktbewältigung. Ansätze bestehen in alternativen Produktions-, Beschäftigungs- und Lebensformen, die schon in der Gegenwart Konturen des Künftigen erkennbar machen. Doch ist es eine offene Frage, ob und wie weit alternative Ideen mit gesellschaftlichen Basisstrukturen verträglich sind, in denen marktformige Austauschverhältnisse mit Leistungszwang und Wettbewerb existieren. Da Autonomie der Eigentümer gegeben ist, wird ein perennierender Widerspruch zwischen Selbstbezogenheit und Gemeinschaft, Egoismus und Assoziation bestehen.

Die Lösung der Widersprüche als Triebkraft gesellschaftlichen Fortschritts setzt die maßgebliche Rolle emanzipativer, demokratisch-sozialistischer Kräfte in Politik, Wirtschaft und Kultur voraus. Bis diese erreicht ist, wird die Menschheit noch viele Erfahrungen mit der kapitalistischen Gesellschaft, mit ihren Mißverhältnissen und Defiziten machen müssen. Unumgänglich ist das Wirken politischer Gruppen, die ein fortschrittliches Bewußtsein zu erarbeiten und zu verbreiten sowie den Weg der Veränderung der Gesellschaft zu führen fähig sind. Diesen Prozeß als gelungen unterstellt, tritt eine neuartige Konstellation von Widersprüchen, Konflikten und Paradoxien in Erscheinung, die eine sozialistische Gesellschaft kennzeichnet, die die Diktatur des Proletariats als für sie nicht relevant ablehnt.

Thieß Petersen

Entfremdung: Begriff und Erscheinungsformen Über „Entfremdung“ bei Marx und in der Marx-Literatur

So wie bei fast allen Konzepten von Marx gibt es auch hinsichtlich seines Verständnisses von „Entfremdung“ in der neueren Literatur erhebliche Uneinigkeiten. Trotzdem bestehen gewisse Übereinstimmungen bei einzelnen Elementen. Hierzu zählt, daß die Entfremdung mit negativen psychischen Zuständen verbunden ist, so daß sich der Entfremdungszustand eines Individuums durch das Gefühl der „unhappiness“ und eine „psychological *malaise*“ auszeichnet (Catephores 1987, S. 76).¹ So definiert beispielsweise Edwin G. West im Rahmen seiner Vergleiche der Entfremdungskonzepte von Marx und Smith die Entfremdung mit Hilfe dreier psychischer Zustände, die von den Individuen erfahren werden: Machtlosigkeit, Isolation und Selbstentfremdung.²

Neben den auf der psychologischen Ebene argumentierenden Begriffen gibt es eine zweite Gruppe von Definitionen, die auf einer soziologischen Ebene angesiedelt sind und sich mit sozio-ökonomischen Prozessen beschäftigen (vgl. Israel 1985, S. 33-35). Nach diesen Auffassungen korrespondiert der Terminus Entfremdung mit gesellschaftlichen Prozessen, in denen sich die von den Individuen hergestellten Produkte verselbständigen und schließlich die Kontrolle und Herrschaft über die Menschen gewinnen. Die Entfremdung ist deshalb kein psychologisches Phänomen, das von den Betroffenen individuell erfahren wird, sondern ein objektiv feststellbares Phänomen.³

Das Konzept der Entfremdung bei Marx: Erste Hinweise

Bei Marx finden sich sowohl für die psychologisch orientierte Konzeption als auch für die sozio-ökonomische Anhaltspunkte. Die Ebene der psychischen Zustände wird beispielsweise in den *Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844* (ÖPM) angesprochen, in denen Marx bemerkt, daß sich der Arbeiter innerhalb des Produktionsprozesses „nicht wohl, sondern unglücklich fühlt“ (ÖPM, S. 134 [MEW 40, S. 514]). So kommt es zur „Unzufriedenheit mit sich“ bzw. zu einer „Unzufriedenheit ... mit den bestehenden Verhältnissen“ (MEW 3, S. 362). Weitere Formen der Entfremdung sind die Existenzängste der Arbeiter aufgrund der „Unsicherheit und Unregelmäßigkeit der Beschäftigung“, die Gefühle der „Hoffnungslosigkeit“ und ein aus den schlechten Lebensbedin-

¹ Hervorhebungen im Original werden *kursiv* wiedergegeben werden.

² Vgl. Edwin G. West 1964, S. 2-7. West entnimmt diese Einteilung Blauner 1964, der sich wiederum an Seeman 1959 orientiert. Dabei unterscheidet Seeman zwischen fünf individuellen Erfahrungen (Machtlosigkeit, Sinnlosigkeit, Normenlosigkeit, Isolation, Selbstentfremdung), während Blauner nur vier psychische Zustände aufzählt (Machtlosigkeit, Sinnlosigkeit, Isolation und Selbstentfremdung).

³ Vgl. Roberts/Stephenson 1970, S. 438; Israel 1985, S. 34f.; ähnlich Catephores 1987, S. 77.

gungen resultierendes „finstres Missvergnügen“ (MEW 23, S. 699, 736). Aber selbst die explizite Erwähnung des psychologischen Bereichs kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Schwerpunkt der Marxschen Argumentation im sozio-ökonomischen Bereich zu finden ist. Die Herrschaft der produzierten Objekte über die produzierenden Subjekte, die Verselbständigung der Produkte sowie der Umstand, daß der Mensch „zum Spielball fremder Mächte wird“ (MEW 1, S. 355), bilden ein immer wiederkehrendes Element der Marxschen Beschreibung von Entfremdungszuständen. Eine häufig zitierte Passage aus der „Deutschen Ideologie“ stellt diesen Sachverhalt wie folgt dar:

„... die eigne Tat des Menschen ihm zu einer fremden, gegenüberstehenden Macht wird, die ihn unterjocht, statt daß er sie beherrscht Dieses Sichfestsetzen der sozialen Tätigkeit, diese Konsolidation unsres eignen Produkts zu einer sachlichen Gewalt über uns, die unsrer Kontrolle entwächst, unsre Erwartungen durchkreuzt, unsre Berechnungen zunichte macht ... Die soziale Macht, d. h. die vervielfachte Produktionskraft, die durch das in der Teilung der Arbeit bedingte Zusammenwirken der verschiedenen Individuen entsteht, erscheint diesen Individuen ... nicht als ihre eigne, vereinte Macht, sondern als eine fremde, außer ihnen stehende Gewalt, von der sie nicht wissen woher und wohin, die sie also nicht mehr beherrschen können, die im Gegenteil nun eine eigentümliche, vom Wollen und Laufen der Menschen unabhängige, ja dies Wollen und Laufen erst dirigierende Reihenfolge von Phasen und Entwicklungsstufen durchläuft. Diese ‚Entfremdung‘, um den Philosophen verständlich zu bleiben...“ (MEW 3, S. 33f.).

Damit erweist sich die Marxsche Konzeption der Entfremdung als eine Verbindung beider dargestellten Ebenen,⁴ bei der die gesellschaftlichen bzw. objektiven Elemente ausschlaggebend sind. Die individuell erfahrenen psychischen Zustände bilden zwar ein Moment der Entfremdung, aber auch unabhängig von diesen Gefühlen können Entfremdungsphänomene vorliegen. Beispiel dafür sind die Kapitalisten, die sich in ihrer Lage subjektiv wohl fühlen, aber dennoch - dies wird sich im weiteren Verlauf der Argumentation zeigen - Opfer der Entfremdung sind (vgl. z. B. ÖPM, S. 142f. [MEW 40, S. 522]; MEW 2, S. 37).

Der Begriff der Entfremdung bei Marx

Wenn Marx von „Entfremdung“ spricht, meint er damit die Abweichung bzw. Entfernung der real existierenden Menschen von einem bestimmten Referenzpunkt. Dieser Referenzpunkt ist wiederum in seiner Anthropologie zu finden und besteht aus dem, was Marx als den wahren Menschen ansieht. Die Entfremdung im Sinne von Marx ist die Abweichung der wirklich lebenden Menschen von dem wahren Menschen. Diese Konzeption findet sich besonders deutlich in den „Grundrissen“. Dort umschreibt Marx zunächst den Begriff des wahren

⁴ Plamenatz spricht in diesem Zusammenhang von einer, bei Marx nicht explizit genannten, Unterteilung in „spiritual alienation“ und „social alienation“, vgl. Plamenatz 1970, S. 141f., 205. Übernommen wird diese Zweiteilung beispielsweise von Elster 1985, S. 74-107.

menschlichen Reichtums, um dann festzustellen, daß unter der kapitalistischen Produktionsweise nur eine entfremdete Form dieses Reichtums vorliegt:

„... was ist Reichtum anders, als die im universellen Austausch erzeugte Universalität der Bedürfnisse, Fähigkeiten, Genüsse, Produktivkräfte etc. der Individuen? Die volle Entwicklung der menschlichen Herrschaft über die Naturkräfte, die der Natur sowohl, wie seiner eignen Natur? Das absolute Herausarbeiten seiner schöpferischen Anlagen, ohne andre Voraussetzung als die vorhergegangene historische Entwicklung, die diese Totalität der Entwicklung, d. h. der Entwicklung aller menschlichen Kräfte als solcher ... zum Selbstzweck macht? ... In der bürgerlichen Ökonomie – und der Produktionsepoche, der sie entspricht, – erscheint diese völlige Herausarbeitung des menschlichen Innern als völlige Entleerung, diese universelle Vergegenständlichung als totale Entfremdung ...“ (Grundrisse, S. 387).

Und schon in den ÖPM trennt Marx „die wirkliche Natur d[es] Menschen“ bzw. „die wahre anthropologische Natur“ von deren „entfremdeter Gestalt“ (ÖPM, S. 168 [MEW 40, S. 543]). Wenn Marx fordert: „Wir müssen also das Maß des Wesens der inneren Idee an die Existenz der Dinge legen“ (MEW 1, S. 50), erklärt er damit unter anderem den wahren Menschen zu dem Maßstab, an dem die Realität gemessen und bewertet wird. Jedes noch so geringfügige Auseinanderfallen von Realität und Ideal stellt einen entfremdeten Zustand dar,⁵ so daß Heinrich festhalten kann: „Die Wirklichkeit wird mit einem idealen menschlichen Wesen konfrontiert, wobei eine Nichtübereinstimmung, ein Widerstreit von Existenz und Wesen, eine Entfremdung vom wirklichen Wesen festgestellt wird“ (Heinrich 1991, S. 106). Elliott beschreibt die Marxsche Konzeption der Entfremdung ebenfalls als „a departure or separation from the authentic human existence which is (potentially) realizable under the aegis of the future genuine communist society“ (Elliott 1979, S. 319). Eine nahezu identische Konzeption findet sich bei Ollman, eine ähnliche bei Elster, der als Referenzpunkt „the good life for man“ heranzieht, welches er näher spezifiziert.⁶ Ebenso bringt Arnold das Konzept der Entfremdung in einen Zusammenhang mit „truly human labor and truly human beings“ (Arnold 1990, S. 62), also mit dem, was die wahre menschliche Natur ausmacht. Bei Devine findet sich schließlich die folgende Definition: „alienation, the restriction of people's full humanity, prevention of the actualization of our potentials“ (Devine 1989, S. 302).

Zusammenfassend zeigt sich, daß der Ausdruck der Entfremdung von Marx umfassend zu verstehen ist. Er stellt sich dar als eine Verbindung von psychischen Zuständen der Individuen und gesellschaftlichen Prozessen, bei der die objektiven Zustände dominant sind.

⁵ Vgl. dazu Heinrich 1991, S. 84-111. Dieses Vorgehen entspricht der Tradition des Humanismus. Dort bildet das humanistische Menschenbild den Maßstab, an dem bisher realisierte Zustände bewertet und nach dem anstehende Aufgaben bestimmt werden, vgl. Fleischer 1980, S. 48.

⁶ Vgl. Ollman 1971, S. 132; Elster 1985, S. 54, 74-92. Weitere Vertreter einer weiten Definition und Konzeption der Marxschen Entfremdung sind u. a. Landshut 1953 S. XXXIV-XLIV; Simon 1994, S. XXIV sowie Wood 1995, S. 21f.

Die Struktur der Entfremdungsphänomene

Bezüglich der Beschreibung der verschiedenen Formen der Entfremdung bietet Marx eine strukturierte Darstellung an, bei der er vier Aspekte aufzählt: „1) Das Verhältniß des Arbeiters zum *Product der Arbeit* als fremden und über ihn mächtigen Gegenstand. ... 2) Das Verhältniß der Arbeit zum *Akt der Production*, innerhalb der Arbeit. ... Die entfremdete Arbeit macht also: 3) das *Gattungswesen* des Menschen, sowohl die Natur, als sein geistige[s] Gattungsvermögen zu einem ihm *fremden* Wesen ... 4) Eine unmittelbare Konsequenz davon, daß der Mensch dem *Product* seiner Arbeit, seiner *Lebenstätigkeit*, seinem *Gattungswesen* entfremdet ist, ist die *Entfremdung d[es] Menschen* von d[em] *Menschen*.“ (ÖPM, S. 135,138 [MEW 40, S. 515,517]).

Sofern in der Sekundärliteratur eine genaue Analyse der Marxschen Entfremdungsformen erfolgt, übernehmen viele Autoren diese Gliederung vollständig, d. h. sie übernehmen sowohl die inhaltliche Unterteilung als auch die Reihenfolge dieser Punkte.⁷ Allerdings ist diese Reihenfolge aufgrund des methodischen und inhaltlichen Vorgehens von Marx kritisch zu beurteilen. Methodisch vertritt Marx eine Position, der zufolge eine existierende Sache stets auf die sie erzeugende Tätigkeit zurückgeführt wird. Daraus ergibt sich die logische Vorrangstellung einer Tätigkeit vor der aus ihr resultierenden Sache. Sinnvoller ist deshalb eine Strukturierung der Entfremdungsaspekte, die mit dem Verhältnis des produzierenden Menschen zum Produktionsprozeß beginnt und dann erst die Entfremdung des produzierenden Menschen von dem Produkt seiner Tätigkeit folgen läßt. Im übrigen wird die logische Priorität der Entfremdung vom Akt der Produktion von Marx selbst in einer rethorischen Frage gesehen: „Wie würde d[em] Arbeiter d[as] Produkt seiner Tätigkeit fremd gegenüber treten können, wenn er im Akt der Production selbst sich nicht selbst entfremdete?“ (ÖPM, S. 134 [MEW 40, S. 514]). Der Vorwurf der unrichtigen Reihenfolge bei der Analyse der Entfremdungsphänomene trifft allerdings weniger Marx als vielmehr die Sekundärliteratur. Es ist nicht anzunehmen, daß die nicht zur Veröffentlichung bestimmten Manuskripte bereits Marx' letztes Wort zur Strukturierung und Analyse des Konzepts der Entfremdung darstellen. Als kaum vollendete Skizzen dienen sie Marx lediglich als fragmentartige Vorarbeiten (vgl. Höppner 1988, S. 5). Die Sekundärliteratur hingegen, die zu einem besseren Verständnis des Entfremdungskonzepts von Marx beitragen will, kann diese Entschuldigungen nicht mehr für sich geltend machen.

Die erste Anforderung an eine vollständige Beschreibung und Analyse der Marxschen Gedanken zur Entfremdung ist demnach eine Änderung der Reihenfolge, in der die verschiedenen Aspekte der Entfremdung dargestellt wer-

⁷ Vgl. z. B. Fetscher 1984, S. 94-96; Fay 1986, S. 200-218; Arnold 1990, S. 36-60; Heinrich 1991, S. 98-100; Khan 1992, S. 243-258; Dobias 1994, S. 53; Simon 1994, S. xxivf. Eine modifizierte Struktur bei der Darstellung der Entfremdungsphänomene findet sich bei Metzke. Die bei Marx vorgefundene Vierteilung wird von ihm in der Reihenfolge übernommen, dabei aber um drei weitere Formen der Entfremdung ergänzt, vgl. Metzke 1957, S. 7-9.

den. Eine derartige Umstrukturierung erfolgt beispielsweise durch Ollman, der mit „Man's relation to his productive activity“ beginnt und dann über die „relation to his product“ zum Verhältnis „to his fellow men“ kommt, um schließlich mit „Man's relation to his species“ zu enden (vgl. Ollman 1971, Kapitel 18-22). Aber eine bloße Änderung der Reihenfolge, in der die Formen der Entfremdung behandelt werden, hält noch inhaltlich an der Marxschen Vierteilung fest, was Zuordnungsschwierigkeiten in sich birgt. Elliott beispielsweise subsumiert die Entfremdung des Menschen von seiner produktiven Lebenstätigkeit sowohl unter die Entfremdung vom Produkt der Arbeit als auch unter die Entfremdung vom Akt der Produktion und unter die Entfremdung vom Gattungsleben des Menschen (vgl. Elliott 1979, S. 328-333). Insgesamt sind eindeutige Zuordnungen einzelner Erscheinungen der Entfremdung zu einem der vier genannten Gliederungspunkte nicht immer möglich. Zum anderen gibt es Entfremdungsaspekte, die keinem der vier bestehenden Unterpunkte zugeteilt werden können. Dazu gehört der Tatbestand der entfremdeten Bedürfnisse, der beispielsweise von Elliott als ein Extrapunkt erwähnt wird. Die ebenfalls von Elliott behandelte „alienation of men from awareness of the reality around them“, also die Existenz eines ‚falschen Bewußtseins‘, wird dann überhaupt nicht mehr systematisch erfaßt (vgl. Elliott 1979, S. 328, 333). Neben den Autoren, die sich bei der Behandlung des Marxschen Konzepts der Entfremdung an der von ihm selbst verwendeten Struktur orientieren, gibt es die Gruppe der Darstellungen, die auf eine explizite Gliederung der Entfremdungsformen verzichten.⁸ Nachteil dieses Vorgehens ist allerdings die - vor allem bei umfangreichen Abhandlungen auftretende - mangelnde Übersichtlichkeit.

Da die in der Original- und Sekundärliteratur vorgefundenen Strukturierungen bei der Analyse des Marxschen Konzepts der Entfremdung wenig überzeugen, schlagen wir eine andere Gliederungssystematik für die verschiedenen Formen der Entfremdung vor. Diese Systematik orientiert sich an den Eigenschaften, die den wahren Menschen ausmachen und ergibt sich aus dem Wesen der Entfremdung, das nach der hier vertretenen These aus der Abweichung der Realität des menschlichen Daseins von der wahren Natur des Menschen besteht. Wenn der Begriff so umschrieben wird, erscheint es sinnvoll, jeweils Abweichungen von besonderen Eigenschaften des menschlichen Wesens festzustellen und das gesamte Konzept der Entfremdung in Form der Einzelabweichungen zu gliedern.

Das Menschenbild von Marx

Mit dem Ausdruck ‚Wesen des Menschen‘ umschreibt Marx seine Vorstellungen vom Idealtyp des Menschen. Das Wesen des Menschen besteht dabei aus den Eigenschaften, die den Menschen von anderen Lebewesen unter-

⁸ Vgl. z. B. Fromm 1963, S. 49-61 und Avineri 1968, S. 105-123, der eine menschliche Entfremdung „from nature, from himself and from humanity“ feststellt und unter diese drei Aspekte sämtliche Formen der Entfremdung subsumiert, z. B. auch die entfremdeten Bedürfnisse und das falsche Bewußtsein.

scheiden und die in jedem menschlichen Individuum vorhanden sind. Der ‚wahre‘ Mensch ist der Mensch, der diesen anthropologischen Idealvorstellungen entspricht. Marx nennt den ‚wahren‘ Menschen an einer anderen Stelle auch den „*eigentlichen*“ Menschen (MEW 1, S. 366, S. 370).

Die produktive Tätigkeit nimmt in diesem Zusammenhang eine zentrale Position ein. Bei diesem Aspekt geht es im Kern um die freie Ziel- und Zwecksetzung der Tätigkeit durch das handelnde Subjekt. Gleiches gilt für die Realisation der aufgestellten Handlungspläne, die ebenfalls von dem tätig werdenden Individuum selbständig geregelt und kontrolliert werden muß. So weist Marx auf das Fehlen von äußeren Einflüssen bei der Zielauswahl der produktiven Tätigkeit hin, wenn er feststellt, daß „free activity ... nicht wie die labour durch den Zwang eines äußeren Zwecks bestimmt ist“ (MEW 26.3, S. 255). Da die Selbstbestimmung auf alle menschlichen Lebensbereiche zu beziehen ist, gilt sie auch für die Politik, Kultur und ähnliche Bereiche. Im Vorgriff auf das gesellschaftliche Wesen des Menschen ist darauf hinzuweisen, daß die genannte Freiheit des Menschen für Marx stets an die menschliche Vernunft und Einsicht gekoppelt ist. Marx geht es immer um die „Verwirklichung der vernünftigen Freiheit“, so daß die von ihm angestrebte Freiheit des Individuums den Gegensatz zur „Willkür des Einzelnen“ (MEW 1, S. 54, S. 58, S. 103) darstellt.

Weiter gehört die freie Entwicklung der im Individuum existierenden Fähigkeiten zum Wesen des Menschen. Ausgangspunkt dieses Teils der wahren menschlichen Natur ist die Annahme, daß der Mensch über entwicklungsfähige Anlagen, Fähigkeiten und Potentiale verfügt. Zum Wesen des Menschen zählt die Realisation dieser Möglichkeiten, also die Entfaltung und Entwicklung der ihm innewohnenden Fähigkeiten und Anlagen. Es ist daher die „Bestimmung, Aufgabe jedes Menschen, sich vielseitig, alle seine Anlagen zu entwickeln“, Verhältnisse zu schaffen, „worin die „originelle und freie Entwicklung der Individuen keine Phrase ist“ (MEW 3, S. 273, S. 424).

In diesem Zusammenhang ist mit äußerstem Nachdruck auf die von Marx vertretene Idee des Individuums hinzuweisen. Wenn Marx von der vollen Entfaltung des Individuums spricht, meint er damit stets die Entfaltung der individuellen Anlagen eines bestimmten Menschen. Damit geht es ihm gerade nicht um die Entwicklung der Fähigkeiten eines kollektiven Subjektes, also um die Gesamtheit der Fähigkeiten einer Klasse oder der Gesellschaft, sondern immer um den einzelnen Menschen. Das Interesse von Marx am Individuum durchläuft als Kerngedanke sämtliche seiner Werke,⁹ womit Nivellierungstendenzen bezüglich der Einzelmenschen abgelehnt werden. Gegen derartige Nivellierungen gerichtet, kritisiert Marx die Verwischung der individuellen Eigenarten, die sich im Rahmen der kapitalistischen Produktionsweise ergibt. Dort geht die „individuelle Besonderheit“ der produzierenden Subjekte ebenso verloren wie die „natürliche Verschiedenheit“ der von ihnen produ-

zierten Gegenstände (vgl. Grundrisse, S. 913f.). Marx wendet sich hiermit explizit gegen egalitäre Entwicklungen. Dies zeigt unter anderem das von ihm angestrebte System der Produktion und Distribution in einer entfremdungsfreien Gesellschaft, welches sich bekanntlich umschreiben läßt mit den Worten: „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!“ (MEW 19, S. 21). Weil dadurch die Verschiedenheit der Fähigkeiten und Bedürfnisse anerkannt wird, handelt es sich hier keinesfalls um einen egalitären Leitspruch (vgl. Wood 1981, S. 283, S. 296).

Allerdings geht es im Rahmen der individuellen Entwicklung nicht darum, daß jede Person alle nur denkbaren menschlichen Fähigkeiten bis zur perfekten Ausprägung entwickelt. Tatsächlich strebt Marx lediglich die Entfaltung der individuellen Fähigkeiten an, die in einem bestimmten Menschen potentiell vorhanden sind. Dieser Standpunkt wird in der Auseinandersetzung mit Max Stirner verdeutlicht: Es soll „nicht, wie Sancho sich einbildet, Jeder an Raffaels Statt arbeiten, sondern Jeder, in dem ein Raffael steckt, sich ungehindert ausbilden können“ (MEW 3, S. 377). Nicht jeder soll also z. B. jagen, aber wenn eine Person aufgrund ihrer Fähigkeiten und Bedürfnisse jagen kann und will, soll sie auch in die Lage versetzt werden, diese Tätigkeit auszuüben.

Für einen derart vielseitig entwickelten Menschen wird es dann auch zu einer veränderten Bedürfnisstruktur kommen. So ist davon auszugehen, daß innerhalb des individuellen Bedürfnissystems des wahren Menschen die materiellen Bedürfnisse nur noch eine untergeordnete Rolle spielen. Dies hängt primär damit zusammen, daß der Umfang der Gegenstände, die zur Kompensation des Arbeitsleids erforderlich sind, abnimmt, wenn mit der Ausdehnung des Bereichs der entfremdeten menschlichen Tätigkeiten dieses Leid reduziert wird. Eine gewichtigere Rolle werden dann die immateriellen Bedürfnisse einnehmen, unter anderem das Bedürfnis nach Freizeit und freier Betätigung, das Entwicklungsbedürfnis der Persönlichkeit sowie das Gemeinschaftsbedürfnis.¹⁰ Anstatt zusätzliche materielle Güter zu konsumieren, ist es sinnvoller, die vorhandene Zeit dafür zu nutzen, Tätigkeiten zur eigenen Entwicklung und Entfaltung auszuüben. Einem anonymem Pamphlet aus dem Jahre 1821 zustimmend, finden wir bei Marx die folgende Feststellung: „Reichtum ist verfügbare Zeit, und sonst nichts“ (MEW 26.3, S. 251 f.). Der Begriff der ‚freien Zeit‘ wird von Marx definiert als jene Zeit, die nicht für die Produktion der unmittelbaren Subsistenzgüter erforderlich ist und statt dessen für die Entwicklung der individuellen Fähigkeiten genutzt wird. Noch deutlicher wird das Prinzip der begrenzten materiellen Bedürfnisse in einer Passage, in der Marx eine hypothetische Verdoppelung der „Produktivität der Industrie“ behandelt: „{Gesetzt, durch die Produktivität der Industrie sei es so weit, daß, wenn früher 2/3, jetzt nur 1/3 der Bevölkerung unmittelbar in der materiellen Produktion beteiligt. ... Vom [Klassen]gegensatz abgesehen, würde die Naion jetzt 1/3 ihrer Zeit zur unmittelbaren Produktion brauchen, wo sie früher 2/3

⁹ Vgl. statt vieler ÖPM, S. 162; MEW 40, S. 539; Grundrisse, S. 75; MEW 19, S. 388, S. 404; MEW 23, S. 618; MEW 25, S. 883; MEW 26.2, S. 111.

¹⁰ Vgl. MEW 40, S. 146 f., S. 462 f., S. 535-544, S. 547-552; MEW 4, S. 157; MEW 26.3, S. 253.

brauchte. Gleichmäßig verteilt, hätten alle 2/3 mehr Zeit für unproduktive Arbeit und Muße“ (MEW 26.1, S. 189). Es wird offenkundig, daß die Produktivitätserhöhung nicht für den Mehrkonsum von materiellen Dingen verwendet werden sollte. Dem menschlichen Dasein angemessen ist vielmehr eine Nutzung der dadurch gewonnenen Zeit für die freie Betätigung bei einer Konstanthaltung des Konsumquantums materieller Gegenstände.

Eine letzte menschliche Eigenschaft betrifft die Tatsache, daß der Mensch auf das Zusammenleben in der Gesellschaft anderer Menschen angewiesen ist, und sich dieser Beziehung zu anderen Menschen bewußt ist. Da „der Mensch von Natur gesellschaftlich ist“, verfügt er über die mit diesem gesellschaftlichen Wesen zusammenhängenden Eigenschaften, d. h. er ist z. B. mit „der ursprünglichen Güte“ (MEW 2, S. 138) ausgestattet. Zum Menschen gehören somit neben dem Streben nach Selbsterhaltung auch soziale Eigenschaften, wie die Opferbereitschaft, die Rücksichtnahme, die Toleranz, die Gewaltlosigkeit usw. Das soziale Wesen des Menschen äußert sich nicht in einem rein altruistisch motivierten Verhalten, sondern in der Ablehnung des puren Egoismus. Zum Wesen des Menschen gehört folglich eine Einstellung, die zwischen den Extrempositionen der Selbstsucht und der Selbstlosigkeit liegt, d. h. es geht um ein Leben, das „weder den Egoismus gegen die Aufopferung noch die Aufopferung gegen den Egoismus geltend machen“ (MEW 3, S. 229) will.

Gerade der Aspekt des sozialen Wesens des Menschen verdeutlicht, daß Marx im Rahmen seines Menschenbildes extreme, miteinander konkurrierende Wertvorstellungen verbindet. Einerseits geht es ihm um die freie Entfaltung der individuellen Persönlichkeit durch selbstbestimmte Handlungen sowie um den individuellen Lebensgenuß. Andererseits aber bedeutet diese Vorstellung weder die maximale und ungehemmte Ausnutzung individueller Freiräume noch eine maximale Selbstverwirklichung und Bedürfnisbefriedigung. Statt dessen kommt es vielmehr zu einer sozialen Einbettung des Individuums, weil der wahre Mensch nach Ansicht von Marx auch über die Fähigkeit der Selbstbeherrschung und Selbstkontrolle, der Rücksichtnahme und der Kooperation verfügt.

Die Marxsche Vorstellung einer mit der wahren menschlichen Natur übereinstimmenden Lebensweise ist zusammenfassend zu verstehen als ein Aktivsein im Sinne der produktiven, schöpferischen, kreativen und selbstbestimmten Anwendung der menschlichen Kräfte. Damit verbunden ist eine aktive Form der Freude (vgl. Fromm 1993, S. 30, S. 69, S. 89). Ein Leben in Übereinstimmung mit dem wahren menschlichen Wesen erweist sich nach Ansicht von Marx als die selbstzweckhafte Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten, was deren aktive Anwendung einschließt. Es ist ein Leben, in dem konsumorientierte Aktivitäten zurückgedrängt werden, und statt dessen ein subjektives Wohlbefinden durch die aktive Betätigung menschlicher Fähigkeiten erreicht wird. Entscheidend für die menschliche Zufriedenheit sind weniger die Aspekte des materiellen Konsums und der Freizeit – verstanden als Gegensatz zur Arbeitszeit –, sondern vielmehr die Qualität und Inhalte der individuellen Tätigkeiten.

Entfremdungsphänomene

Entsprechend der zur Darstellung des Marxschen Menschenbildes verwendeten Systematik der Wesenseigenschaften des Menschen ergibt sich für die Strukturierung der diversen Entfremdungsaspekte eine Vierteilung. Die Formen der Entfremdung bestehen *erstens* aus der Entfremdung des Menschen von seiner produktiven Lebenstätigkeit, *zweitens* aus der Entfremdung des Menschen von der Entwicklung aller menschlichen Anlagen, *drittens* aus den entfremdeten Bedürfnissen und *viertens* aus einer Entfremdung des Menschen von seinem sozialen Charakter.

Entfremdung von produktiver Lebenstätigkeit

Die schöpferische Arbeit, verstanden als die freie bewußte Tätigkeit mit allen bereits beschriebenen Eigenschaften, besitzt eine zentrale Bedeutung für die Marxsche Theorie der menschlichen Natur. Daß die Möglichkeit zur selbstbestimmten Lebensäußerung für den Arbeiter in einer kapitalistisch organisierten Gesellschaft nicht gegeben ist, wird bereits bei Adam Smith deutlich: „Die wichtigsten Operationen der Arbeit sind geregelt und geleitet nach den Plänen und den Spekulationen derjenigen, welche die Capitalien anwenden; und der Zweck, welchen sie sich in allen diesen Plänen und Operationen vorsetzen, ist der *Profit*“ (ÖPM, S. 97 [MEW 40, S. 487]). Die Herrschaft des Kapitalisten über den Arbeiter, die sich in einer Vorgabe der Tätigkeitsziele sowie einer detaillierten Organisation der Zeiteinteilung und der räumlichen Bewegungsmöglichkeiten des Arbeiters äußert, führt auf den ersten Blick nur auf Seiten der Arbeiter zu Entfremdungszuständen. Allerdings ist selbst der Kapitalist in seiner Zwecksetzung gebunden. Das einzige Motiv des Kapitalbesitzers ist der eigene Profit, und dieses Ziel wird ihm von den Gesetzen der kapitalistischen Produktionsweise aufgezwängt, so daß Marx von der „*Herrschaft des Capitals über ... die Motive [d]es Capitalisten*“ (ÖPM, S. 96 [MEW 40, S. 487]) spricht.

Ein weiteres Element der entfremdeten Tätigkeit besteht aus der Tatsache, daß die Arbeit kein Selbstzweck ist, also weder als sinnvolle, befriedigende Tätigkeit angesehen wird noch vom Arbeiter bejaht wird. Anstatt freiwillig zu erfolgen, erweist sich die Arbeit als Zwangsarbeit, die „nur ein Mittel, um existieren zu können“ (MEW 6, S. 400) darstellt. Besonders gravierend ist in diesem Zusammenhang, daß die tätigen Menschen nicht in der Lage sind, das aggregierte Ergebnis ihrer Handlungen zu kontrollieren und gegebenenfalls zu verändern. Die Unterordnung des Menschen unter die Macht der von Menschen produzierten Objekte wurzelt in der Subsumtion der Arbeit unter das Kapital. Dies schließt den Umstand ein, daß die vom Menschen hergestellten Gegenstände dem Menschen als Maschinen gegenüberreten und dann – z. B. durch die Geschwindigkeit und Dauer der maschinell unterstützten Produktion – die Bewegungen und Handlungsabläufe des Menschen beherrschen. Durch die Anwendung der Maschine „existiert ein toter Mechanismus unabhängig von“ den arbeitenden Menschen, der sich diese Menschen „als lebendige Anhängsel einverleibt“, so daß der Arbeiter in ein „bloßes lebendiges Zubehör dieser Maschinerie“ verwandelt wird (Grund-

risse, S. 585; MEW 23, S. 445). Es gilt daher: „Aller kapitalistischen Produktion ... ist es gemeinsam, daß nicht der Arbeiter die Arbeitsbedingung, sondern umgekehrt die Arbeitsbedingung den Arbeiter anwendet, aber erst mit der Maschinerie erhält diese Verkehrung technisch handgreifliche Wirklichkeit. Durch seine Verwandlung in einen Automaten tritt das Arbeitsmittel während des Arbeitsprozesses selbst dem Arbeiter als Kapital gegenüber, als tote Arbeit, welche die lebendige Arbeitskraft beherrscht und aussaugt.“ (MEW 23, S. 446).

Entfremdung von den Entwicklungsmöglichkeiten

Der zweite zentrale Aspekt der Entfremdung besteht aus der Entfremdung des Menschen von der freien Entwicklung seiner Kräfte. Zu nennen sind in diesem Kontext die negativen Zustände der Individuen in bezug auf deren körperlich-physischen und geistig-intellektuellen Entwicklungsstand. Dieser Zustand zeichnet sich dadurch aus, daß im Rahmen der kapitalistischen Produktionsweise lediglich eine individuelle Anlage – sei sie geistiger oder körperlicher Art – auf Kosten aller anderen Anlagen entwickelt wird. Unmittelbare, sichtbare Konsequenz der einseitigen Entwicklung und Ausübung von Fähigkeiten sind, so Marx, das Auftreten von körperlichen Narben, Zerstörungen der Gesundheit, „Entleerung des Arbeitsvermögens“, „Schwäche und Siechtum“ sowie eine geringe Lebenserwartung. Die Entfremdungsphänomene in der intellektuellen Sphäre bezeichnet Marx mit den Worten „Blödsinn, Cretinismus“, also mit dem Erreichen der niedrigsten Bildungsstufe.¹¹ Hierher gehört auch die Passivierung des menschlichen Verhaltens, d. h. das Fehlen von Lebendigkeit und Aktivität. Das Ideal des aktiven Lebens, welches einen Selbstzweck bildet, wird dadurch nicht verwirklicht. Darüber hinaus verhindert die einseitige Ausprägung von Fähigkeiten die Selbstverwirklichung des Individuums. Die Entwicklung und Entfaltung des Individuums, die als Kerngedanke das gesamte Marxsche Denken durchläuft, wird unmöglich gemacht.¹²

Entfremdung der Bedürfnisse

Auch der dritte Aspekt, die Entfremdung von den menschlichen Bedürfnissen, ist ein Phänomen, das sowohl die Arbeiter als auch die Nicht-Arbeiter betrifft. Und

¹¹ Vgl. statt vieler z. B. ÖPM, S. 133f., 145 [MEW 40, S. 513, 524], MEW 2, S. 225-508, MEW 3, S. 45, 60f., 273, 293, 385, 410f., Marx (1863/64), S. 164, 173, MEW 23, S. 356-385, 421-493, 528-530, 673-675.

¹² Explizites Beispiel für die Kontinuität des Marxschen Denkens in diesem Punkt ist die folgende, aus der 1865 verfaßten Schrift „Lohn, Preis und Profit“ entnommene Passage: „Zeit ist der Raum zu menschlicher Entwicklung. Ein Mensch, der nicht über freie Zeit verfügt, dessen ganze Lebenszeit - abgesehen von rein physischen Unterbrechungen durch Schlaf, Mahlzeiten usw. - von seiner Arbeit für den Kapitalisten verschlungen wird, ist weniger als ein Lasttier. Er ist eine bloße Maschine zur Produktion von fremdem Reichtum, körperlich gebrochen und geistig verroht.“ (MEW 16, S. 144).

erneut sind es die Arbeiter, die unter dieser Form der Entfremdung besonders zu leiden haben. Bei ihnen gibt es sowohl eine „viehische Verwildrung, vollständige rohe abstrakte Einfachheit des Bedürfnisses“ als auch eine „Raffinierung der Bedürfnisse“ sowie „krankhafte Gelüste“ (ÖPM, S. 177 [MEW 40, S. 547f.]). Beispiele für die erste Art der ‚unmenschlichen Gelüste‘ sind das völlige Fehlen bestimmter Bedürfnisse, z. B. des Bedürfnisses nach Bewegung und Tätigkeit, sowie die Reduktion noch bestehender Bedürfnisse auf ein dem wahren Menschen unangemessen geringes Niveau. Als abschreckendes Beispiel nennen Marx und Engels die Iren zur Zeit um 1844, die bezüglich der Aspekte Wohnung, Kleidung und Nahrung das „Minimum der Lebensbedürfnisse“ besitzen und unter auch für die damalige Zeit unmenschlichen Bedingungen vegetieren. Ein in seinen Bedürfnissen stark reduziertes Wesen benötigt aus Gründen der Erholung und Entspannung vom Arbeitsleben ausgleichende Genüsse, die es dann allerdings übermäßig in Anspruch nimmt: „Man entzieht ihnen alle Genüsse außer dem Geschlechtsgegnuß und dem Trunk, arbeitet sie dagegen täglich bis zur gänzlichen Abspannung aller geistigen und physischen Kräfte ab und reizt sie dadurch fortwährend zum tollsten Übermaß in den beiden einzigen Genüssen, die ihnen zu Gebote stehen.“ (MEW 2, S. 327) Neben dieser „Maßlosigkeit und Unmäßigkeit“ (ÖPM, S. 177 [MEW 40, S. 547]) entwickeln sich entfremdete Bedürfnisse, die Marx als vollkommen unmenschlich betrachtet, so das „Bedürfnis des Geldes“ (ÖPM, S. 176f. [MEW 40, S. 547]).

In den Zusammenhang von entfremdeten Bedürfnissen und der Entfremdung von den menschlichen Kräften gehört die Existenz eines falschen Bewußtseins, d. h. das Vorliegen eines entstellten Bildes der Wirklichkeit.¹³ Das Bewußtsein wird von Marx und Engels verstanden „als das im Menschenkopf umgesetzte und übersetzte Materielle“, als ideologisches Echo auf den Lebensprozeß bzw. als das Spiegelbild der Realität (vgl. MEW 3, S. 26; MEW 20, S. 22; MEW 23, S. 27). Von den vielen Beispielen der verzerrten Wahrnehmung, und damit des falschen Bewußtseins, sei hier nur eines exemplarisch aufgeführt: Die Wahrnehmung des Arbeitslohnes als Preis für die Arbeit, obwohl es sich bei ihm tatsächlich um den Preis für die Arbeitskraft handelt. Als Folge der verzerrten Wahrnehmung ist es unmöglich, das Phänomen der Ausbeutung zu verstehen. Wenn nämlich der Wert der Arbeitskraft mit dem Wert der Arbeit verwechselt wird, geht die Teilung des Arbeitstages in die notwendige Arbeit und die Mehrarbeit verloren, so daß letztlich die gesamte „Arbeit ... als bezahlte Arbeit“ erscheint (vgl. MEW 23, S. 557-564). Damit verkennen die Arbeiter, daß sie nicht den gesamten Arbeitstag bezahlt bekommen, sondern nur jenen Teil, der dem Wert der zur Reproduktion ihrer Arbeitskraft erforderlichen Gegenstände entspricht.

Das zusammenfassende Resultat der Entfremdung von den menschlichen Fähigkeiten und Bedürfnissen ist eine Lebensweise, die nur noch nach dem „Sinn des

¹³ Schmidt sieht bei Marx „zwei Grundformen des falschen Bewußtseins, Mythologie und Ideologie“, vgl. zu dieser Unterscheidung Schmidt 1993, S. 144.

Habens“ bzw. „der alten Weise des Habens“ und der Habsucht folgend geführt wird (ÖPM, S. 164 [MEW 40, S. 540]; MEW 2, S. 44). Das gesamte menschliche Streben zielt lediglich auf das Besitzergreifen und Besitzen ab, welches jegliche weitere Aktivität vermissen läßt und sich statt dessen durch die „ekelhaften Laster der Passivität“ (MEW 1, S. 63) auszeichnet. Zufriedenheit und Wohlbefinden werden – wenn überhaupt – nur noch aus Konsumaktivitäten gezogen.

Entfremdung des Menschen von seinem sozialen Charakter

Der vierte und letzte Entfremdungsaspekt ist die Entfremdung des Menschen von seinem sozialen Charakter. Referenzpunkt dieser Form der Entfremdung ist der soziale Charakter des Menschen, der egoistische Verhaltensweisen ausschließt. Von entscheidender Bedeutung ist in diesem Zusammenhang der Vorwurf der egoistischen Lebensweise. Egoismus wird von Marx nicht gleichgesetzt mit jeder Form der Verfolgung des Eigeninteresses des Menschen. Von einem egoistischen Verhalten spricht Marx erst dann, wenn der handelnde Mensch keinerlei Rücksichten auf seine Mitmenschen nimmt, also „willkürlich ... ohne Beziehung auf andre Menschen, unabhängig von der Gesellschaft“ handelt. Diese Form der Trennung der Menschen voneinander, bei der jeder „als isolierte auf sich zurückgezogene Monade“ lebt, ist es, die von Marx als egoistisches Verhalten bzw. als „Selbstsucht“ bezeichnet wird (MEW 1, S. 223, 364f.). Und für diesen Egoismus gibt es zahlreiche Beispiele in einer der kapitalistischen Gesellschaften. Schon der erste Satz der ÖPM, eine zusammenfassende Wiedergabe Smithscher Gedanken, registriert dieses Gegeneinander: „Arbeitslohn wird bestimmt durch den feindlichen Kampf zwischen Capitalist und Arbeiter“ (ÖPM, S. 85 [MEW 40, S. 471]). Auch innerhalb einer Klasse lassen sich zahlreiche Konflikte ausmachen. Sie herrschen unter anderem innerhalb der besitzenden Klassen, d. h. zwischen den großen und kleineren Grundeigentümern einerseits sowie zwischen den großen und kleinen Kapitaleignern andererseits. Beide Konflikte gehen jeweils zu Gunsten der großen Eigentümer aus.¹⁴ Zusammenfassend zeigen sich also selbst innerhalb der Klassen sich widersprechende Interessenlagen, so daß Marx für die gesamte Gesellschaft einen bürgerkriegsähnlichen Zustand feststellen kann, der von dem sozialen Charakter des Menschen als ‚zoon politikon‘ nichts mehr erkennen läßt. In dieser Gesellschaft herrschen statt dessen „Konkurrenz und der Kampf [der] Individuen untereinander“, wobei „die Konkurrenz der Krieg Aller gegen Alle ist“ (MEW 3, S. 76, 365).

Literatur

- Arnold, N. Scott 1990: *Marx's Radical Critique of Capitalist Society*, New York/Oxford.
 Avineri, Shlomo 1968: *The Social and Political Thought of Karl Marx*, Cambridge.
 Blauner, Robert 1964: *Alienation and Freedom: The Factory Worker and His Industry*, Chicago.

¹⁴ Vgl. dazu ÖPM, S. 104-114, S. 124f. [MEW 40, S. 488-492, 503-505] sowie MEW 23, S. 654-657.

- Catephores, George 1987: *Alienation*, in: *The New Palgrave: A Dictionary of Economics*, Vol. 1, hrsg. von J. Eatwell, M. Milgate und P. Newman, London/New York/Tokyo, S. 76 - 78.
 Devine, James 1989: *Paradigms as Ideologies: Liberal vs. Marxian Economics*, in: *Review of Social Economy*, Vol. XLVII, S. 293 - 312.
 Dobias, Peter 1994: *Karl Marx und der Realsozialismus*, in: *Jahrbuch für Sozialwissenschaft*, Bd. 45, S. 50 - 67.
 Elliott, John E. 1979: *Continuity and Change in the Evolution of Marx's Theory of Alienation: from the Manuscripts through the Grundrisse to Capital*, in: *History of Political Economy*, Vol. 11, S. 317 - 362.
 Elster, Jon 1985: *Making Sense of Marx*, Cambridge.
 Fay, Margaret Alice 1986: *Der Einfluß von Adam Smith auf Karl Marx' Theorie der Entfremdung*, hrsg. von J. D. Hengstenberg, Frankfurt am Main/New York.
 Fetscher, Iring 1984: *Der Marxismus*, 4. Auflage der einbändigen Ausgabe, München.
 Fleischer, Helmut 1980: *Sozialismus, Humanismus, Anthropologie*, in: E. Bloch (Hrsg.), *Marxismus und Anthropologie: Festschrift für Leo Kofler*, Bochum, S. 47 - 61.
 Fromm, Erich 1963: *Das Menschenbild bei Marx*, Frankfurt 1963.
 Fromm, Erich 1993: *Haben oder Sein*, 22. Aufl., München.
 Heinrich, Michael 1991: *Die Wissenschaft vom Wert*, Hamburg.
 Höppner, Joachim 1988: *Einleitung*, in: *Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte vom Jahre 1844*, 4., veränderte Auflage, Leipzig, S. 5 - 82.
 Israel, Joachim 1985: *Der Begriff der Entfremdung: Zur Verdinglichung des Menschen in der bürokratischen Gesellschaft*, vollständig überarbeitete Neuausgabe, Reinbek.
 Khan, Nasir 1992: *Development of the Concept and Theory of Alienation in Marx' Writings March 1843 to August 1844*, Department of the History of Ideas, University of Oslo, Oslo.
 Landshut, Siegfried 1953: *Einleitung*, in: *Karl Marx, Die Frühschriften*, hrsg. von S. Landshut, Stuttgart, S. IX - LX.
 Marx, Karl / Engels, Friedrich: *Werke (MEW)*, Bd. 1ff., Berlin 1956ff.
 Marx, Karl 1857/58: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, Frankfurt o. J.
 Marx, Karl 1844: *Ökonomisch-philosophische Manuskripte vom Jahre 1844 (ÖPM)*, in: *Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte*, hrsg. von J. Höppner, 4., veränderte Auflage, Leipzig 1988, S. 83 - 222.
 Metzke, Erwin 1957: *Mensch und Geschichte im ursprünglichen Ansatz des Marx'schen Denkens*, in: *Marxismusstudien*, 2. Folge, hrsg. von I. Fetscher, Tübingen, S. 1 - 25.
 Ollman, Bertell 1971: *Alienation: Marx's Conception of Man in Capitalist Society*, Cambridge.
 Plamenatz, John 1970: *Karl Marx's Philosophy of Man*, Oxford.
 Roberts, Paul Craig / Stephenson, Matthew A. 1970: *A Note on Marxian Alienation*, in: *Oxford Economic Papers*, Vol. 22, S. 438 - 442.
 Schmidt, Alfred, 1993: *Der Begriff der Natur in der Lehre von Marx*, 4. Auflage, Hamburg.
 Seeman, Melvin 1959: *On the Meaning of Alienation*, in: *American Sociological Review*, Vol. 24, S. 783 - 791.
 Simon, Lawrence H. 1994: *Introduction*, in: *Karl Marx, Selected Writings*, hrsg. von L. H. Simon, Indianapolis/Cambridge, S. ix - xxxv.
 West, Edwin G. 1969: *The Political Economy of Alienation: Karl Marx and Adam Smith*, in: *Oxford Economic Papers*, Vol. 21, S. 1 - 23.
 Wood, Allen 1981: *Marx and Equality*, in: *Issues in Marxist Philosophy*, Vol. 4, zitiert nach dem Wiederabdruck in: J. E. Roemer (Hrsg.): *Analytical Marxism*, Cambridge 1986, S. 283-303.
 Wood, Allen 1995: *Alienation*, in: *The Oxford Companion to Philosophy*, hrsg. von Ted Honderich, Oxford/New York, S. 21f.

Alfred Müller

Marxistische Konjunkturforschung - einige methodische Überlegungen

Die Konjunkturforschung beschäftigt sich, gleich welcher Richtung, mit a) der Konjunkturdiagnose, b) der Konjunkturerklärung und c) der Konjunkturpolitik. Die Konjunkturdiagnose umfasst die Bestimmung der Indikatoren, der Länge, der Phasen, der Wendepunkte, der Zyklen-Schwankungsbreite und der Analyse der internationalen Konjunkturverflechtung. Innerhalb der Konjunkturerklärung erfolgt die Erforschung der Konjunkturursachen. Im Bereich der Konjunkturpolitik werden die Effizienzwirkungen der einzelnen konjunkturpolitischen Maßnahmen untersucht und geeignete Maßnahmen empfohlen.

Marxistische Konjunkturdiagnose

Die Konjunkturforschung der Marxisten stützt sich auf die Erkenntnisse und auf die Wissenschaftsmethodik von Karl Marx und versucht diese weiterzuentwickeln.

1. Zur Zykleneinteilung

Karl Marx betrieb umfangreiche Konjunkturstudien (vgl. Müller 1983, S. 11ff.). Sein Hauptbeobachtungsland war England. Er entdeckte dort die Konjunkturzyklen mittlerer Längen (7-11 Jahre), die später bürgerliche Konjunkturtheoretiker aufgrund fehlender Kenntnis der Marx-Primärliteratur Juglar-Zyklen nannten. Während Marx schon in den 1840er Jahren die Existenz der mittleren Zyklen nachwies, veröffentlichte Juglar erst in den 1850er Jahren ähnliche Ergebnisse (vgl. Schumpeter 1961, S. 172, Fn 27).

Nach dem Entdecker werden in diesem Artikel die mittleren Zyklen Marx- und nicht (wie in den Lehrbüchern üblich) Juglar-Zyklen genannt, ein Ansatz, der in der Wirtschaftsliteratur übernommen werden sollte.

Die kurzfristigen Zyklen von 3- bis 5-jähriger Dauer kannte Marx ebenfalls (vgl. MEW 23, S. 661, S. 666; MEW 35, S. 156). Sie waren für ihn aufgrund der minimalen Produktions- und Arbeitsmarkteinflüsse von keiner wirtschaftlichen und politischen Tragweite. Die Existenz langer Konjunkturwellen von 40 bis 60 Jahren konnte von Marx nicht überprüft werden, da ihm das Datenmaterial und der erforderliche Beobachtungszeitraum fehlte. Marx starb 1883. Das Ende der „Großen Depression“ in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und damit den abgeschlossenen ersten potentiellen langen Zyklus konnte Marx zwar noch erleben, aber nicht mehr auswerten (vgl. MEW 34, S. 370f., S. 447).

Mit der „Krise von 1825“ eröffnete nach Marx die große Industrie „den periodischen Kreislauf ihres modernen Lebens“ (MEW 23, S. 20). Wenn aus marxistischer Sicht von Konjunkturzyklen gesprochen wird, ist damit der Zyklus mittlerer Länge, der Marx-Zyklus, gemeint. Er prägt bis heute den Ak-

kumulationsverlauf in allen industrialisierten kapitalistischen Ländern. In Deutschland lässt sich der Marx-Zyklus (aufgrund der dazwischen liegenden kurzfristigen Zyklen auch *M-Zyklus* genannt) bis in die jüngste Zeit verfolgen (siehe Übersicht). Marx lieferte damit eine prognostische Leistung, die ihresgleichen sucht.

Wir befinden uns augenblicklich im sechsten Nachkriegszyklus. Die letzte abgeschlossene Wirtschaftskrise fand in Deutschland 1993 statt. Der darauf folgende Marx-Konjunkturzyklus folgte dem klassischen Verlauf. 1996 bestand ein Zwischentief und zur Zeit, 2002, befindet sich Deutschland erneut in einer tiefen Konjunkturlaute. Der Zyklus dauerte 9 Jahre und lag damit in der von Marx angegebenen Länge.

Übersicht: Marx-Konjunkturzyklen in Deutschland 1843-2002

Zyklus	Dauer
1843 - 1851	9 Jahre
1852 - 1861	10 Jahre
1862 - 1868	7 Jahre
1869 - 1879	11 Jahre
1880 - 1887	8 Jahre
1888 - 1894	7 Jahre
1895 - 1902	8 Jahre
1903 - 1909	7 Jahre
1910 - 1923	14 Jahre (Zwischenzeit 1. Weltkrieg)
1924 - 1932	9 Jahre
	2. Weltkrieg
1945 - 1958	1. Nachkriegszyklus
1959 - 1967	9 Jahre (2. Nachkriegszyklus)
1968 - 1975	8 Jahre (3. Nachkriegszyklus)
1976 - 1982	7 Jahre (4. Nachkriegszyklus)
1983 - 1993	11 Jahre (5. Nachkriegszyklus)
1994 - 2002	9 Jahre (6. Nachkriegszyklus, Ende noch offen)

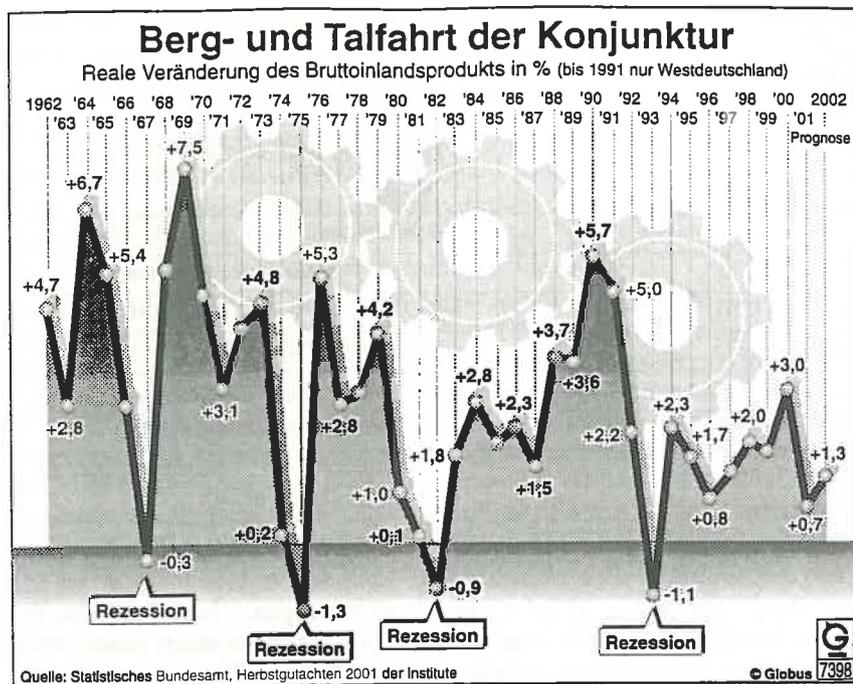
Quelle: Spiethoff 1955, S. 145ff.; Henning 1974, S. 104; Globus Kartendienst (Eigene Darstellung)

Die These vom M-Zyklus, der Kombination von Juglar- und Marxzyklus, erkennt Wendl (2001, S. 32) zwar für die ersten vier Nachkriegs-Konjunkturzyklen, aber aufgrund zunehmender Globalisierungseinflüsse nicht mehr für

den fünften und sechsten Konjunkturzyklus an. Diese Sicht hält einer empirischen Prüfung nicht Stand, da sowohl 1987 und 1996 deutliche Konjunktur-einbrüche vorhanden waren.

Der Glaube, der klassische Zyklus sei tot, er habe sich überlebt, erweist sich seit mehr als 175 Jahren als Irrtum und wird regelmäßig durch den Konjunkturalltag widerlegt. Die Vertreter der „New Economy“ verkündeten lange, die Informationstechnologie würde die Gesetze der Konjunktur aufheben und ökonomische zyklische Krisen würden im Kapitalismus der Vergangenheit angehören. Dann brach 2001 die Talfahrt aus und erfasste alle Volkswirtschaften der Triade USA, Japan und Europa.

Von einer Zunahme unregelmäßiger Oszillationen und damit einer Auflösung des typischen Verlaufsmusters der Konjunktur, eine These, die schon im 19. Jahrhundert vertreten wurde und verstärkt in jüngster Zeit wieder auftaucht (Krüger 1998, S. 11; Kuczynski 1996, S. 22ff., Teichmann 1997, S. 389), kann aus theoretischen und empirischen Gründen nicht die Rede sein. Die Position gehört teils zum neoklassischen Gedankengut (z.B. bei Teichmann), wonach in der kapitalistischen Wirtschaft bloß zufällige Einbrüche, aber keine regelmäßigen Schwankungen auftreten; andererseits entspricht sie einem überzogenen Glauben an den Verfall des Kapitalismus (z.B. bei Kuczynski [1998, S. 22]: Ich „würde ... nicht mehr von Zyklen sprechen, sondern von Chaos“).



Ebenso wenig wie die Konjunktur-Auflösungsthese ist die Position haltbar, der Konjunkturverlauf der deutschen Nachkriegszeit bestünde nur aus den 3 bis 5jährigen Zyklen, den Kitchin-Zyklen (vgl. Krüger 1998, S. 8ff.). Schon Schumpeter schrieb: „Was der Geschäftsmann sieht, empfindet und berücksichtigt, sind nur die relativ kurzen Wellen. Das wären [...] die Kitchinzyklen.“ (1961, Bd. 1, S. 183)

Anhand der Wachstumsraten des realen Bruttoinlandsprodukts (siehe Schaubild) lässt sich eindeutig der Marx-Zyklus ableiten. Die Tiefpunkte haben, abgesehen von den Zwischentiefs, einen Abstand von 7 - 11 Jahren (im Schaubild sind die ersten beiden Zyklen nicht enthalten):

1. Zyklus: bis 1958
2. Zyklus: 1958 bis 1967 = 9 Jahre
3. Zyklus: 1968 bis 1975 = 8 Jahre
4. Zyklus: 1976 bis 1982 = 7 Jahre
5. Zyklus: 1983 bis 1993 = 11 Jahre
6. Zyklus: 1994 bis 2002 = 9 Jahre.

Aus marxistischer Sicht ist die Frage nach der Zyklenlänge von erheblicher Bedeutung. Aufgrund der enormen wirtschaftlichen, sozialen, individuellen und politischen Negativwirkungen für die abhängig beschäftigte Bevölkerung bilden nach Marx die periodischen *mittelfristigen* Wirtschaftskrisen wesentliche Voraussetzungen für die Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise (vgl. Müller 1983, S. 88). Mit der Reduktion des Zyklenverlaufs auf kleine Schwankungen und mit der Verneinung der Marx-Zyklen wird der Wirtschaftskrise die soziale und politische Bedeutung genommen und ihre Systemveränderungs-Funktion aufgehoben.

Krüger (1998) lehnt die Marx-Zyklen für die deutsche Nachkriegszeit aus folgenden Gründen ab:

1. Eine Zuordnung von zwei Kitchin-Zyklen zu einem Marx-Zyklus sei empirisch nicht nachweisbar (S. 8).
2. Der Marx-Zyklus ließe sich theoretisch nicht stimmig begründen, wenn man den Multiplikatorprozess als wesentliches Merkmal für den zyklischen Verlauf der Konjunktur begreift. (S. 10)
3. Eine internationale Signifikanz der Marx-Zyklen sei in der Nachkriegs- und Zwischenkriegszeit und in der Zeit vor dem 1. Weltkrieg nicht nachweisbar (S. 10).

Da die Existenz der Marx-Zyklen nicht vom Zusammentreffen zweier Kitchin-Zyklen abhängig ist, geht die erste Kritik am Problem vorbei. Die zweite Kritik ist verfehlt, weil Multiplikatorprozesse nicht zu den kausalen Merkmalen des Konjunkturverlaufs gehören, sondern nur Verstärkungsprozesse darstellen. Auch die dritte Kritik der fehlenden internationalen Signifikanz bleibt unzutreffend, da die Konjunkturzyklen in den entwickelten kapitalistischen Ländern ähnliche mittelfristige Längen aufweisen.

Die in der obigen Übersicht zusammengestellten Konjunkturzyklen von 1843 - 2002 in Deutschland haben durchgehend eine Länge von 7 - 11 Jahren (abgesehen von den Weltkriegszeiten). Ein Strukturbruch zwischen dem 19. und dem 20. Jahrhundert ist *nicht* erkennbar.

Ob die aufgetretenen „Großen Depressionen“ im 19. und 20. Jahrhundert historische Besonderheiten der Marx-Zyklen darstellen oder zu eigenen gesetzmäßigen Zyklen (den Kondratieff-Zyklen) gehören, sollte von den Marxisten weiterhin erforscht werden. Mehrheitlich wird aus marxistischer Sicht (vgl. Goldberg 1985; Müller 1983, S. 511ff.) die gesetzmäßige und empirische Existenz der langen Zyklen als offene Hypothese angesehen.

2. Zur Indikatoren- und Phasenanalyse

Die restlichen Bereiche der marxistischen Konjunkturdiagnose (Indikatoren-, Phasen- und Verflechtungsanalyse) befinden sich im Forschungs-Anfangsstadium. Marx selbst wählt die Produktion als Präsenzindikator der Konjunkturbewegung (vgl. Müller 1983, S. 17, S. 106ff.). Zu klären bleibt, ob wie üblich das Bruttoinlandsprodukt oder der Bruttoproduktionswert der bessere Indikator ist. Die Frage, mit welchem Maßstab die Mengen zu aggregieren sind, ist ebenfalls noch nicht eindeutig beantwortet worden.

Den Konjunkturverlauf teilt Marx, wie heute üblich, in vier Phasen ein (vgl. Müller 1983, S. 105 ff.). Eine einheitliche Bezeichnung hat sich bei den Marxisten bisher nicht durchgesetzt (ähnliche Defizite bestehen in der bürgerlichen Konjunkturforschung). Bei der Konjunkturamplitude geht Marx von steigenden Schwankungen aus (vgl. Müller 1983, S. 119). Dies mag eine Grundlage der Marxschen Fehleinschätzung gewesen sein, die Revolution stünde unmittelbar bevor. Tatsächlich sind die Schwankungsbreiten – abgesehen von den „Großen Depressionen“ – relativ konstant geblieben. Mit seiner These der steigenden Schwankungsintensität schlägt Marx möglicherweise die Brücke zu den langen Konjunkturwellen und verknüpft diese mit dem vom ihm aufgestellten Gesetz des tendenziellen Profitratenfalls, ein Modellansatz, der von Marxisten in die Untersuchung der Akkumulationsdynamik einbezogen werden sollte.

Marxistische Konjunkturerklärung

Unregelmäßigkeiten gehören zu den Wesensmerkmalen der Konjunkturerwicklung. Jede Konjunktur hat aufgrund wechselnder Rahmenbedingungen eigene individuelle historische Muster. Exogene Einflüsse überlagern die endogenen Faktoren in wechselnder Stärke und führen immer wieder zu Verschiebungen im Zyklenmuster. Marx waren diese Unregelmäßigkeiten bekannt. So schrieb er im zitierten Brief an Danielson: „Die Phänomene sind diesmal ganz eigenartig, sie unterscheiden sich in vieler Beziehung von den früheren ...“ (MEW 34, S. 370). Die neoklassische historische Schule benutzt die Besonderheiten, um den Zyklen die Periodizität abzuerkennen. Dagegen betont Marx, dass der industrielle Zyklus sich „periodisch reproduzieren“ wird (MEW 25, S. 506).

Bei aller Verschiedenheit sind für Marx

- a) die Zyklen Folge der Bewegungsdynamik der industriellen kapitalistischen Produktionsweise und damit systemendogener Natur,
- b) die systemprägenden Elemente von Zyklus zu Zyklus identisch und
- c) die regelmäßige Wiederkehr der Zyklen gesetzmäßiger Natur.

Eine eindeutige Konjunkturerklärung liefert Marx nicht. Seine Konjunktur-Ursachenforschung blieb unvollendet.

Wie in der bürgerlichen besteht heute innerhalb der marxistischen Konjunkturforschung eine Vielfalt unterschiedlicher Konjunkturtheorien (Übersicht bei Müller 1983, S. 19ff.). Allgemein erzeugen nach Marx die Widersprüche der industriellen kapitalistischen Produktionsweise die regelmäßig wiederkehrenden Wirtschaftskrisen. Je nachdem, auf welche Marxsche Widerspruchsform zurückgegriffen wird, stützen sich die marxistischen Erklärungsvarianten auf Faktoren, die

1. dem direkten Produktionsprozess,
2. der Zirkulationssphäre (dem Marktmechanismus) und
3. der Vernetzung beider Ebenen entstammen.

In der Diskussion werden sowohl mono- wie multikausale marxistische Konjunkturtheorien vertreten. Die marxistische Erklärungsvielfalt ergibt sich aus der unterschiedlichen Auswahl und Gewichtung der von Marx genannten kapitalistischen Widersprüche. Dahinter verbergen sich abweichende Einschätzungen der Wesensmerkmale und daraus abgeleitet der Funktionsgesetze der kapitalistischen Produktionsweise.

Wie ist mit der Vielfalt der marxistischen Konjunkturerklärungen umzugehen? Zur Einengung der Erklärungsvielfalt verweise ich auf folgende Kernpunkte bei Marx:

1. Marx trennt zwischen den Konjunkturmöglichkeiten, den konjunkturbeeinflussenden Faktoren, und den Konjunkturnotwendigkeiten, den konjunkturverursachenden Faktoren.
2. Er leitet die Möglichkeiten der periodischen Wirtschaftskrise aus der Zirkulationssphäre (dem Marktmechanismus) und den Staatsaktivitäten ab (MEW 26.2, S. 498-524). Diese sind für die historischen Besonderheiten verantwortlich.
3. Die Notwendigkeit der Konjunkturzyklen ergibt sich nach Marx erst aus den spezifischen Merkmalen der relativen Mehrwertproduktion (MEW 26.2, S. 529, S. 580; GR, S. 319, S. 653ff.; R, S. 63). Weder die kapitalistische Produktion als solche noch die absolute Mehrwertproduktion erzeugen aus sich heraus Konjunkturzyklen.
4. Die Zyklen sind monokausal zu erklären, d.h. die Zyklen entspringen nach Marx nicht mehreren sondern einem Hauptwiderspruch (MEW 26.2, S. 529).

(Nach Mandel [1968/444] müssen dagegen alle kapitalistischen Widersprüche zur Krisenerklärung herangezogen werden.)

5. Die zyklenerzeugenden Faktoren bleiben von Zyklus zu Zyklus gleich (MEW 26.3, S. 119; MEW 12, S. 571).

6. Fiskal- und geldpolitische Staatseingriffe verändern nach Marx den konkreten Konjunkturverlauf, aber sie verursachen nicht die Zyklusperiodizität (MEW 27, S. 174, MEW 10, S. 603; MEW 12, S. 548; MEW 26.3, S. 35-56, MEW 25, S. 507).

7. Der Konjunkturzyklus ist auf der Modellebene des Gesamtkapitals zu erklären, d.h., Beziehungen zwischen den Einzelkapitalen scheiden als Erklärungsgründe aus (vgl. Müller 1983, S. 539ff.).

8. Konjunkturzyklen sind national bedingt (MEW 25, S. 255).

9. Internationale Wirtschaftsverflechtungen beeinflussen den nationalen Konjunkturverlauf, ändern aber nicht das klassische Zyklusmuster (vgl. Müller 1983, S. 100, Fn. 1).

10. In den Marx-Werken „Das Kapital“, „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“ und „Theorien über den Mehrwert“ besteht ein einheitlicher Erklärungsansatz. Ein erkenntnistheoretischer Entwicklungsprozess zeigt sich lediglich zwischen den 1840er und 1850er Jahren (vgl. Müller 1983, S. 18).

11. Zwischen dem Profitratengesetz und dem Konjunkturzyklus bestehen aufgrund der relativen Mehrwertproduktion kausale Zusammenhänge.

Werden diese Kernpunkte akzeptiert, ergeben sich für die marxistische konjunkturelle Ursachenforschung folgende Ansätze:

- Die Produktivkraftentfaltung in Form der Produktivkraft der Arbeit ist als Grundlage der relativen Mehrwertproduktion ein wesentlicher Baustein der Marx-Zyklen.

- Eine Trennung zwischen der Konjunkturtheorie und der Theorie der überzyklischen Akkumulation ist aufgrund der kausalen Verknüpfung nicht möglich. Über die Produktivkraft der Arbeit und ihrer widersprüchlichen kapitalistischen Entwicklung sind das Profitratengesetz und die industriellen Zyklen miteinander verknüpft.

- Der tendenzielle Fall der Profitrate ist ein überzyklisches Phänomen. Marx gehört mit dem vom ihm formulierten Profitratengesetz zu den Stagnationstheoretikern. Eine geschlossene marxistische Konjunkturtheorie ist mit der Marxschen Stagnationstheorie zu verbinden. Hier ergeben sich mögliche Vernetzungen mit der Theorie langer Wellen.

- Die Stagnationstheorie ist von der Zusammenbruchstheorie zu trennen. Marx prognostiziert keinen Zusammenbruch des Kapitalismus, wohl aber eine dem Kapitalismus innewohnende Stagnationstendenz. (Die Zusammenbruchstheorie geht auf Engels [MEW 38, S. 188ff.] und die Marxisten der 20/30er Jahre zurück [vgl. Grossmann 1929, S. 23ff.]).

- Ungleichgewichte auf den Güter-, Arbeits- und Geldmärkten, Fehleingriffe des Staates und außenwirtschaftliche Störungen und Anpassungskosten scheiden zur Konjunkturerklärung aus.

Mit diesen Abgrenzungen entfallen alle marxistischen Konjunkturerklärungen, die den technischen Fortschritt auf die Trendanalyse beschränken und die Konjunktur wie Krüger (1998, S. 11) keynesianisch auf Nachfrageschwankungen und damit Schwankungen in der Auslastung des Produktionspotentials reduzieren. Die Entwicklung des Produktionspotentials ist aufgrund dieser Überlegungen ein Prozess, der innerhalb des Konjunkturablaufs und durch dieselben Bestimmungsfaktoren stattfindet.

Durch die Ursachenverbindung von Trend- und Konjunkturverlauf entfällt die Trennung von konjunktureller (nachfragebedingter) und struktureller (wachstumsdefizitärer) Arbeitslosigkeit, eine Unterscheidung, die in allen wirtschaftlichen Lehrbüchern vorzufinden ist.

Der Bezug des Profitratengesetzes auf den Trendverlauf ist unter Marxisten umstritten (vgl. Müller 1983, S. 287). Eine Klärung dieses Problems würde auch die Konjunkturbestimmung ein Stück voranbringen.

Mit den obigen Eingrenzungen werden neue Untersuchungsbereiche abgesteckt. Offen bleibt, wie über den kapitalistischen Einsatz der Produktivkraft der Arbeit die industriellen Zyklen erzeugt werden, d.h. was den oberen und unteren Wendepunkt gesetzmäßig erzeugt, wieso die Zyklenlänge in engen Grenzen verbleibt und warum die Amplituden relativ gleichmäßig verlaufen. Diese Untersuchungen müssen noch geleistet werden.

Wenn die relative Mehrwertproduktion sowohl die Konjunktur-Zyklen und den tendenziellen Profitratenfall herbeiführt, dann muss der technische Fortschritt ein zentraler Untersuchungsgegenstand der marxistischen Forschung werden. Hier besteht ein großes Defizit. (Teilweise bedingt durch den Mangel an marxistischen Forscherinnen und Forschern im universitären Bereich.) Die theoretische Analyse des technischen Fortschritts ist in der marxistischen Diskussion sehr unterentwickelt. Unter den Linken dominieren neoklassisch-keynesianische Richtungen, die den technischen Fortschritt modelltheoretisch als exogenen Faktor und als vorwiegend produktive Kraft des Kapitalismus und nicht wie Marx als endogenen Faktor und zugleich als Destruktivkraft erfassen. Grundlage der neoklassischen Dominanz im Verständnis des technischen Fortschritts bei Marxisten ist ihre fehlende Abkopplung von der neoklassischen Gleichgewichtstheorie, dem Rückgrat der Neoklassik, in die die neoklassische Theorie des technischen Fortschritts eingebettet ist. Vom neoklassischen Gleichgewichtskonzept haben sich die meisten Marxisten (noch) nicht gelöst, obwohl sie zu den heftigsten Kritikern der Neoklassik gehören.

Eine marxistische Akkumulationstheorie kommt nur voran, wenn es ihr gelingt, sich von der neoklassischen Gleichgewichtstheorie zu lösen und den Dialektikansatz in die Wirtschaftstheorie zu integrieren. Die marxistische Alternative zur neoklassischen Gleichgewichtstheorie ist die Marxsche Dialektiktheorie, die bis heute wirtschaftstheoretisch unbeachtet blieb.

Nach Marx verläuft die kapitalistische Bewegung widersprüchlich: Die Synthese verschiedener Kräfte, die Tendenz zum Gleichgewicht, enthält zugleich die Entwicklung neuer sich widersprechender Faktoren, die Tendenz zum Ungleichgewicht. Daraus entwickelt sich wieder eine Synthese und aus ihr erneut das Ungleichgewicht. Auf dieser Grundlage entwirft Marx das methodische Konzept des Gesamtkapitals, welches er benötigt, um die Bewegungsursachen des Kapitalismus herauszufinden. Ein Verständnis der Marxschen Konjunkturursachen setzt entsprechend ein Verständnis der Marxschen Gesamtkapitalmethodik voraus, eine Aufgabe, die aufgrund des hohen Abstraktionsgrades zu den schwierigsten der Marx-Analysen gehört.

Die Marxistische Konjunkturpolitik

Marx leitet wie Keynes Wirtschaftskrisen aus systemendogenen Kräften ab. Wie bei Keynes lassen sich nach Marx konjunkturelle Schwankungen nur über „Sozialisierungsprozesse“ beseitigen. Während Keynes jedoch die kapitalistische Wirtschaft erhalten und mit einer staatlichen Investitionslenkung verknüpfen möchte, sieht Marx die Lösung nur über die Überwindung der kapitalistischen Produktionsweise.

Solange der industrielle kapitalistische Produktionsprozess bestehen bleibt, werden laut Marx, gleich welche Variante der bürgerlichen Konjunktursteuerung betrieben wird, mittlere Konjunkturzyklen und die Massenarbeitslosigkeit bestehen bleiben. Empirisch abgesichert wird diese Aussage durch die mehr als 170-jährige Existenz der Konjunkturzyklen, die bisher allen wirtschaftspolitischen Staatseingriffen getrotzt haben. Konjunkturpolitische Maßnahmen bewirken aus Marxscher Sicht keine Glättung und Aufhebung der Konjunkturzyklen, wenn nicht zugleich der Kapitalismus überwunden wird. Eine marxistische Konjunkturpolitik, die die Aufhebung der Konjunkturzyklen zum Ziel hat, ist daher zugleich sozialistische Transformationspolitik.

Sie beinhaltet Maßnahmen, die die kurzfristigen Instrumente der Reproduktions- und Beschäftigungssicherung der abhängig Beschäftigten mit den langfristigen Instrumenten der Errichtung eines nachhaltigen Wirtschaftssystems verbindet. Für Marxisten bedeutet dies, dass sie eine fundierte Alternative zum Kapitalismus entwickeln und die kurz- bis mittelfristigen Maßnahmen schlüssig in die Fernziele integrieren müssen. Nur dann kann eine effiziente marxistische Konjunkturpolitik betrieben werden, die zugleich geeignet ist, den abhängig Beschäftigten eine Perspektive zu bieten.

Zusammengefasst: Seit mehr als 170 Jahren prägen die Marx-Zyklen den kapitalistischen Entwicklungsprozess. Marx war einer der ersten, der ihre Gesetzmäßigkeit erkannte und sie aus den Wesensmerkmalen der industriellen kapitalistischen Produktion ableitete. Lücken in den Bereichen der Diagnostik, Theorie und Politik sollten die Marxisten anspornen, die Konjunkturforschung wieder aufzunehmen und nicht von vorgefertigten Dogmen auszugehen.

Literatur

- Goldberg, Jörg (1985): Das Konzept der „Langen Wellen“ der Konjunktur, in: IMSF, Informationsbericht Nr.41, Frankfurt am Main
- Grossmann, Henryk (1970): Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems [1929], Archiv sozialistischer Literatur, Verlag Neue Kritik, Frankfurt/M., 2. Auflage
- Henning, F.-W. (1974): Das industrialisierte Deutschland 1914 bis 1972, UTB Schöningh, Paderborn
- Krüger, Stephan (1998): Konjunktur und Krise, in: Supplement der Zeitschrift Sozialismus 7-8/98
- Kuczynski, Jürgen (1996): Kapitalismus – Nicht nur Feind, auch Lehrmeister, Interview mit Jürgen Kuczynski, in: Sozialismus 6/96, S. 22-24
- Mandel, Ernest (1968): Marxistische Wirtschaftstheorie, 4. Auflage, Frankfurt/Main 1976
- Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke, Berlin/DDR, 1956 ff. (zit. als MEW)
- Marx, Karl: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/Main (zit. als GR)
- Marx, Karl (1969): Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses, Verlag Neue Kritik, Frankfurt/M. 1969 (zit. als R)
- Müller, Alfred (1983): Die Marxsche Konjunkturtheorie – Eine überakkumulations-theoretische Interpretation, Dissertation Universität Bremen
- Schumpeter, Joseph A. (1961): Konjunkturzyklen, Bd.1 + 2, Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht Verlag
- Spiethoff, Arthur (1955): Die wirtschaftlichen Wechsellagen, Mohr/Siebeck und Polygraphischer Verlag, Tübingen/Zürich
- Teichmann, Ulrich (1997): Grundriß der Konjunkturpolitik, Verlag Vahlen, 5. Auflage, München
- Wendl, Michael (2001): Konjunkturzyklus und Konjunkturtheorie, in: isw-report Nr. 49, S. 29-34

Wohin geht die Fahrt?

Nicht nur die Automobilkonjunktur macht wieder von sich reden

Nun kommt er doch: Der konjunkturelle Absatz- und Produktionsrückgang in der Automobilindustrie wird allenthalben für das laufende Jahr erwartet. Konnten die deutschen Autoproduzenten die schon in den beiden vergangenen Jahren „schwächelnde“ Inlandsnachfrage noch durch entsprechende Exportsteigerungen kompensieren¹, so erwartet der Verband der Automobilindustrie (VDA) für das laufende Jahr einen Produktionsrückgang um etwa vier Prozent. Weil die drei weltweit wichtigsten Automobilmärkte (Nordamerika, Westeuropa, Japan) – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß – von der Richtung her „mehr oder weniger im Gleichklang marschieren“ (Handelsblatt, 14.01.02), ist das „Ausgleichsventil Export“ für alle verstopft: Der Rückgang in Westeuropa wird vor allem den großen deutschen Massenherstellern Volkswagen, Opel und Ford zu schaffen machen, während den schwerpunktmäßig in höheren Marktsegmenten angesiedelten Produzenten Audi, BMW, Mercedes und vor allen Dingen Porsche der Gegenwind auf dem nordamerikanischen Exportmarkt ins Gesicht blasen dürfte. Hier konnten sie nicht zuletzt wechselkursbedingte Konkurrenzvorteile (Euroschwäche gegenüber dem US-Dollar) zum Ausbau ihrer Marktanteile nutzen.

Wenngleich der konjunkturelle Nachfrageausfall alle Autokonzerne trifft, so sind sie doch längst nicht gleichermaßen betroffen. Diejenigen Unternehmen, die den strukturellen Anforderungen künftiger Automobilproduktion schon heute mehr oder weniger entsprechen, werden die konjunkturelle Abschwächung weitgehend unbeschadet überstehen, während einige derjenigen, die hier noch Nachholbedarf haben, durchaus in arge Bedrängnis kommen könnten. Die Rahmenbedingungen künftiger Automobilproduktion sind bekanntermaßen folgende:

- weitgehende Sättigung der großen, traditionellen Absatzmärkte in Nordamerika, Westeuropa und Japan²;
- erhebliche Absatzchancen vor allem in Südamerika und Asien³;

¹ Mit 3,6 Millionen Autos sind im vergangenen Jahr zwei Drittel der deutschen PKW-Produktion exportiert worden; so viele wie noch zuvor. Im Jahr 2002 wird dieses „Ausgleichsventil für den schwachen Inlandmarkt“ (FAZ, 13.12.01) fehlen, weil die Autoverkäufe auch im übrigen Westeuropa und in Nordamerika rückläufig sein werden.

² Was keine Nachfrigestagnation bedeuten muß. Eine neue Shell-Studie sieht in den Frauen und in den älteren Menschen ein noch längst nicht ausgeschöpftes Nachfragepotential für den zukünftigen deutschen Autoabsatz; vgl. Wirtschaftswoche (www.wiwo.de; 10.09.01).

³ Hier neben China vor allem auch Indien: „Auf Grund der rasch steigenden Nettoeinkommen – über 200 Millionen Inder zählen mittlerweile zur kaufkräftigen Mittelschicht – gehen die mei-

- Notwendigkeit weiterer Produktionsinternationalisierung zur Sicherung von Auslandsmärkten („Produktion vor Ort“) und in der Folge teilweise Erschließung auch traditioneller Exportmärkte über diese neuen Produktionsstandorte;
- Überkapazitäten in der Fahrzeugfertigung, die sich weltweit mittlerweile auf mehr als 20 Millionen Einheiten summieren;
- weitere Erschließung vorhandener Produktivitätsreserven in der Fahrzeugfertigung sowie Optimierung des Produktionsvolumens⁴ und Komplettierung der Produktpalette⁵ auf Konzernebene⁶.

Für die Konzerne sind gegenwärtig die Erfordernisse der Optimierung des Produktionsvolumens und der Komplettierung der Produktpalette vor dem Hintergrund der beträchtlichen Überkapazitäten besondere Herausforderungen; dies gerade auch deshalb, weil die Autonachfrage konjunkturbedingt „schwächelt“. Gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts spielte die Kapitalzentralisation in der Automobilindustrie in diesem Kontext eine wichtige Rolle. Verschiedenen Unternehmen gelang es (mehr oder weniger erfolgreich), durch den Erwerb erheblicher Kapitalbeteiligungen an bisherigen Konkurrenten Produktionsvolumen und Produktpalette auf Konzernebene im oben genannten Sinn zu verbessern. Dabei verringerte sich die Zahl der eigenständigen Automobilunternehmen, die sich Anfang der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts weltweit noch auf 60 belief, auf nur mehr 15 zur Jahresmitte 1999⁷. Die nach langem Hin und Her nun offensichtlich unmittelbar bevorstehende Übernahme des südkoreanischen Autokonzerns Daewoo Motor durch General Motors läßt die Zahl eigenständiger Automobilunternehmen demnächst wohl auf 14 sinken. Ob es allerdings eine realistische Expertenschätzung ist, die Hypo-Vereinsbank und Mercer Management Consulting im September letzten Jahres abgegeben haben, wonach die Zahl der Fahrzeugproduzenten bis zum Jahr 2010 auf sechs bis maximal zehn Unternehmen zusammenschmelzen werde (vgl. Spiegel Online – 11. September 2001 [www.spiegel.de]), mag dahingestellt bleiben; sehr plausibel scheint sie aus heutiger Sicht nicht. Weitaus interessanter ist die Frage, die die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ am 11. Januar diesen Jahres im Zusammenhang mit den aktuellen Problemen bei Opel aufwirft: „Wer sagt, daß der Automobilhersteller nicht zum Übernahmekandida-

sten Analysten davon aus, (...) daß Indien (...) im Jahr 2010 (...) hinter China der zweitgrößte Fahrzeugmarkt in Asien sein“ könnte; vgl. Wirtschaftswoche (www.wiwo.de; 08.11.00).

⁴ „In der Automobilindustrie mehren sich die Stimmen, ein Hersteller müsse mindestens 2,5 Millionen Fahrzeuge im Jahr produzieren, um im internationalen Wettbewerb bestehen zu können; FAZ, 29.01.99.

⁵ In der Automobilindustrie herrscht weltweit die Einschätzung vor, „daß ein Automobilkonzern für das dauerhafte Überleben ein Vollprogramm anbieten müsse, vom Kleinwagen bis zum Schwerlastwagen“; FAZ, 12.08.98.

⁶ Daß die beiden letztgenannten Erfordernisse nicht für „Nischenproduzenten“ gelten müssen, belegt nach wie vor der Erfolg von Porsche.

⁷ Vgl. D. Düe, Autoindustrie im Übernahmefieber, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung 39/1999, S. 92 ff.

ten wird wie die Swissair?“ Hier kann allerdings die Gegenfrage gestellt werden, welcher Autokonzern denn aus welchen Gründen ein Interesse an Opel haben sollte? Schließlich ist Opel mit seiner Modellpalette mittlerweile massiv in das weniger profitträchtige Marktsegment der unteren Mittel- und Kleinwagenklasse („Brot-und-Butter-Autos“) abgerutscht. Dort ist jeder Konzern selbst ausreichend verankert und niemand dürfte bestrebt sein, gerade hier noch mehr Produktionspotential zu besitzen. Im Gegenteil: Weltweit konzentrieren sich gerade in diesem Sektor die Überkapazitäten; hier steht eher Abbau als Übernahme bzw. Ausweitung auf der Tagesordnung. Für Opel bzw. für die gesamte europäische Dependance von General Motors könnte sich, zugespitzt formuliert, in den nächsten Jahren weniger die „Übernehmens“- als die „Überlebensfrage“ stellen. Auch wenn nicht davon ausgegangen werden kann, daß General Motors seinen europäischen Produktionsstützpunkt zukünftig vollständig auflösen würde, so ist noch lange nicht ausgemacht, in welchem Umfang Opel-Kapazitäten weiterhin dazugehören werden. Mit ähnlichen Problemen könnte im übrigen bald auch die VW-„Tochter“ Seat in Spanien konfrontiert werden. Verschärfend käme hier hinzu, daß der VW-Konzern selbst so „europäisch“ ist, daß er nicht zwingend einer südwesteuropäischen „Tochter“ bedarf.

Auf der anderen Seite sind sämtliche Automobilkonzerne bestrebt, Kapazitäten im Bereich der sogenannten Premium-Autos, also im obersten und auch im oberen Marktsegment auf- bzw. auszubauen⁸: Der Ford-Konzern bemüht sich verstärkt mit seiner von einem früheren BMW-Manager geleiteten Premier Automotive Group um diesen Marktausschnitt; VW will künftig mit einem neuen Konzept in die gleiche Kerbe schlagen, und auch bei General Motors soll an einer Gruppe um die Konzernmarken Cadillac, Alfa Romeo, Saab und Lancia getüftelt werden. „Der Gegner ist ausgemacht: Die etablierten Marken Mercedes, BMW und auch die VW-Tochter Audi haben in den vergangenen Jahren hohe Gewinne abgeschöpft, weil sie im Gegensatz zu den (...) Massenerstellern (...) solide Margen und Wachstumsraten erreicht haben“ (FAZ, 24.11.01). Interessant ist dieser Markt seit jeher aus zwei Gründen:

1. Der Absatz ist weitaus weniger konjunkturanfällig;
2. die Profitspannen sind deutlich höher als in den nachgeordneten Fahrzeugklassen⁹.

⁸ Wobei bisher schwerpunktmäßige „Nobelklasseproduzenten“ ihre Produktpalette auch nach unten hin vervollständigen. Mercedes-Benz hat dies bereits vor allem mit dem „Smart“ vorgeführt. BMW will im Jahr 2004 ein neues Einsteigermodell („1er“) auf den Markt bringen. Auch die Ford-„Tochter“ Jaguar wird ihre Produktpalette entsprechend erweitern; vgl. manager-magazin (www.manager-magazin.de; 16.11.01).

⁹ Insofern behalten die vielleicht etwas simplen anmutenden Feststellungen eines ehemaligen Chrysler-Chefs in seiner in den 1980er Jahren erschienenen Autobiographie auch für die Zukunft ihre Bedeutung: „Man muß jedem etwas bieten. Um sich abzusichern, braucht man immer auch ein Auto für den kleinen Mann. Aber man braucht auch Autos der Luxusklasse, denn man weiß ja nie, wann der kleine Mann seinen Job verliert. Auf eines scheint man sich in den Vereinigten Staaten selbst während einer Rezession verlassen zu können, nämlich, daß die Reichen immer reicher werden. Deshalb muß man immer Leckerbissen für sie bereithalten. (...) Je größer das

Nach einer Untersuchung des Instituts für Automobilwirtschaft (Ifa) der Fachhochschule Nürtingen hat das obere Segment mengenmäßig zwar nur einen Verkaufsanteil von zwölf Prozent am Gesamtmarkt, der umsatzbezogene Anteil liege allerdings bei 36 Prozent. Da nimmt es nicht Wunder, daß der Konkurrenzkampf zwischen den Automobilkonzernen auch bei der Oberklassenproduktion voll entbrannt ist. Auch wenn laut Ifa-Schätzung dieses Marktsegment im Vergleich zum Gesamtmarkt bis zum Jahr 2008 auf 7,2 Millionen Autos und damit überdurchschnittlich wachsen wird, ist abzusehen, daß angesichts der Ausbauplanungen der Autokonzerne auch hier Überkapazitäten bereits vorprogrammiert sind.

Wenn auch durch die Bestrebungen zur Komplettierung der Produktpaletten in den Autokonzernen teilweise neue Produktions- und Absatzfelder erschlossen und hierdurch positive Beschäftigungseffekte ausgelöst werden, wenn auch ein Unternehmen wie BMW ankündigt, im Jahr 2002 „erstmalig in der Unternehmensgeschichte mehr als eine Million Autos zu verkaufen“, wenn auch Porsche ein insgesamt erfolgversprechendes Jahr erwartet (vgl. manager-magazin [www.manager-magazin.de; 10.01.02]): Der Wind bläst in der Fahrzeugbranche aus einer anderen Richtung. Nicht nur der Konjunkturknick sorgt für Unruhe. In Japan senkten Nissan und Mitsubishi ihr Fertigungsvolumen um 20 Prozent. Chrysler hat bereits vor einem Jahr die Schließung von sechs Werken in den USA, einen Kapazitätsabbau um 400.000 Einheiten sowie die Streichung von 26.000 Arbeitsplätzen angekündigt. Es gilt als nicht ausgeschlossen, daß Chrysler noch in diesem Jahr ein weiteres PKW-Werk aufgeben könnte (vgl. Handelsblatt [www.handelsblatt.com; 6.01.02 und 8.01.02.]). Ford hat in seinen europäischen Werken im vergangenen Jahr die Fertigungskapazitäten von 2,1 auf 1,6 Millionen Einheiten gesenkt und dabei die britische Fiesta-Fabrik in Dagenham geschlossen. Für Nordamerika wurde Anfang 2002 ein umfassendes Restrukturierungsprogramm angekündigt, dem in den nächsten fünf Jahren weltweit 35.000 Arbeitsplätze (davon 22.000 in Nordamerika) zum Opfer fallen sollen, wobei die nordamerikanischen Produktionskapazitäten um 900.000 Einheiten vermindert und fünf Werke dort geschlossen werden sollen (vgl. FAZ, 12.01.02). Möglicherweise werden noch zwei weitere Werke stillgelegt, für die es keine neuen Produkte mehr gibt.

„Die Einschnitte, die Chrysler hinter sich und Ford unmittelbar vor sich hat, drohen auf mittlere Sicht auch bei General Motors“ (Handelsblatt [www.handelsblatt.com; 6.01.02]). Momentan präsentiert sich General Motors (GM), zumindest im Vergleich mit den beiden anderen großen us-amerikanischen Anbietern Ford und der DaimlerChrysler-„Tochter“ Chrysler, allerdings recht vorteilhaft: Allein GM gelang es im vergangenen Jahr, den Marktanteilsverfall auf dem heimischen Markt zu stoppen, und auch wenn der für 2001 ausgewiesene Jahresgewinn um mehr als zwei Drittel unter dem

Auto, desto größer der Gewinn.“ L. Iacocca, Eine amerikanische Karriere, Düsseldorf und Wien 1985, S. 118.

Vorjahresvergleichswert liegt, so schreibt GM immerhin schwarze Zahlen – anders als Ford und Chrysler. Von den vier Absatzregionen¹⁰ des Konzerns gilt Europa jedoch als „Sorgenkind“. Im laufenden Jahr wird dort mit einem operativen Verlust von 350 Millionen US-Dollar gerechnet, 2003 soll aber auch hier die Gewinnzone erreicht werden. Trotz der auf den ersten Blick vergleichsweise günstigen Situation im Gesamtkonzern beabsichtigt GM jedoch in Nordamerika und in Europa einen Stellenabbau, der zunächst auf zehn Prozent der Belegschaft beziffert wurde (vgl. Handelsblatt [www.handelsblatt.com; 10.01.02], Wirtschaftswoche [www.wiwo.de; 10.01.02], FAZ, 10.01.02). Unerwartet ungünstig hat sich die Situation bei Opel entwickelt. Schon im Jahr 2000 wies die Adam Opel AG einen Betriebsverlust von 982 Millionen DM aus. Im Sommer 2001 stellte der neue Opel-Vorstandsvorsitzende Forster ein Restrukturierungskonzept mit dem Namen „Olympia“ vor. Durch Kapazitätsabbau (350.000 Einheiten), Arbeitsplatzabbau („im kleinen, einstelligen Tausenderbereich“) und Produktionsverlagerungen zwischen den Werken (vor allem zu Lasten der Standorte Bochum und Antwerpen) sollte im Jahr 2003 wieder die Gewinnzone erreicht werden. Selbst die völlige Aufgabe eines Standorts in Europa wurde nicht ausgeschlossen, wobei „kein Werk außen vor (sei)“. Auch die Schließung eines deutschen Standorts sei eine Alternative“. Nachdem Betriebsrat und Konzernführung sich im August 2001 darauf einigten, bei der Restrukturierung auf Standortschließungen und betriebsbedingte Kündigungen zu verzichten, sah der Betriebsrat seine Vorbedingungen für Verhandlungen über das Opel-Sanierungskonzept „Olympia“ als erfüllt an (vgl. Wirtschaftswoche [www.wiwo.de; 15.08.01 und 20.08.01]). Spätestens auf der Jahrespressekonferenz Anfang 2002 wurde deutlich, daß Opel – entgegen den Erwartungen – noch viel tiefer in die Krise abgeglitten ist. Mit 670 Millionen Euro wurde der bisher höchste Betriebsverlust¹¹ in der Geschichte der Adam Opel AG angekündigt.

Angesichts dieser Situation hat die Konzernleitung eine Reihe zusätzlicher Einschnitte angekündigt, die über das bisherige „Olympia-Konzept“ hinausgehen. Erstmals will die Opel-Führung nun auch Lohnkürzungen bei den rund 36.000 Beschäftigten durchsetzen. Das aktualisierte Restrukturierungskonzept sieht im einzelnen vor (vgl. FAZ, 11.01.02):

- eine Nullrunde bei den Einkommen der Beschäftigten;
- Streichung des 13. Monatsgehalts und Verrechnung (also Streichung) sonstiger finanzieller Zuwendungen mit den übertariflichen Leistungen (die Opel-Einkommen liegen noch um rund 20 Prozent über dem Niveau des Flächentarifvertrages);
- Abbau von Überstunden, die auch nicht mehr bezahlt werden sollen;

¹⁰ Nordamerika, Europa, Asien-Pazifik, Lateinamerika-Afrika.

¹¹ Daß das Jahresergebnis nach Steuern mit 87 Millionen Euro dennoch positiv ausfällt, ist allein auf die außerordentlichen Erträge infolge der Übernahme des Finanzdienstleisters Opel Bank von General Motors im Dezember 2000 zurückzuführen (vgl. FAZ, 17.01.01).

- Abbau von 17.000 Stellen bei GM-Europa insgesamt¹²; Vorziehen der bis 2003 vorgesehenen Streichung von 1.600 Stellen in Deutschland um ein Jahr; weiterer Abbau von mindestens 400 Arbeitsplätzen pro Jahr durch die natürliche Fluktuation;
- Vorziehen der Herausnahme einer Schicht in der Bochumer Astra-Produktion von Herbst 2002 auf Mai (in Bochum sollen 1.000 Arbeitsplätze abgebaut werden); erforderlichenfalls Einführung der 30-Stunden-Woche ohne Lohnausgleich in Bochum;
- Investitionskürzungen;
- Ausgliederung von Unternehmensteilen;
- Umbau des Händlernetzes (rund 500 der 900 Händler soll gekündigt werden).

Außerdem soll mit einer Produktoffensive (im Durchschnitt soll alle sechs Monate ein neues Modell vorgestellt werden) dazu beigetragen werden, im Jahr 2003 wieder die Gewinnzone zu erreichen. Das verschärfte Restrukturierungskonzept wurde von der Unternehmensleitung vorgestellt, ohne vorab den Betriebsrat ausreichend zu informieren. „Das werden wir auf keinen Fall akzeptieren“, sagte der Gesamtbetriebsratsvorsitzende Klaus Franz“ (FAZ, 12.01.02). Insbesondere im Bochumer Opel-Betriebsrat scheint sich verstärkt Widerstand gegen die Konzernpläne zu formieren. Darauf, daß hier an gewisse Traditionen gewerkschaftlicher Kampfbereitschaft angeknüpft werden könnte, machte bereits der Leitartikel in der FAZ vom 11. Januar diesen Jahres aufmerksam, als dort über den Konzernnutzen einer Schließung dieses Opel-Werkes nachgedacht wurde: „Aber wer traut sich schon an Bochum heran angesichts der dort besonders streitlustigen Belegschaft?“ Mit den sogenannten Standortsicherungsverträgen aus den Jahren 1993 und 1998 hat die Opel-Belegschaft schon durch entsprechende Zugeständnisse auf rund 770 Millionen Euro verzichtet, um die Konkurrenzfähigkeit des Konzerns zu verbessern. Sollte jetzt deutlich geworden sein, daß derartiges Co-Management kaum dauerhaft zur Arbeitsplatzsicherung beitragen wird? Es scheint unwahrscheinlich, daß es ohne die entschiedene Entfaltung gewerkschaftlicher Gegenmacht – durchaus gepaart mit der Bereitschaft, über wirklich arbeitsplatzsichernde Konzepte ernsthaft zu verhandeln – gelingen könnte, einen größeren Arbeitsplatzabbau bei General Motors in Europa¹³ in den nächsten Jahren zu verhindern. Hier wäre daran zu erinnern, daß es so lange noch gar nicht her ist¹⁴, daß drohende Massenentlassungen bei VW durch gewerkschaftliche Konsequenz im Verein mit Phantasie (auf beiden Seiten der Verhandlungsführer) verhindert werden konnten.

¹² Das heißt bei Opel, Vauxhall und Saab

¹³ Laut „Spiegel“ gehen Branchenkenner davon aus, daß allein bei Opel in den kommenden Jahren bis zu 9.000 Arbeitsplätze vernichtet werden könnten (vgl. Spiegel Online [www.spiegel.de; 11.10.01]).

¹⁴ Vgl. D. Die, Wenn weniger mehr ist. Beispiel Automobilindustrie: Umverteilung von Arbeit, Einkommen und Freizeit als Krisenbewältigungsstrategie, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 2/1994, S. 191-203.

Erinnerung an Heinz Dürrbeck¹

Wer Heinz Dürrbeck als Menschen, als politisch engagierten Gewerkschafter und Freund erlebt hat, weiß, dass sein Denken und Handeln bereits in frühester Jugend durch die politischen Wirren und bitteren Erfahrungen der Kriegs- und Nachkriegsjahre des ersten Weltkrieges geprägt wurden.

Den Vater kannte er fast nur aus Erzählungen: Erst war der Modellschreiner Franz Dürrbeck auf der Wanderschaft – immer auf der Suche nach Arbeit; und immer wieder gefeuert, weil er für die Holzarbeitergewerkschaft und die SPD warb. 1914 musste er zum Militär und blieb vermisst. So wuchs Heinz Dürrbeck unter größten Entbehrungen ohne Vater im „Roten Linden“ in Hannover auf. Im Hungerjahr 1917 musste er als Fünfjähriger den Tod des jüngeren Bruders infolge von Not und Unterversorgung erleben. Heinz hat oft erzählt, wie sehr ihn dies geprägt, zornig und mutig zugleich gemacht hat.

Heinz war – wie viele in Linden – aktiv im Arbeitersport, bei den Freidenkern und in der SAJ. Sein kritischer Verstand, sein Aufbegehren gegen Unrecht, seine Skepsis gegenüber Kompromissen waren offensichtlich schon in den Jugendjahren sehr wach: Als Regierungspolitiker der SPD, die 1928 mit der Forderung „Kinderspeisung statt Panzerkreuzer“ einen großen Wahlsieg erzielt hatte, kurz darauf dem Bau des Panzerkreuzers zustimmten, engagierte Heinz sich mit der SAJ in den parteiinternen Auseinandersetzungen, wurde wie andere von Genossen verprügelt; trat aus der SAJ aus und wurde Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes.

Ob in der SAJ oder dort: Heinz gehörte zu den politisch aktiven Jugendlichen, die schon in den 20er Jahren die nazistischen Schlägerkolonnen entschieden bekämpften. So wie Otto Brenner, Alois Wöhrle, Fritz Strothmann, Willi Bleicher und viele andere führende Metalller der ersten Nachkriegsjahre hat auch Heinz Dürrbeck die Jahre des Nazi-Terrors, der Gewalt und brutalsten Menschenverachtung am eigenen Leib – er im Folterkeller der SA in Hannover – erfahren müssen. Heinz hat es immer als großes Glück dargestellt, dass er sich, dem Folterkeller entkommen, nach Braunschweig absetzen konnte und dort bei der AEG Arbeit fand.

Heinz Dürrbeck gehörte zu den Männern und Frauen, die nach dem ersehnten Zusammenbruch des Nazi-Regimes unter schwierigsten Bedingungen, unter Hintenanstellung aller persönlichen Interessen, den Grundstein für die heutigen Gewerkschaften legten. Da war die politische Wüste und Verwirrung, die das Nazi-Regime in den Köpfen der Menschen angerichtet hatte, zu bearbei-

¹ Ansprache bei der Trauerfeier für Heinz Dürrbeck am 19. 12. 2001 in Frankfurt/Main. Heinz Dürrbeck, von 1954 bis 1977 geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IG Metall und einer der führenden linken Gewerkschafter in der Bundesrepublik, verstarb in Budapest am 20. November 2001 (Anm. d. Red.).

ten. Da waren die fehlenden materiellen Voraussetzungen zum Aufbau einer Organisation zu bewältigen. Da war in der zunächst „rechtlosen Zeit“ in den Betrieben mehr Menschenwürde, Mitbestimmung und auch mehr Macht für die Arbeitnehmer und ihre Interessenvertreter zu erkämpfen.

Heinz Dürrbeck gehörte zu denen, die mit ungebrochenem politischen Mut, mit gewerkschaftlicher Überzeugungskraft, mit sehr viel Herzblut und Durchsetzungsvermögen daran gingen, das bessere Deutschland aufzubauen. Bereits 1945 hatte er – noch ohne jede gesetzliche Grundlage – bei der AEG in Braunschweig einen Betriebsrat gegründet und wurde dessen Vorsitzender. Mit gleichem Engagement stritt er – als einer der ersten – für eine paritätische Besetzung von Aufsichtsrat und Vorstand mit Arbeitnehmervertretern, musste aber angesichts der skeptischen Haltung der Gewerkschaftsführung in dieser Forderung zurückstecken.

Liebe Freunde, verehrte Trauergäste, es ist empörend; es macht die Freunde von Heinz Dürrbeck wütend, es ist mehr als ein Beleg für das einäugige politische Selbstverständnis des Verfassungsschutzes, dass Jahrzehnte später der Staatsschutz ausgerechnet in diesen Jahren in Heinz Dürrbecks überzeugendem Wirken für die Belegschaft der AEG die Anfänge angeblichen Landesverrats zu finden glaubte.

Die AEG hatte Betriebe in Ost- wie in Westdeutschland. Heinz und seine Betriebsratskollegen wollten Kontakte für eine einheitliche Organisation herstellen. Auch die Firmenleitung wollte Kontakte; konnte sie selbst jedoch nicht aufnehmen. Wie in allen Betrieben der ersten Nachkriegsjahre organisierte auch der Betriebsrat der AEG die Versorgung der Belegschaften und oftmals auch der Betriebe mit Lebensnotwendigem. Heinz Dürrbeck war in jenen Jahren – wie er oftmals erzählte – so etwas wie „Handlungsbevollmächtigter“, der Bügeleisen, Herde, andere AEG-Produkte gegen Naturalien tauschte. So wurde er – mit Wissen und im Interesse von Firmenleitung und Belegschaft – „Kurier“ zwischen West und Ost; und damit eine in den Augen und Akten der Ermittlungsbehörden offensichtlich wichtige Person, die es zu observieren galt.

1954 wurde Heinz Dürrbeck geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IG Metall. Über die Leistungen und Verdienste Heinz Dürrbecks in diesen Bereichen hat Klaus Zwickel bereits Wesentliches gesagt. Ich möchte aus der Erinnerung hinzufügen: Wer in jenen Jahren mit Heinz zusammenarbeitete, wird sich an seine Vitalität und Offenheit für Neues und Unkonventionelles, seine manchmal überschäumende Ideenvielfalt, an seine Lust zu streiten und an seine menschliche Wärme gerne, vielleicht auch mit einem Lächeln, an seine Spontaneität erinnern.

In unserem Solidaritätsbuch² für Heinz Dürrbeck haben viele Weggefährten und -gefährtinnen, sowohl aus dem gewerkschaftlichen als auch aus dem wis-

² Vgl. Edith Großpietsch/Georg Benz, Wissen, um zu handeln. Ein Buch der Solidarität mit Heinz Dürrbeck, Göttingen 1998 (Anm. d. Red.).

senschaftlichen Bereich, die jahrzehntelange Arbeit des eindrucksvollen Menschen, Gewerkschafters und Sozialisten nachvollziehbar gewürdigt. Mein Dank gilt heute noch einmal allen, die geholfen haben, dieses Buch auf den Weg zu bringen, denn es hat dem Verstorbenen – wie er mir oftmals versicherte – in einer seiner isoliertesten Lebensphasen Kraft und Hoffnung gegeben.

Der 2. September 1975 hat Heinz Dürrbecks Wirken und Leben grundlegend verändert. Mit seiner Verhaftung – gegen 5 Uhr morgens in seiner Wohnung – begann ein Leidensweg, von dem Heinz sich bis zu seinem Tode nicht mehr erholen und loslösen konnte. Er wurde verdächtigt, geheimdienstliche Tätigkeit gegen die Bundesrepublik Deutschland ausgeübt zu haben.

Als Karin und ich nach wenigen Tagen Heinz in der Untersuchungshaft besuchen konnten, war er ein veränderter Mensch: deprimiert, apathisch, voller Unverständnis, was ihm widerfuhr. Er litt unter den Diffamierungen, denen „seine“ Organisation – die IG Metall – nun ausgesetzt war, mehr als unter dem politischen Rufmord, dem er persönlich ausgeliefert war.

Nach kurzer Zeit erkannten wir, der Freundeskreis Heinz Dürrbecks, dass er durch eine verantwortungslose Justiz in Geiselhaft genommen wurde, um die IG Metall unbegrenzt observieren und aushorchen zu können. Die Verfassungsschützer hatten ihr Ziel erreicht. Nachdem nach zwei Jahren zermürbender, sich ständig wiederholender Verhöre die Anklageschrift vorlag, schrumpften die Vorwürfe des Landesverrats auf eine lächerliche Beschuldigung zusammen, Heinz habe über den DGB und die IG Metall Nachrichten und Informationen geliefert. Was ich in der ca. 100-seitigen Anklageschrift gelesen habe, hätte man 1975 auch bei einem Pförtner der IG Metall erfahren können.

Im Herbst 1979 verließ Heinz Dürrbeck die Bundesrepublik. Die endlosen demütigenden Verhöre, die Auflagen, sich ohne Papiere über Jahre hinweg wöchentlich bei der Polizei melden zu müssen; die Angst, sich nicht rehabilitieren zu können, weil das Gedächtnis nicht jeden Jahrzehnte zurückliegenden belanglosen Termin mehr erklären konnte, hatten sein Vertrauen in einen fairen Prozess erschüttert. Wer von den Freunden Heinz in jenen Jahren erlebt hat, weiß, dass er die stereotypen Fragen, das „Ausquetschen“ über politische Freunde und Kollegen, in einem 4- oder 6-wöchigen Prozess physisch und psychisch nicht mehr hätte verkraften können.

Als ich im Herbst 1980 meinen Freund Heinz Dürrbeck ausfindig machen und im ehemaligen Jugoslawien treffen konnte, war Heinz – bedingt durch das einfache, enthaltsame Leben in den Bergen – zwar körperlich in guter Verfassung, aber psychisch äußerst labil, immer in der Angst vor Entdeckung und Verfolgung lebend. Als wenig später dann Karl-Heinz Janzen und ich ihn wieder trafen, waren wir froh, dass Heinz seine Lebensfreude, den Mut, weiterzukämpfen, sein Interesse an der IG Metall und seine intellektuelle Neugier langsam wiederfand.

1991 waren die verbliebenen Beschuldigungen gegen Heinz Dürrbeck verjährt. Er lebte inzwischen – zwar immer noch voller Misstrauen gegen die

deutsche Justiz – in Budapest, aber doch mit der Zuversicht, nun unbehelligt zu bleiben. Aber im Oktober 1994 wird Heinz Dürrbeck nach einem Besuch in München an der österreichischen Grenze aus dem Bus geholt und erneut festgenommen. Er wird aufgrund mehr als fragwürdiger Stasi-Unterlagen und wahrheitswidriger Aussagen verdächtigt, 1961 an der Entführung des IG Metall-Redakteurs Heinz Brandt beteiligt gewesen zu sein.

Von der Ungeheuerlichkeit dieses Vorwurfs, von der erneuten Rufmordkampagne gegen ihn (wie gegen die IG Metall), von der 14tägigen qualvollen Verschiebung von einer Haftanstalt zur anderen in einem Sammeltransport quer durch die Bundesrepublik – einem Schwereverbrecher gleich – hat Heinz sich nie mehr erholen können. Auch nicht, als er mit Hilfe noch lebender Zeitzeugen überzeugend von den unglaublichen Vorwürfen entlastet wurde; und selbst nicht, als das Gericht sechs Jahre nach seiner Verhaftung die Eröffnung des Verfahrens ablehnt und der Fall damit auch juristisch abgeschlossen ist.

Der juristische Schlussstrich konnte die Wunden und Verletzungen, die Heinz in all den Jahren erlitten hatte, nicht heilen, die verlorene Gesundheit nicht zurückbringen, Lebensmut und -freude nicht wieder erwecken. Heinz ist Opfer des Kalten Krieges und der Justiz dieser Zeit – auch in seiner eigenen Wahrnehmung – geblieben.

Eine Stunde des Abschieds und der Trauer ist immer auch eine Stunde des Dankes. Ich persönlich danke Heinz Dürrbeck als einem zuverlässigen Freund und Kollegen dafür, dass er auch in harten politischen Auseinandersetzungen – wie bei der Notstandsgesetzgebung – an meiner Seite stand; und dass er – in manchmal notwendigen innerorganisatorischen Kontroversen – stets mit mir gemeinsam gestritten hat. Viele mit mir hier danken ihm für gelebte Solidarität, für Impulse, für nachdenkswerte Ideen und einfach auch für gemeinsame fröhliche Stunden. Die politischen Freunde von Heinz Dürrbeck, die hier heute zusammen sind, danken vor allem zwei Frauen – Anni Braun und Margit Kovács – die in den letzten Jahren sehr viel für Heinz getan haben und ihm die schwierigen Jahre erleichtert haben.

Die persönlichen und politischen Freunde von Heinz werden die Erinnerung an den überzeugenden und aufrechten Gewerkschafter, an den kämpferischen Demokraten und an den liebenswerten Freund Heinz Dürrbeck wach halten.

„The World Wide Web of Neoliberalism“

Tagung der Gruppe „Buena Vista Neoliberal?“, 29.11.- 2.12.01
in Berlin

Neoliberalismus ist immer noch mehr ein Kampfbegriff sozialer Bewegungen als ein etablierter Gegenstand wissenschaftlicher Analyse und Auseinandersetzung. Wie die von Pierre Bourdieu initiierte Publikationsreihe *Raison d'agir* deutlich macht, kann die sozialwissenschaftliche Rekonstruktion der Entstehung und Durchsetzung einer weltweiten neoliberalen Hegemonie kaum anders als *kritisch* erfolgen: Gilt es doch zunächst, diese weltweite Hegemonie überhaupt als solche kenntlich zu machen.

Dieses Ziel hat sich auch die Tagung „The World Wide Web of Neoliberalism“ gesetzt, die vom 29.11. – 02.12. 2001 in Berlin stattfand. In etwa zwanzig Beiträgen ist der Verbreitung und Wirksamkeit neoliberaler Ideologien und Konzepten in unterschiedlichen Ländern, institutionellen Systemen und gesellschaftlichen Bereichen nachgegangen worden. Nach zwei Einleitungsvorträgen zur Entstehung und Wirkungsgeschichte neoliberaler think tanks und zu den Grenzen des Neoliberalismus waren im ersten Block die Durchsetzung neoliberaler Politiken in den Ländern Mexiko, Chile, Südafrika, Polen und Südostasien sowie auf der Ebene von IWF und Weltbank (ausgefallen), der EU und des UN Centre of Transnational Corporations vorgesehen. Ein zweiter Block sollte die Hegemonie neoliberaler Ideologien in den Diskursen der Postmoderne, des Kommunitarismus, der Populärkultur, der Wissensgesellschaft (ausgefallen), des kulturellen Nationalismus, der europäischen Geschlechterpolitik und der Gewerkschaften verfolgen. Der abschließende dritte Block galt unterschiedlichen „Antworten“ auf den Neoliberalismus: dem islamischen Fundamentalismus, den neuen sozialen Bewegungen und den Kooptionen neoliberaler Positionen durch die Linke.

Das ebenso bunte wie selektive Panorama an Themen verdeutlicht die konsequente systematische Intention, den Neoliberalismus nicht als einheitliches und geschlossenes Muster von Ideologie und Politik, gleichsam definitiv, dingfest machen zu wollen, sondern seine nahezu weltweite Hegemonie in unterschiedlichen nationalen und kulturellen *Konstellationen* aufzusuchen. Wie Dieter Plehwe und Bernhard Walpen deutlich machten, sind es dabei die anfänglich kleinen, mittlerweile unüberschaubaren Netzwerke neoliberaler think tanks, die dem Neoliberalismus als organisatorisches Zentrum und als Technik seiner Verbreitung seine Einheit oder Klammer verleihen. Das führt weiter zum zentralen Aspekt der *neoliberalen Technokratie*. In unmittelbarer Nähe zu den Denkfabriken spielen bekanntlich suprastaatliche Institutionen wie der von Bastiaan van Apeldoorn untersuchte „European Round Table of Industrialists“ oder das von Jennifer Bair untersuchte „UN Centre on Transnational Corporations“ eine herausragende Rolle bei der Implementierung neoliberaler Konzepte. Frühzeitig war die Arbeitsweise der neoliberalen

Technokratie in dem von Urs Müller-Plantenberg rekonstruierten „experimental laboratory“ des Neoliberalismus, Chile, zu studieren. Auch die von Dorothee Bohle und Gisela Neunhöffer klar analysierte Entwicklung in Polen verweist darauf, dass die krisenhaften Transformationen der Staaten, die diktatorische oder technokratische Strukturen entstehen lassen, trotz anfänglich „endogener“ Entwicklungsimpulse der neoliberalen Ideologie und Technik ein besonders günstiges Einfallstor für die Umsetzung ihrer radikalen Konzepte bieten.

Ob es aber Sinn macht, bis hinab auf die Ebene konkreter nationaler Politikstrategien stets von dem Neoliberalismus auszugehen, ist insbesondere von Enrique Dussel Peters am Beispiel der exportorientierten Wachstumsstrategien in Mexiko entschieden hinterfragt worden. Konkrete Regierungs- und Wirtschaftspolitiken, so das Argument, bilden sich unter jeweils spezifischen nationalen Bedingungen und wechselnden historischen Koalitionen aus, die wirksam auch nur unter Berücksichtigung dieser Besonderheiten kritisiert werden können, nicht aber im Namen eines Neoliberalismus als allgemeinem Feindbild. Die kritischen Einwände gingen noch weiter: Inwiefern müssen die unter diesem Label diskutierten Entwicklungen nicht vielmehr als kultureller Reflex politökonomischer Veränderungen begriffen werden, die gestern Postmoderne, heute Neoliberalismus und morgen vielleicht die Innere Sicherheit heißen, also wechselnden Prophetien Auftrieb schenken, die auch die sozialwissenschaftliche Aufmerksamkeit von den zugrundeliegenden materiellen Prozessen ablenken?

Wie schwierig die Einheit des Neoliberalismus in der Vielfalt seiner Erscheinungen zu fassen ist, aber auch, wie fruchtbar und vielversprechend eine solche Suche ausfallen kann, zeigten auch die Vorträge des zweiten und dritten Blocks, die sich *dem* Neoliberalismus im Querschnitt kultureller und politischer Strömungen zuwendeten. Hier wurde besonders deutlich, dass sich von dem Neoliberalismus als einer einheitlichen, kohärenten und umfassend sinnstiftenden Ideologie oder Bewegung nicht sprechen lässt. Wie Radhika Desai in ihren Überlegungen zum Verhältnis von Neoliberalismus und „Cultural Nationalism“ betonte, fehlt der ökonomistisch verengten neoliberalen Ideologie vor allem an weltanschaulicher Breite und sinnstiftender Tiefe, so dass sie neokonservatives Gedankengut notwendig zu ihrer Ergänzung bedarf und herbeizitiert. Kommt der Neoliberalismus, wie die Tagungsbeiträge reichhaltig illustrierten, auf kultureller Ebene nur in *Amalgamierungen* vor, so macht gerade diese beinahe unbegrenzte *Anschlussfähigkeit* zugleich seine Stärke aus – und die Notwendigkeit, von ihm zu reden. Ein wichtiges Desiderat bei diesen Analysen wurde in einem alltagskulturellen Verständnis des Neoliberalismus ausgemacht. Dabei ist gewiss ebenso davon auszugehen, dass neoliberale Hegemoniesplitter sich in jeweils unterschiedlicher Weise in den alltäglichen Wahrnehmungs- und Handlungsmustern der unterschiedlichen sozialen Milieus verhaken.

Die Ideologie der Konkurrenz, das Gesetz und Gefühl des Dschungels, der neue Sozialdarwinismus, der die „weichen“ Faktoren kultureller Kompetenz und sozialen Sinns bruchlos ins Kalkül der Macht aufnimmt – das erscheint als die Grundfarbe eines „daily-neoliberalism“, der die kritischen, utopischen intellektuellen Repräsentationen von sozialer Gerechtigkeit und Emanzipation in der öffentlichen Kultur und Politik zunehmend aushöhlt und zerstört. Aber freilich ist das nur die eine Seite. Die andere scheint die zu sein, dass neue Generationen gesellschaftlicher Eliten und sozialer Milieus älteren Links-Rechts-Schemata entwachsen und sich in Kräftekonstellationen bewegen, auf die sie niemand vorbereitet hat. Die Diskussionen über das Konzept des gender mainstreaming, über neokorporativistische Strategien der Gewerkschaften und, allgemeiner, die durchaus begründete Attraktivität des Neoliberalismus mit seiner staats- und bürokratiekritischen Stoßrichtung verweisen nicht nur auf die ungemein *vereinnahmende* Kraft neoliberaler Hegemonie, sondern auch auf Lücken in der linken Theorie.

Aus noch schwer zu vermittelnden Richtungen haben die Schlussbeiträge und -diskussionen der Tagung zweierlei deutlich gemacht: Einerseits bedarf es dringend einer klar artikulierten Gegenposition zur neoliberalen Politik und Hegemonie, die in Ansätzen auch wächst und die nur durch eine neue Koalition von sozialen Bewegungen, intermediären Institutionen und intellektuellen Kräften möglich ist. Andererseits darf diese radikale Gegenposition zur neoliberalen Politik und Hegemonie nicht im identifizierenden Zugriff auf bestimmte soziale Akteure erfolgen und neue Freund-Feind-Schemata in den politischen und alltäglichen Auseinandersetzungen kultivieren.

Was bleibt, ist ein Anfang. Die von der Gruppe „Buena Vista Neoliberal?“¹ mit Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung organisierte Tagung hat dazu das Ihre beigetragen, indem sie über 20 WissenschaftlerInnen aus unterschiedlichen Teilen der Welt zum Austausch von Erfahrungen mit dem Neoliberalismus und zur Bündelung der Kräfte gegen das „World Wide Web of Neoliberalism“ versammeln konnte. Geplant ist eine Veröffentlichung der Beiträge, und auch über Möglichkeiten zur Fortsetzung der Diskussionen wurde nachgedacht. Überdies arbeitet die Gruppe „Buena Vista Neoliberal?“ an einer Internetseite (www.buenavistanoliberal.de), die Informationen und Diskussionen zu neoliberalen think tanks weltweit bündeln soll.

Olaf Groh/Oliver Schöller

¹ „Buena vista neoliberal?“ ist ein von der Rosa Luxemburg Stiftung seit 1999 gefördertes Projekt „Erhebung, Beschreibung, Erforschung und Monitoring rechtsliberaler Diskurs-Netzwerke: Institutionelle Grundlagen und Wirkungsmechanismen neoliberaler Hegemonie“. Es wird von Jürgen Nudmann, Dieter Plehwe und Bernhard Walpen koordiniert.

Die Krise und die Linke

10. Treffen des Forum Sao Paulo, Havanna, 4.-7. Dezember 2001

Im Rahmen des 10. Treffens des „Forum Sao Paulo“ hatten sich vom 4. bis 7. Dezember 2001 in Havanna 513 Delegierte und eingeladene Beobachter von 138 Linksparteien und Organisationen aus 82 Ländern der Welt zur Debatte und Erarbeitung gemeinsamer Strategien für den Kampf gegen den Neoliberalismus versammelt. Bereits 1993 – Cuba war zu dieser Zeit mit dem Absturz seiner Wirtschaft konfrontiert und befand sich in der „periodo especial“ – hatte in Havanna ein Treffen des 1990 im brasilianischen Sao Paulo gegründeten Forums stattgefunden.

In seinem Beitrag rief *Fidel Castro* diese harte Zeit nach der Auflösung des sozialistischen Lagers ins Gedächtnis. Er erinnerte an die zahlreichen Prognosen, die Cuba keine Chance für das Überleben gegeben hatten. Aber Cuba habe, gestützt auf die Talente und das Bewusstsein des cubanischen Volkes, widerstanden. Cuba habe widerstanden, weil es sozialistisch sei und der Sozialismus das einzige System sei, das ein Maximum an sozialer Gerechtigkeit verwirklicht. Heute befinde sich die ganze Welt in einer „situacion especial“. Und bezogen auf die aktuelle Krise der kapitalistischen Weltwirtschaft meinte Castro: „Der Imperialismus, der Neoliberalismus, der Kapitalismus treten in eine Etappe der ‚periodo especial‘ ein“.

Die Krise, die ausgehend von den USA die ganze Weltwirtschaft erfasst hat und besonders die armen Länder in die Katastrophe stürzt, war eines der zentralen Themen der Diskussion. So stehe Argentinien am Rande der Zahlungsunfähigkeit, die offizielle Arbeitslosigkeit erreiche 18,2 Prozent und die Armut nehme die Ausmaße eines „ökonomischen Völkermordes“ an. „Aber diese Krise wäre nicht so dramatisch, wenn sie nicht von einer Krise der gesellschaftlichen Alternative begleitet wäre“, sagte *Patricio Echegaray*, Generalsekretär der Partido Comunista Argentino. 40 Prozent ungültige Stimmen bei den letzten Wahlen drücken aus, dass viele Menschen keine Alternative zur neoliberalen Politik der Regierung sehen. Echegaray nannte mehrere Faktoren, die verhindern, dass sich in Argentinien trotz der Krise des Neoliberalismus und des Kapitalismus eine alternative, auf die Volksmassen gestützte politische Alternative entwickelt. „Die Ursache liegt erstens in der Militärdiktatur, die die erste Phase des neoliberalen Modells eingeführt hatte und die mit den Mitteln des Staatsterrorismus die Linke eliminiert hat. Das neoliberale Modell wurde dann von beiden großen Parteien durchgeführt. Sie haben dabei eine große Hilfe von den Kräften der linken Mitte und den mitte-progressiven Kräften erhalten, die den ‚Dritten Weg‘ und den ‚Kapitalismus mit menschlichem Antlitz‘ propagieren. Dies bereitet uns große Probleme, eine reale Alternative zu entwickeln. Dazu kommt die fehlende Einheit der Linken. Die letzten Wahlen, bei denen die Linke ihre Stimmen verdreifacht hat, haben jedoch gezeigt, dass die Linke die Möglichkeit hat, ihre Einheit zu entwickeln. Aus den Krisen tauchen auch die Lösungen auf.“

Die argentinische Linke steht jetzt vor zwei Aufgaben: erstens die Einheit der Linken als Voraussetzung für eine breite Front mit politischen Kräften der Linken-Mitte und der Theologie der Befreiung. So könnte das politische Kräfteverhältnis zwischen der Linken und der Rechten in Argentinien verändert werden. Gleichzeitig muss ein Zentrum des Widerstandes formiert werden, das alle wichtigen sozialen Kämpfe zusammenfasst und koordiniert. Beides ist notwendig: sowohl die sozialen Kämpfe als auch eine politische Kraft zu entwickeln, die bei den nächsten Wahlen, aber auch im möglichen Falle eines wirtschaftlichen Zusammenbruchs und einer institutionellen Krise handlungsfähig ist.“

Argentinien sei das exemplarische Beispiel – so wurde in der Debatte über die Abschlusserklärung die Einschätzung verteidigt, dass der Neoliberalismus gescheitert sei. Die wachsende Arbeitslosigkeit und Armut, die Entindustrialisierung, die Spekulation, die Zerstörung des gesellschaftlichen Zusammenhaltes, das alles sei nicht Ausdruck des Scheiterns des Neoliberalismus, sondern sein Erfolg – lautete die Gegenposition. Der Neoliberalismus sei gescheitert, aber nicht tot, versuchte ein brasilianischer Delegierter zu vermitteln. Da der politische Analphabetismus eines der größten Probleme sei, rief er auf, ein kontinentales Netzwerk der politischen Bildung zu schaffen. Denn bevor der Sozialismus aufgebaut werden könne, müssten Millionen Lateinamerikaner und Karibenos seine Ziele und Prinzipien kennen und mit einem System vergleichen, das Armut und Elend hervorbringt – den Neoliberalismus.

„Das Forum ist keine Messe der Ideen, sondern hat die Aufgabe, konkrete Aktionen zu entwickeln, die uns im Kampf gegen den Neoliberalismus und den Neokolonialismus zusammenführen“, forderte *Fermin Gonzales* aus Kolumbien. Wenn dies nicht gelinge, dann werde der Imperialismus aus der aktuellen Krise mit erneuerten Herrschaftsmechanismen hervorgehen. Alle Linkskräfte Lateinamerikas und der Karibik sind sich deshalb einig, dass der Kampf gegen die von den USA und den Transnationalen Konzernen beförderte „Freihandelszone der Amerikas (ALCA)“ besondere Priorität hat. „ALCA, das ist die direkte Annexion Lateinamerikas durch den US-Imperialismus“, sagte ein Delegierter aus Bolivien. Und der „Plan Colombia“ ist der bewaffnete Arm von ALCA, ergänzte *Rodolfo Gonzales* von den Revolutionären Bewaffneten Streitkräften Kolumbiens (FARC).

Fidel Castro vertiefte die Einschätzung: „ALCA bedeutet nicht nur, dass sie uns annektieren; sie kaufen uns und weisen uns die schlechtesten Plätze zu – in einem Kontinent, der zum Eigentum der Transnationalen Konzerne wird.“ *Aleka Papatiga*, Generalsekretärin der Kommunistischen Partei Griechenlands, verwies darauf, dass die Herstellung einer Nord- und Südamerika umfassenden Freihandelszone keine Angelegenheit von lokaler, sondern von weltweiter Bedeutung sei. ALCA hat „nicht nur Auswirkung auf die Völker und Länder der Region, sondern auch auf die zwischenimperialistischen Widersprüche auf internationaler Ebene“.

Gegen dieses Konzept der Unterwerfung stellte der legendäre brasilianische Arbeiterführer *Lula da Silva* von der Arbeiterpartei Brasiliens das Konzept ei-

ner kulturellen, ökonomischen, politischen Integration des lateinamerikanischen Kontinents, die die Souveränität und Autonomie eines jeden Staates beachtet. In der heutigen Zeit könne die nationale Souveränität nur im Rahmen einer regionalen Integration, die ein alternatives wirtschaftliches und politisches Modell verfolge, hergestellt werden. Kampf um nationale Befreiung und Sozialismus, das seien zwei Elemente eines einheitlichen Prozesses und nicht aufeinanderfolgende Etappen, führte *Marco Aurelio*, Arbeiterpartei Brasiliens, aus. Die Reformvorschläge zur Ablösung des neoliberalen Modells seien zwar keine sozialistische Alternative, aber „die Radikalisierung sozialer Reformen würde den heutigen Kapitalismus destabilisieren“.

Entschieden wurde der Terroranschlag vom 11. September verurteilt. „Terrorismus hat noch nie, in keinem Land der Welt, dem Kampf für Demokratie, soziale Gerechtigkeit und Frieden genützt“, stellte *Lula* fest. Aber genauso wenig dürfe zugelassen werden, dass sich unter dem Deckmantel des Kampfes gegen den Terrorismus der Staatsterrorismus und Interventionismus der USA entwickeln und die nationalen Befreiungsbewegungen, die Anti-Globalisierungsbewegung, die Linke und die sozialen und progressiven Bewegungen zu Terroristen erklärt werden. „In Kolumbien gibt es nur einen Terrorismus, den Terrorismus des Staates“, bekräftigte ein Vertreter der Kolumbianischen Kommunistischen Partei (PCC). Das Forum solidarisierte sich mit dem gerechten Kampf des palästinensischen Volkes.

Daniel Ortega klagte den US-Imperialismus an, in einem „terrorismo electoral“ die Wahlen manipuliert und den Sieg der FSLN verhindert zu haben. 5,5 Mio. Dollar hatte Washington in den Wahlkampf gegen die Sandinisten investiert, um in einer Medienschlacht *Daniel Ortega* als Terroristen und Terroristenfreund abzustempeln. „Die FSLN hat eine Niederlage erlitten, aber wir werden uns nicht hinsetzen, um zu weinen, sondern der Kampf geht weiter. Soziale Bewegungen, ideologischer und kultureller Kampf, das ist wichtiger als die Wahl und ist gleichzeitig die Voraussetzung, damit die Linke wählbar wird“, hob *Daniel Ortega* hervor.

Zahlreiche Redner riefen zur Solidarität mit der revolutionären Regierung von *Hugo Chavez* in Venezuela auf. Venezuela befinde sich in einem komplizierten Prozess. Die nationale Bourgeoisie, das internationale Kapital und die USA haben sich gegen den revolutionären Prozess verschworen. Für den 10. Dezember hatten die Unternehmerverbände zu einem nationalen Streik aufgerufen, um das Land zu destabilisieren. Es gibt Kräfte, die auf einen venezolanischen Pinochet hoffen, um die bolivarianische Revolution zu beseitigen. Aber es gebe keinen Pinochet, und die Streitkräfte stünden auf Seiten der Revolution, erklärte ein Delegierter aus Venezuela. *Lula* mahnte, dass es in der Verantwortung der Linken ganz Lateinamerikas liege, dass die Demokratisierung Venezuelas weitergeführt werden könne. Das Forum verurteilte die kriminelle Blockade der USA gegen das sozialistische Cuba. „Die Linke muss zeigen, dass Cuba auf der Weltkarte existiert“, forderte *Lula* in seiner Rede. 750 US-amerikanische Studenten, die mit einem Schiff aus den USA nach

Cuba gekommen waren, machten am gleichen Tage deutlich: „Cuba ist nicht alleine“.

In der Abschlusserklärung verpflichtet sich die Linke Lateinamerikas und der Karibik, für „eine andere Globalisierung (zu kämpfen): die der Solidarität, der Gerechtigkeit, der Gleichheit, der vollen Demokratie, des Respekts der Unterschiedlichkeit, der Autonomie und der kulturellen Identität der Völker.“

Leo Mayer

Eigentum: Relaunch des Kapitalismus

Ein Überblick über Aktivitäten der Rosa-Luxemburg-Stiftung

Leider gibt es kein Verfahren, das die Entstehung von Bruchstellen in den Netzen der ökonomischen und politischen Ideologien prognostizieren könnte - es wäre Milliarden wert. Wie tief und nachhaltig solche Risse sind und welchen Charakter sie haben, ob sie also substantielle Veränderungen vermuten lassen, ist erst Recht schwer einzuschätzen. Die neue linke Debatte um die Qualität der Veränderungen des Kapitalismus im Zeitalter seiner Globalisierung geht um die Beurteilung solcher Brüche. Sie selbst beginnt, ihre eigene Internationalität und Vielfalt über neue Medien, Tagungen und Organisationen zu reorganisieren. Dabei haben Themen wie Globalisierung, Rolle des Finanzsektors, New Economy, Armut & Reichtum oder Neoliberalismus weiterhin unbestrittenen Vorrang. Andere Themen wie die klassische Fragen nach der Entwicklung und Struktur der Klassen im globalen Kapitalismus oder nach der Gestalt der Eigentumsverhältnisse sind dagegen auffällig randständig.

Lange galt diese klassische „Eigentumsfrage“ mit dem Verweis auf die Privatisierung als Königsweg neoliberaler Politik als erledigt. Wo die Ungleichheitseffekte solcher Politik sich öffentlich als interessantes Raisonement über Reichtum und Armut bemerkbar machten, blieb es genau dabei. Der gemessen an seinen rudimentären Vorgängern durchaus verdienstvolle „Reichtums- und Armutsbericht“ dieser Bundesregierung etwa klammerte die Frage nach dem Eigentum an Produktivvermögen aus, stellte die nach dem Eigentum am Boden der Republik erst gar nicht, ignorierte jede globale Dimension der Eigentumsfrage und war weit davon entfernt, die mit den Verteilungs- und Eigentumsverhältnissen immer verknüpften Beziehungen von Macht und Herrschaft zu thematisieren. Es war eben ein Reichtums-, kein Eigentumsbericht. In keinem Land der Welt gibt es einen mit den mittlerweile sich etablierenden Reichtumsberichten vergleichbaren Eigentumsbericht - auch die seit den 70er Jahren weltweit rapide voranschreitenden Privatisierungen öffentlichen Eigentums sind nicht auf solche Weise dokumentiert worden. In der BRD blieb eine entsprechende Forderung des DGB nach einem bilanzierenden und bewertenden Privatisierungsbericht ohne Wirkung. Privatisierung ist einfach cool.

Wer, wie im Mai 2001 fast 100.000 BürgerInnen Düsseldorfs, sich an einem Volksbegehren gegen die Privatisierung „seiner“ Stadtwerke beteiligt (und Erfolg hat!) gilt als hoffnungslos, ja peinlich altertümlich. Auch schon deshalb taucht in den 99 Seiten des Zwischenberichts der SPD-Grundsatzkommission an den Nürnberger SPD-Parteitag im November 2001 der Begriff „Eigentum“ gerade ein einziges Mal auf und der „Entwurf für das Grundsatzprogramm von Bündnis 90/Die Grünen“, zur Debatte gestellt für die Bundesdelegiertenkonferenz der Partei im März 2002, verzeichnet gerade Mal drei Nennungen. Im Parteiendiskurs gibt es schon lange keine Eigentumsfrage mehr, sieht man von der PDS ab.¹ In der öffentlichen Diskussion wird Privatisierung öffentlichen Eigentums und sozialer Leistungen, deren Unveräußerlichkeit kulturell lange außer Frage stand, mittlerweile bekanntlich als alternativlos dargestellt - in der Politik wird dafür gesorgt, dass sie alternativlos wird. Und das scheint sie auch: erstmals gibt es eine realglobale Totalität kapitalistischer Eigentumsverhältnisse, immaterielle Produkte (Wissen, Kultur, Daten) werden in rasendem Tempo als intellectual property kommodifiziert und die Proprietarisierung der Natur („patenting life“) hat ebenfalls unzweifelhaft eine neue Qualität angenommen. Dieser neue Ausgriff der Privatform ist in den USA in Erinnerung an die historische Privatisierung der Allmende als die zweite große Einhegungsbewegung (enclosure movement) bezeichnet worden, die auf die Einschließung bislang öffentlichen und geteilten geistigen Eigentums zielt. Eigentlich Grund genug, sich der Sache gründlich anzunehmen.

Doch auch der Linken, welcher die Eigentumsfrage lange Zeit als politische Schlüsselfrage galt, scheint sie inzwischen abhanden gekommen zu sein. An ihrer Beantwortung schieden sich einst die politischen Richtungen, mittlerweile konkurrieren hier bestenfalls noch verbissene Reminiszenzen mit Anrufungen des Zeitgeistes. Es scheint, als sei auch für sie das Inventar des gemeinschaftlichen Reichtums nur noch ein historisches Dokument, das nicht mehr weitergeschrieben wird. Offenbar teilt auch sie weithin die Überzeugung, dass die Eigentumsverhältnisse (ob privat oder nicht) mittlerweile ihre prägende Kraft für die gesellschaftliche Strukturbildung verloren haben oder sogar längst die Unterscheidung zwischen privat und gemeinschaftlich/öffentlich den Entgrenzungsprozessen der kapitalistischen Moderne zum Opfer gefallen ist. Auch die neue Debatte über Kontinuität und Bruch in der Entwicklung des Gegenwartskapitalismus wirft kaum einen Blick auf diese alte Frage und ihre neuen Facetten.

Nach ersten Diskussionen im Jahr 2000 bemüht sich die Rosa-Luxemburg-Stiftung (RLS) im Zusammenhang mit ihrer Arbeitslinie „Kapitalismuskritik“

¹ Allerdings hat die FDP jüngst dem Bundestag einen Gesetzentwurf zugeleitet, der die Streichung des Artikels 15 des Grundgesetzes fordert, jenes Artikels, der da sagt: „Grund und Boden, Naturschätze und Produktionsmittel können zum Zwecke der Vergesellschaftung durch ein Gesetz...in Gemeineigentum oder andere Formen der Gemeinwirtschaft überführt werden“, eine Formulierung, welche die FDP für „eine potenzielle Bedrohung der Wirtschaftsordnung der BRD“ hält.

um eine neue Annäherung an die alte Frage. Über die RLS bzw. ihre Projektgruppe „Wissenschaft und Politik“ wurde am 14./15. Dezember 2001 ein Workshop „Wem gehört die Welt? Eigentum – Aneignung – Enteignung im gegenwärtigen Kapitalismus. Anstöße zur Selbstverständigung“ durchgeführt, auf dem u.a. Hermann Behrens, Joachim Bischoff, Dieter Klein, Hans-Jürgen Krysmanski, Harry Nick, Klaus Lederer, Jörg Roesler, Herbert Schui, Jörg Huffschmid, Sabine Nuss und Michael Krätke referierten.

Darüber hinaus wurde der erstmals ausgeschriebene Forschungspreis 2001 der RLS zum selben Thema auf einer öffentlichen Veranstaltung an Ulrich Brand und Christoph Görg für ihre Arbeit „Zugang zu genetischen Ressourcen und die Sicherung geistigen Eigentums: zentrale Konflikte um die Gestaltung postfordistischer Naturverhältnisse“ vergeben, die im Rahmen des Biodiversitäts-Projekts an der Universität Frankfurt entstanden war. In Anerkennung der bisherigen und zur Unterstützung der weiteren Arbeit erhielt die Organisation „ATTAC – für eine solidarische Weltwirtschaft – gegen neoliberale Globalisierung“ einen Unterstützungsbetrag; in einer Veranstaltung an der Berliner Schaubühne am 13.1.02 debattierten mit rund 250 TeilnehmerInnen Claus Koch, Elmar Altvater, Ulrich Brand, Claudia Meyer und Daniela Dahn das Thema des Forschungspreises 2002, ausgeschrieben zum Thema „Gemeinwohl in Zeiten der Globalisierung“. Die Preisfrage der RLS für das Jahr 2003 lautet „Unter welchen Bedingungen sind individuelles Eigentum und vergesellschaftete Produktion mit dem Ziel einer universellen Entwicklung der Individuen und der Gesellschaft vereinbar?“.

Im laufenden Jahr wird die RLS einen zweiten nationalen Workshop zur Eigentumsproblematik durchführen. Auch der von ihr und „Espaces Marx“ initiierte „International Workshop on Contemporary Capitalism“ (Berlin) wird im November 2002 diese Thematik unter der Überschrift „Power and Property“ aus der Sicht verschiedener europäischer Länder aufgreifen

Endlich entstand eine erste umfangreiche Materialsammlung zum Thema als eigene Website („www.wem-gehört-die-welt.de“). 2003 soll eine erste umfangreichere Publikation vorgelegt werden.

Es wird sich zeigen müssen, ob der Arbeitsansatz trägt und eine Verknüpfung der Behandlung „alter“ und „neuer“ Eigentumsfragen mit politischen Reformkonzepten gelingt.

Kontakt: Dr. Rainer Rilling, RLS, Franz-Mehring-Platz 1, 10243 Berlin, Tel: 03029781129, Mail: rilling@rosaluxemburgstiftung.de

Rainer Rilling

Eine Anmerkung zur Rezension von Robert Kurz' „Marx lesen“ von Jörg Goldberg

An der Besprechung „Der Kolbenfresser der Kapitalmaschine und das revolutionäre Subjekt des 21. Jahrhunderts“ von Jörg Goldberg (Z 48, Dezember 2001, S. 193-195) ist im wesentlichen nichts auszusetzen.

Allerdings muß der so ziemlich einzige positive Aspekt, wonach die Trennung in einen exoterischen und einen esoterischen Marx eine „original Kurz'sche Erfindung“ sei, revidiert werden. Denn Stefan Breuer hat in seinem 1977 in Frankfurt am Main erschienenen Werk „Die Krise der Revolutionstheorie. Negative Vergesellschaftung und Arbeitsmetaphysik bei Herbert Marcuse“ bereits einen esoterischen und einen exoterischen Marx unterschieden. Bei ihm heißt es: „Während – um eine Unterscheidung der älteren Hegelinterpretation aufzugreifen – der ‚esoterische‘ Marx mit einer Radikalität wie kein anderer Theoretiker die abstrakt-repressive Natur der bürgerlichen Vergesellschaftung aufdeckte, die alle ihr nicht entsprechenden Lebens-, Verkehrs- und Produktionsweisen gewaltsam eliminierte – denn was war sie anderes als die ‚völlige Unterjochung der Individualität unter gesellschaftliche Bedingungen, die die Form von sachlichen Mächten, ja von übermächtigen Sachen‘ annehmen –, neigte der ‚exoterische‘ Marx zu einer Revokation seiner Einsicht, dass Vergesellschaftung der Produktion in der kapitalistischen Produktionsweise stets nur abstrakte Vergesellschaftung bedeuten konnte.“ (45)

Michael Schneider nahm in seinem 1996 in Köln publizierten Buch „Das Ende eines Jahrhundertmythos – Eine Bilanz des Staatssozialismus“ auf die Unterscheidung von Breuer Bezug und beschäftigte sich in einem Unterkapitel mit dem ‚exoterischen‘ und dem ‚esoterischen‘ Marx. Den ersteren Marx setzt Schneider mit dem Tribünen und Propagandisten der Arbeiterbewegung gleich. Dazu gehöre auch der von Engels systematisierte „Wissenschaftliche Sozialismus“, denn „diese ‚Wissenschaft‘ war ... eher Ausdruck der Revolutionserwartung der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts denn eine stringente, aus der Kapitalbewegung abgeleitete soziologische Disziplin.“ (55)

Der ‚esoterische‘ Marx, so Schneider, sei nun der „geniale Analytiker und erste Sozialhistoriker seiner Zeit, der den geschichtlichen Formationsprozeß und die ‚Anatomie der bürgerlichen‘ Gesellschaft und darüber hinaus die (bisherige) Gattungsgeschichte der Menschheit in ihren verschiedenen Produktionsweisen und -epochen ... mit einer Methode rekonstruiert hat, die noch heute unübertroffen ist.“ (ebd.)

Es gibt nun sowohl Parallelen in der Argumentation von Kurz und Schneider als auch Unterschiede. Beide sind der Auffassung, dass der ‚esoterische‘ Marx die „kategoriale Kritik des Kapitalismus“ (Kurz) bzw. die „Radikalität und Rücksichtslosigkeit“ (Schneider) der Kritik der bürgerlichen Gesellschaft beinhalte. Kurz geht dagegen geht in Bezug auf den ‚exoterischen‘ Marx einen Schritt weiter, wenn er diesen als ausschließlich „positiv auf die immanente Entwicklung des Kapitalismus“ (28) bezieht oder ihn als „bloßen Modernisie-

„Kritik der politischen Ökonomie“ (53), der mit einem verkürzten Kapitalismusbegriff operiere, beschreibt. Dazu hat Goldberg das wichtigste gesagt, aber offensichtlich handelt es sich bei der Kurz'schen Esoterik und Exoterik von Marx nicht um eine originale Erfindung, sondern die Ähnlichkeiten zu Stefan Breuer und Michael Schneider liegen auf der Hand.

Guido Speckmann

Z - Nr. 50

erscheint Anfang Juni 2002

mit dem Schwerpunkt

Umverteilung und Militarisierung

Das Heft enthält Beiträge zum Schwerpunkt u.a. von Heinz Bontrup, Wolfram Burkhardt/Kai Michelsen, Axel Gerntke, Rudolf Hickel, Peter Strutynski, Harald Werner, Dietmar Wittich

Weitere Beiträge von Emmerich Nyikos (Bild der Welt und Ideologie. Zum Verhältnis von Praxis und Denken); Christian Fuchs/Wolfgang Hofkirchner (Globalisierung III), Karl Unger (Globalisierungskritik und Linke in Italien); Hans Luft (Über ökonomische Gesetze); Andreas Wehr (Marxismus und Staat)

Auf dem Weg in die Netzwerkgesellschaft?

Manuel Castells: *Das Informationszeitalter I. Die Netzwerkgesellschaft*. Leske und Budrich Verlag, Opladen, 600 Seiten, EUR 34,90

Wenn ein Buch die angelsächsische Debatte um die Informations- und Wissensgesellschaft am meisten beeinflusst hat, dann ist es „Das Informationszeitalter“ von Manuel Castells. Mit dem ersten Band – „Die Netzwerkgesellschaft“ – wurde die deutsche Übersetzung der zweiten Auflage des dreibändigen Werkes begonnen, die bis Mai dieses Jahres beendet sein soll.

Die drei Bände können zwar unabhängig voneinander gelesen werden, stellen aber trotzdem eine einheitliche Beschreibung der neuen informationellen Gesellschaftsstruktur dar. Castells geht in seiner Analyse davon aus, daß die Herausbildung einer transformierten Sozialstruktur mit dem Auftreten neuer Informationstechnologien (Mikroelektronik, Computer, Funk, Telekommunikation, elektronische Optik und Gentechnik) zusammenhängt, die sich zu einem neuen „informationstechnologischen Paradigma“ (75) verdichtet haben. Dieses bildet die materielle Grundlage der *Netzwerkgesellschaft* und läßt sich durch fünf Merkmale charakterisieren: (1) Es stehen Technologien im Mittelpunkt, die Informationen bearbeiten. (2) Die neuen Technologien wirken sich universell aus, das heißt, daß unsere individuelle und kollektive Existenz direkt durch das neue technische Medium geprägt wird. (3) Jedes System und jeder Be-

ziehungskomplex, die diese neuen Informationstechnologien nutzen, sind netzwerkförmig organisiert. (4) Das Paradigma der Informationstechnologie basiert auf der Fähigkeit zur Rekonfiguration von Prozessen, also auf Flexibilität. (5) Die zunehmende Konvergenz der einzelnen Technologien entwickelt sich zu einem hochgradig integrierten System.

Anhand der genannten Punkte wird deutlich, das nicht etwa die Netzwerke – die es nach Castells schon immer gegeben hat – die Basis der neuen Gesellschaftsstruktur darstellen, sondern daß erst die neuen Informationstechnologien die entstehende Form der Netzwerkorganisation möglich machen. „Die neuen Informationstechnologien integrieren die Welt in globale Netzwerke der Instrumentalität“ (23). Aus der zunehmenden Unterordnung mannigfaltiger kultureller Ausdrucksformen unter die instrumentelle, universelle und kapitalistische Netzwerklogik leitet Castells als zentralen Widerspruch der informationellen Gesellschaften „den bipolaren Gegensatz zwischen dem Netz und dem Ich“ ab (3), der die drei Bände des „Informationszeitalters“ durchzieht: Während also Band eins das Netz in den Mittelpunkt rückt, hinterfragt „Die Macht der Identität“ (Band zwei) die andere Seite des Widerspruchs, also den Widerstand der kollektiven Identität gegen die instrumentell-universalistische Ordnung. Schließlich widmet sich der dritte Band „Am Ende des Jahrtausends“ einer Interpretation der historischen Veränderungen (u.a. dem Fall der Sowjetunion) in der

letzten Phase des zwanzigsten Jahrhunderts und liefert ein abschließendes Resümee der Untersuchung. In diesem Kontext gilt es den erschienenen ersten Band zu verorten, in dem die Hauptmerkmale der sozialen Transformation in einer „nicht-hierarchischen Reihenfolge“ beschrieben werden: die neue Wirtschaftsform, das Netzwerkunternehmen, die Transformation von Arbeit und Beschäftigung, die Kultur der realen Virtualität, der Raum der Ströme und die zeitlose Zeit.

Castells bezeichnet die im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts entstandene *neue Wirtschaftsform*, deren Voraussetzungen der enge Verbund von Deregulierung und neuen Informationstechnologien schuf, als informationell, global und vernetzt: „Die Wirtschaftsform ist *informationell*, weil die Produktivität von Einheiten und Akteuren in dieser Wirtschaft (...) grundlegend von ihrer Fähigkeit abhängig ist, auf effiziente Weise wissensbasierte Informationen hervorzubringen, zu verarbeiten und anzuwenden. Sie ist *global*, weil die Kernfunktionen der Produktion, Konsumtion und Zirkulation ebenso wie ihre Komponenten – also Kapital, Arbeit, Rohstoffe, Management, Information, Technologie, Märkte – auf globaler Ebene organisiert sind (...). Sie ist *vernetzt*, weil unter den neuen Bedingungen Produktivität durch ein globales Interaktions-Netzwerk zwischen Unternehmens-Netzwerken erzeugt wird, in dessen Rahmen sich Konkurrenz abspielt“ (83). Obwohl die Netzwerkgesellschaft in ihren ökonomischen Ausdrucksformen eine

kapitalistische Gesellschaft ist, unterscheidet sie sich durch zwei grundlegende Merkmale von den vorangegangenen Ausprägungen des Kapitalismus: Erstens beschreibt Castells die informationelle Ökonomie als global und zweitens als weitgehend um ein Netzwerk globaler Finanzströme organisiert. Demnach gibt es eine zunehmende Entkoppelung zwischen der materiellen Produktion und der Wertschöpfung, d. h. die Wertschöpfung im informationellen Kapitalismus ist aus seiner Sicht im Wesentlichen ein Produkt des Finanzmarktes.

Die Herausbildung der neuen Wirtschaftsform geht einher mit der Entwicklung einer neuen Organisationsweise, dem *Netzwerkunternehmen*, das Castells als jene spezifische Form des Unternehmens definiert, „deren System von Mitteln durch die Überschneidung von Segmenten autonomer Systeme von Zielen konstituiert wird“ (199). Indem das Unternehmensnetzwerk durch die Etablierung der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien an Flexibilität und Koordinationsfähigkeit gewonnen hat, entwickelt es sich zur idealen Organisationsform einer vernetzten Innovations- und Informationsproduktion. Parallel zu der Entstehung einer informationellen Ökonomie findet außerdem die *Transformation von Arbeit und Beschäftigung* statt, wobei der informationelle Arbeitsprozeß hauptsächlich um die aufeinander bezogenen Faktoren Wissen und Innovationsfähigkeit gruppiert wird. Dies bedeutet für die neue Beschäftigungs- und Berufs-

struktur einerseits die Aufwertung einer beträchtlichen Anzahl von Arbeitsplätzen in ihren Qualifikationsanforderungen, während auf der anderen Seite durch die Automatisierung eine große Anzahl von Arbeitsplätzen in Fertigung und Dienstleistungen verloren gehen: „Das Ansteigen der allgemeinen oder spezialisierten Bildungsqualifikationen, die für die neu aufgewerteten Positionen erforderlich sind, segregiert die Belegschaften weiter auf der Grundlage ihrer Ausbildung (...)“ (282) In diesem Zusammenhang zeigt sich eine Stärke der Methode von Castells, der nicht nur eine einseitige Ausprägungsmöglichkeit der entstehenden Beschäftigungsstruktur herausarbeitet, sondern anhand differenzierter Analysen die länderspezifischen Entwicklungswege in die informationelle Ökonomie ausführlich berücksichtigt und verschiedene Modelle gegenüberstellt. Jedoch ist der generelle Wandel des Machtverhältnisses zwischen Kapital und Lohnarbeit ein einheitlicher Prozeß, der sich in allen Ländern vergleichbar auswirkt. Da sich mit der Neustrukturierung von Unternehmen und Organisationen das Kapital „global koordiniert“ (534), befindet sich die Arbeit in einer individualisierten Verhandlungsposition, die je nach Verwertungsmöglichkeit innerhalb eines Netzwerkes einbezogen (oder nicht-einbezogen) wird.

Das neue informationstechnologische Paradigma verändert neben den ökonomischen Strukturen auch noch basale kulturelle und materielle Grundlagen der Gesellschaft. Neben der aufkommenden *Kultur der realen*

Virtualität, also der „Einbeziehung der meisten kulturellen Ausdrucksformen in das integrierte Kommunikationssystem, das auf digitalisierter elektronischer Produktion, Distribution und Austausch von Signalen beruht“ (428), legt Castells den Schwerpunkt auf ein neues Raum-Zeitverhältnis. Der *Raum der Ströme* – definiert als die materielle Organisation von simultanen Formen gesellschaftlicher Praxis – ermöglicht die Verknüpfung von Räumen und Orten innerhalb eines oder verschiedener Netzwerke. Hierbei werden drei Ebenen materieller Grundlagen unterschieden, die den „Raum der Ströme“ konstituieren: 1. Die Grundlage des neuen Raumverhältnisses besteht in der entsprechenden Informationstechnologie, durch die ein Austausch der Ströme erst möglich wird, 2. die zweite Ebene ist durch dessen Knoten und Zentren bestimmt (z. B. Global Cities) und 3. die räumliche Organisation der herrschenden Führungseliten. Aufgrund der organisierenden Funktion des „Raumes der Ströme“, ermöglicht die *zeitlose Zeit* die Komprimierung der Zeit bezüglich räumlicher Transaktionen und die Neuordnung zeitlicher Abfolgen. Somit entstehen raum- und zeitübergreifende Netzwerke, deren binäre Logik von Inklusion und Exklusion darüber entscheidet, ob ein Akteur eine nützliche Funktion innerhalb dieser Organisationsform übernehmen kann oder nicht.

Zusammenfassend kann konstatiert werden, das Castells mit dem ersten Band des Netzwerkzeitalters einen wichtigen Beitrag zur Erklärung und Einordnung des gegenwärtigen sozialen Transformationsprozesses lie-

fert. Im Gegensatz zu anderen gegenwärtigen Zeitdiagnosen gelingt es ihm vor allem, das Spannungsverhältnis von hegemonialen Strukturen und Exklusionsprozessen in seinen Ansatz mit einzubeziehen. Trotzdem enthält das Konzept der Netzwerkgesellschaft noch einige theoretische Schwächen – als Beispiel wäre seine starre und eindimensionale Klassifizierung der Netzwerklogik als instrumentell oder kapitalistisch zu nennen –, die aber aufgrund der Größe des Untersuchungsgegenstandes nicht verwundern. Im Gegensatz zu anderen Besprechungen des Buches kann meines Erachtens diese „Schwäche“ auch als Stärke dieses Ansatzes angesehen werden, da Castells einen offenen Ansatz vorlegt, der als einer der Ausgangspunkte für das weitere Verständnis der heutigen, veränderten Gesellschaftsstruktur dienen kann.

Steffen Dörhöfer

Rückgriff ins „Marxsche Gedankendepot“

Wolfgang Fritz Haug, *Dreizehn Versuche marxistisches Denken zu erneuern* (Schriften der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Bd. 9), Karl Dietz Verlag, Berlin 2001, 175 S., € 15,20.

Hanns Eisler hat mit seinem Quintett: *Vierzehn Arten den Regen zu beschreiben* einen Nachfolger gefunden. In einem Genre, das ihm nicht fremd und doch nicht das Seine war. Das seinem „verehrten Lehrer“ Arnold Schönberg gewidmete opus 70

gilt als das Komplizierteste, was Eisler je komponierte. Er hatte es im Exil geschrieben, und es beschreibt die „vierzehn Arten, mit Anstand traurig zu sein“.¹

Wolfgang Fritz Haug (WFH), der in dem von ihm herausgegebenen *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus* in Gestalt des Lemmas „Dummheit in der Musik“ einer ästhetisch-politischen Kategorie eine Heimstätte gab, die Hanns Eisler ihr Profil verdankt,² bietet mit seinen *Dreizehn Versuchen marxistisches Denken zu erneuern* keine Anatomie der Trauer oder auch nur der Melancholie. Warum sollte er das auch tun, da er doch darauf beharrt, daß seine Art von Marxismus nicht zu einer gescheiterten Vergangenheit, sondern zum Projekt Zukunft gehört (44). Das Trauerspiel marxistischer Selbstanalyse könnte sogar zu einer fröhlichen Wissenschaft werden, meint er (20). Als bekennender Antagonist sowohl gegenüber denjenigen, die das Jahr 1989 zum herbeigesehnten Anlaß nahmen, mit dem *Realsozialismus* auch den *Idealsozialismus*, ganz besonders in seiner Wissenschaftsgestalt beanspruchenden Erscheinungsform des Marxismus, für implodiert zu erklären, als auch zu jenen beherrschungsresistenten Dogmatikern, die das Scheitern von Praxis jedenfalls nicht den Theorien der Praktiker anlasteten, hält er dafür, daß „ein unerledigtes Projekt nicht sterben kann,

¹ Vgl. Hanns Eisler, *Gesammelte Werke*, Serie III, Bd. 1, Leipzig 1973, S. 528; Bd. 7, S. 14-18.

² Vgl. Haug, „Dummheit in der Musik“, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 2, Hamburg 1995, S. 873.

solange die Existenzprobleme, auf die es zu antworten begonnen hat, nicht gelöst sind“.³ Solange die sozialen Daseinsprobleme nicht enträtelt sind, werden sich immer wieder neue „Marxismen“ bilden, dessen sei er sich sicher (67).

WFH bietet die Ergebnisse seines Nachdenkens in der Form von *Versuchen* an. Das liegt auch terminologisch in der Bacon/Brecht-Linie⁴ seiner Vorgehensweise (134). Nie vorgeben, die Wahrheit so gefunden zu haben, daß ein weiteres Suchen nach ihr sich erübrigt. Die „Produktionsweise von Wahrheit“⁵ als ein Entwerfen und Verwerfen von Ideen zu verstehen, als ein Suchen und Versuchen. Nicht vom Standpunkt fertiger Weltbilder belehren zu wollen. Eine Abscheu vor *geschlossenen* Gedankengebilden hegen. Bei Lenin heißt es jedoch (zumindest in der Übersetzung ins Deutsche), die Lehre von Marx sei eine *in sich geschlossene* Weltanschauung.⁶

Gegen Kautsky, den „Lordsiegelbewahrer der Orthodoxie“ (49), wie gegen die staatsideologischen (zuweilen gegen alle) Marxismen polemisierend, also auch seine eigenen einstigen Vorstellungen von einem „pluralen Marxismus“ oder einer Gorba-

tschow-Theorie verabschiedend (51, 66), beharrt WFH jedenfalls auf einer kritischen Neulektüre von Marx, in deren Ergebnis er die Erneuerung des marxistischen Denkens für dringend geboten erklärt. Wie in einer seiner früheren Monographien hält er Brecht und Gramsci für prädestiniert, in der „möglichen Renaissance einer integralen marxistischen Theorie“ (69, 123, 155) eine Leitfunktion auszuüben.⁷ Hauptsächlich aber erwartet er, daß die Niederlage des gewesenen Staatssozialismus unter den Bedingungen einer sich rasant entwickelnden Produktionsweise der Gegenwart mit den globalen Krisenfolgen ihrer kapitalistischen Erscheinungsform eine neue Generation von zwar nicht Wissenden, wohl aber Denkenden die im „Marxschen Gedankendepot“ ruhenden Denkmittel freizusetzen und „das von Marx Ungedachte“ herauszubuchstabieren veranlassen wird (96). Prinzip Hoffnung, geschichtlich geboten.

Es handelt sich bei den von WFH erwarteten (und von ihm selbst mit einer Produktivität ohnegleichen betriebenen) Daseinsweisen marxistischen Denkens erklärterweise um einen „akademischen Marxismus“ (16). Heinrich Heines siegestrunkene Aufforderung: „Marschiere trommelnd immer voran, / Das ist die ganze Wissenschaft. / Das ist die Hegelsche Philosophie, / Das ist der Bücher tiefster Sinn ...“⁸ zu extrapolieren, wird

³ Haug, ebenda, Bd. 1, S. II.

⁴ Vgl. Haug, ebenda, Bd. 2, S. 340: „Brecht-Linie“; Christoph Kaiser/Susanne Lettow/Teresa Orozco (ed.), *Eingreifendes Denken. Haug-Festschrift*, Münster 2001, S. 247: „Bacon-Linie“.

⁵ Bertolt Brecht, *Werke. Große kommentierte Ausgabe*, Bd. 22, Berlin/Weimar/Frankfurt 1993, S. 96.

⁶ Lenin, *Werke*, Bd. 19, Berlin 1962, S. 3 [1913].

⁷ Vgl. Haug, *Philosophieren mit Brecht und Gramsci*, Hamburg 1996.

⁸ Heine, *Zeitgedichte*, 1; sowie sein Brief vom 10. Juli 1833 an Laube: „Ich werde seiner Zeit schon die große Trompete blasen, und bin diesen Augenblick mit der Abfassung einiger tüchtigen Trompeterstück-

verworfen. Die traumatischen Erfahrungen mit den exekutierten Hege- monie-Ansprüchen vergangener Jahrzehnte verwehren selbst das Auf- flackern von junghegelianischem, ge- schweige denn von bolschewisti- schem, ja selbst von Gramscis Avant- gardismus.⁹ Der akademische Mar- xismus unterscheidet sich von jenem früheren, der als Produkt einer am Feuer der sozialen Probleme vor sich gegangenen Fusion von kritischer Theorie der kapitalistischen Gesell- schaft mit der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert entstanden war. Dies- ses „Welthistorikum“ einer auf intel- lektuellem Höchstniveau vor sich ge- gangenen, ein enormes Energiequan- tum freisetzenden Verschmelzung habe sich später in den Marxismus- Leninismus, das Firmenschild autori- tärer Staaten, verwandelt. Unterdes- sen sei aber dieses Band zwischen ei- nem von Marx initiierten antikapitali- stischem Denken und der aufstrebenden Bewegung der Lohnarbeitenden in den entwickelteren Ländern geris- sen, und man wisse nicht, ob über- haupt und in welcher Form es je wie- der geknüpft werden könne. Agnosti- zismus als Überlebenschance?

Michael Brie hat nun aus Haugs Ein- sicht, daß ihm jenes historische Sub- jekt abhanden gekommen sei, das seinem marxistischen Denken zu ei- ner adäquaten Praxis verhelfen kön- ne, geschlußfolgert, daß es dann wohl konsequenter sei, den Übergang von der Bindung einer Bewegung an ei- nen Personennamen hin zum Sozia-

chen beschäftigt“.

⁹ Vgl. Werner Mackenbach, „Avantgarde“, in: Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd. 1, Hamburg 1996, S. 806.

lismus als einem Sammelbegriff zu vollziehen. Dieser auch von Marxens Namen entbundene Sozialismusbe- griff vereinige diejenigen Theorien, die die positivistische Verklärung der vorhandenen Verhältnisse als der einzig möglichen Gesellschaftsform aufbrechen, mit jenen sozialen Strö- mungen, die Menschenrechte von Unten für alle postulieren und sich dabei auf realexistierende Emanzipa- tionsbewegungen beziehen, deren Forderungen sie Ausdruck zu verle-ihen suchen. Es könnte, meint Brie, eine Befreiung sein, von einem zum Anachronismus gewordenen Mar- xismus zu einem Sozialismus als Sammelbegriff überzugehen.¹⁰

Bries Argumentation entbehrt nicht der Logik, auch wenn WFH mit de- ren Konsequenz, dem Spezifikverlust des marxistischen Denkens, nicht wird einverstanden sein können. Doch so was kommt von so was, ist man versucht zu sagen. Aber warum, zum Teufel, hat er nur Marx und Marxismus „auseinanderfallen“ las- sen (62), statt dialektischerweise von einem (mehr oder weniger gelunge- nem, weniger oder mehr mißlunge- nem) Aufgehobensein des einen im anderen zu sprechen? Aus Marxens mehrfach von Engels überlieferter, freilich in der Gegenwart stets ein- seitig und insofern falsch zitierter Bemerkung zu Lafargue über gewisse französische „Marxisten“ und deren „Marxismus“, daß er, Marx, daran

¹⁰ Vgl. Michael Brie, „Ruhelose Suche. Über W. F. Haugs Dreizehn Versuche marxisti- sches Denken zu erneuern“, in: Das Argu- ment, 43. Jahrgang, Heft 3, Hamburg 2001, S. 381.

gemessen, kein Marxist sei,¹¹ läßt sich jedenfalls auch schlußfolgern, daß Marx keine inhaltlichen Einwän- de gegen eine Firmierung seiner ma- terialistischen Gesellschaftstheorie als marxistisch, als Marxismus ge- habt haben würde, wenn man nur nicht aus seiner Drachensaat bloß Flöhe würde ernten wollen.

Warum hält WFH den schlichten, wenn auch von Lenin stammenden Satz, daß Marxismus das Gedanken- system von Marx sei, für deshalb ab- surd (11, 61), weil zu Lenins Zeiten nur ein Bruchteil des von Marx Ge- schriebenen bereits publiziert war? Es ist doch auch nicht zu beanstan- den, wenn das Gedankensystem von Kant oder von Hegel auch für jene Zeiten als Kantianismus bzw. Hege- lianismus bezeichnet wird,¹² da das von den beiden Klassikern Geschrie- bene (ganz abgesehen von ihrem dar- über hinaus Gedachten) nur teilweise als Gedrucktes für hermeneutische Vorhaben zur Verfügung stand. Ist denn Hegels großer Satz: „Entweder Spinozismus oder keine Philoso- phie“¹³ etwa deshalb absurd, weil zu seinen Lebzeiten (wie übrigens zu unserer auch) die Mehrzahl der von Spinoza geschriebenen Briefe und damit vieles des von ihm Gedachten nicht zur Verfügung stand und steht?

¹¹ Vgl. MEW 35/388; 37/436, 450.

¹² Vgl. etwa: Hans-Jörg Sandkühler (Hg.), Eu- ropäische Enzyklopädie zu Philosophie und Wissenschaften, Bd. 2, Hamburg 1990, S. 522, 737.

¹³ Hegel, Werke (Suhrkamp), Bd. 20, Frank- furt am Main 1986, S. 164; ähnlich übri- gens bereits Lessing (Gesammelte Werke, Bd. 8, Berlin 1956, S. 619) und Lichten- berg, Schriften und Briefe, Bd. 2, Frankfurt am Main 1994, S. 197.

Die Texte der großen Denker sind überdies auch schon deshalb ein ewi- ges *work in progress*, weil Texte oh- ne Kontexte nur die halbe Wahrheit sind, deren andere Hälfte, speziell die gesellschaftlichen Kontexte, sich oh- nehin in ständiger Entwicklung be- finden. Haugs herrliches Bild von ei- nem Marx, dessen literarische Mega- produktion nur als „wandernde Werkstatt“ und nicht ohne Rezeption durch soziale Bewegungen zu begrei- fen ist und gerade deshalb als unver- zichtbares Bildungsmedium für die aus ihren Katastrophen lernende Mo- derne, als Garant schließlich einer marxistischen Renaissance gelten darf (9, 67, 108 f.), deutet auf genau diese Relation von Autor und Adres- sat, von Text und Kontext hin.

Der soziale Kontext für marxistische Texte, für eine mit ihrer Hilfe vorzu- nehmende Gesellschaftsanalyse, Kri- sendiagnose, Herrschaftskritik und Befreiungstheorie ist der realexistie- rende Kapitalismus. Mit dem Kapita- lismus aber hat der (wohlgemerkt ohne wenn und aber) antikapitalisti- sche WFH merkwürdigerweise seine Schwierigkeiten. Einerseits behauptet er in wünschenswertester Eindeutig- keit, daß der Kapitalismus in unserer Epoche weltweit herrsche und sich, auch mit sozialdemokratischer Hilfe, in „kannibalischer Expansion“ befin- de (19); andererseits gebe es aber seiner Meinung nach gar keinen Ka- pitalismus, sondern nur Kapitalismen in Gestalt diskontinuierlicher kapita- listischer Produktionsweisen, etwa gegenwärtig den „Fordismus“ im Übergang zum transnationalen „High- Tech-Kapitalismus“ (69 f.).

Auch wenn ich Gefahr laufe, nun- mehr von WFH für eine „Schlafmüt-

ze“ (70) gehalten zu werden – was mir aus vielen Gründen nicht Recht wäre –, so insistiere ich doch bockig darauf, jede Erscheinungsform oder Entwicklungsphase des Kapitalismus für zunächst – Kapitalismus zu halten. Das scheint mir schon deshalb geboten, weil es in der Weltgesellschaft von heute zeitgleich auftretende, doch in ihrer Entwicklung und Erscheinung voneinander differierende Kapitalismen gibt. Deren grundlegende, überdies vernetzte, Kongruenzen ihrer Eigentums-, Medien-, Macht-, Herrschafts-, Gewalt- und Militärstrukturen zu erkennen, ist für die Strategie und Taktik einer antikapitalistischen Bewegung unverzichtbar. Globalisierung von Oben, Internationalismus von Unten. Schon deshalb darf eine solche Formationsanalyse nicht durch eine Untersuchung der unterschiedlichen Erscheinungsformen des Kapitalismus substituiert werden, auch wenn erstere die letztere voraussetzt.

Es mag sogar sein, daß sich WFH durch eine für ihn untypisch flüchtige Lektüre von Marx-Texten zu seinem, wie mir scheint, leichtfertigen Umgang mit dem Kapitalismus-Begriff hat verleiten lassen. Marx habe, so lesen wir verblüfft, den „Begriff des Kapitalismus“ nicht benutzt; in den Sachregistern von MEW und „skandalöserweise“, auch noch der MEGA sei zwar „Kapitalismus“ angegeben, aber im Text von Marx/Engels fänden sich nur Ausdrücke wie „kapitalistische Produktion“ oder „kapitalistisches Eigentum“ (29). WFH meint offensichtlich das Wort „Kapitalismus“ (als Bezeichnung für einen bestimmten Sachverhalt), das er – wie

andere auch¹⁴ – bei Marx/Engels nicht geortet hat. Nun haben weder die MEW-Edition noch die MEGA-Edition Wortregister. Sie haben Sachregister. Anders als in einer Konkordanz werden in einem Sachregister keineswegs alle in einem Werk verwendeten Worte nachgewiesen; es werden vielmehr die in diesem Werk behandelten Sachverhalte begrifflich erfaßt. Dabei ist es durchaus üblich, einen in diesem Werk unterschiedlich bezeichneten Sachverhalt unter einem gemeinsamen Begriff zu erfassen.

Es ist also kein Skandal, wenn die der Bourgeoisie eigentümliche Produktionsweise, die seit Marx mit dem Namen „kapitalistische Produktionsweise“ bezeichnet wird (MEW 20/249; MEGA I/27, S. 435; II/3, S. 2182), ebenso wie: „bürgerliche Produktionsweise und die ihr entsprechenden Produktions- und Distributionsverhältnisse“ (MEGA II/3, S. 1861) in einem Sachregister unter „Kapitalismus“ firmieren. Es wäre meiner unbescheidenen Meinung nach (immerhin habe ich genügend Register selbst gefertigt) nicht einmal eine Falschinformation, wenn Marxs klassische Behauptung: „das Kapital ist die alles beherrschende Macht der bürgerlichen Gesellschaft“ (MEW 13/638; MEGA II/1, S. 42) auch unter dem Sachregister-Stichwort „Kapitalismus“ nachgewiesen werden würde, zumal dieses Wort (nicht der Begriff!) erst im Verlauf

¹⁴ Etwa: Dieter Nohlen (Hg.), Lexikon der Politik, Bd. 1, München 1995, S. 232 (Uwe Andersen). Vgl. Richard Passow, Kapitalismus. Eine begrifflich-terminologische Studie, Jena 1918.

der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (u. a. durch Louis Blanc, Johann Karl Rodbertus, William Thackeray und natürlich Marx) allmählich in Gebrauch kam.

Die Bandbearbeiter von MEW und MEGA waren übrigens eher zurückhaltender, was die Aufnahme von Stichworten in die von ihnen zusammengestellten Register betrifft. In ihrer Edition von Marxs drei *Kapital*-Bänden findet sich kein Stichwort „Kapitalismus“. Im eigenständigen Sachregisterband zu den MEW-Bänden 1 bis 39 gibt es nur als komplexes Stichwort: „Kapitalismus (als ökonomische Gesellschaftsformation)“.¹⁵

Um aber dem Streit um Worte, nicht um Begriffe (!), die Spitze abzubrechen: Marx hat, „skandalöserweise“, sehr wohl auch das Wort „Kapitalismus“ verwendet, nämlich mindestens in: MEW 24/123 und 34/512 sowie in: MEGA I/25, auf S. 116 („la genèse du capitalisme“), und S. 234 („un certain genre de capitalisme“).

Daß die voranstehend angedeuteten (wahrlich weder profilbestimmenden noch profilverderbenden) Unebenheiten von WFH emotional aufgeladen vorgebracht werden, mag damit zusammenhängen, daß er in vorangegangenen Jahrzehnten oft genug dazu verurteilt war, als „Einzelgänger“, als in der „Diaspora agierender Marxist“ zu philosophieren (18, 66). Die frühe-

ren, diesseits wie jenseits von Staats- und Systemgrenzen geführten Auseinandersetzungen unter Marxisten, an denen er als Kritisiert und Kritisierender beteiligt war, erweisen sich als eine ihn fortdauernd schmerzende Erfahrung. Das möge ihm verargen, wer unter den damals Mit- und Gegeneinanderstrebenden auch nach seiner heutigen Meinung immer Recht gehabt hat. Ich jedenfalls nicht. „Es ist uns verwehrt, unsere Hände in Unschuld zu waschen“ (21). Es gibt Wunden, die nicht verheilen, wie es Ansprüche gibt, die nicht verjähren. Nebenbei: Recht behalten zu haben, heißt nicht unbedingt, auch jetzt Recht zu haben.

Wie die Dinge nun einmal liegen, können es sich die Marxisten aller Länder gar nicht leisten, die Pluralität ihrer Auffassungen als deren Inhaltsbeliebigkeit mißzuverstehen, die Harm- und Folgenlosigkeit ihrer Theorie für die Praxis zu proklamieren oder ihre eigenen Gegensätzlichkeiten für wichtiger zu nehmen als ihre gemeinsame Gegenteiligkeit zur weltbeherrschenden Theorie des Realkapitalismus von heute. Ihr Rückgriff ins „Marxsche Gedanken-depot“, um eine auch von WFH gern benutzte Formulierung Rosa Luxemburgs aufzugreifen,¹⁶ ist also unerlässlich, da es doch gilt, ein rationales Erklärungsmodell für jene geschichtlichen Vorgänge, die zur Gegenwartsgesellschaft führten, zu entwerfen, und den Grundriß einer künftigen ausbeutungs- und unterdrückungsfreien Gesellschaftsordnung dazu. Daß es sich bei dieser humanen

¹⁵ Vgl. Marx/Engels, Sachregister [zu den Bänden 1-39 von MEW], Berlin 1989, S. 357. Die hier nicht miterfaßten beiden Ergänzungsbände von MEW haben kein Sachregister, im Sachregister von MEW-Band 42 gibt es kein Stichwort „Kapitalismus“.

¹⁶ Rosa Luxemburg, Gesammelte Werke, Bd. I/2, Berlin 1970, S. 368.

Gesellschaft um Sozialismus handeln wird, gehört für diejenigen zur Gewißheit, die Gerechtigkeitsfragen in Vergesellschaftungsfragen münden lassen, also auch für WFH (76).

Letal aber wäre eine Selbstimmunisierung von Marxisten vor einer „innermarxistischen“ Kritik. Beanspruchte Dialogunbedürftigkeit führt zur intellektuellen Stagnation. Und dann wird, wie die für Sozialisten bittersten Erfahrungen des vergangenen Jahrhunderts lehren, in Perversion der Elften Feuerbachthese (MEGA IV/3, S. 21; MEW 3/535) verändert, ohne interpretiert und sich an die Wahrheiten der fünf Sinne gehalten zu haben.¹⁷

Unter diesen Voraussetzungen ist eine sorgfältige Lektüre der hier vorgelegten gedankenreichen „Erneuerungsversuche“ aufs Innigste zu wünschen. Argumente werden nicht durch Zitate substituiert. Aber es gibt viele zitierfähige Sätze auch schöne, übrigens. Erklärermaßen handelt es sich um Angebote, nicht um der Weisheit letzte Schlüsse. Widersprüche sind erwünscht, auch erforderlich. Und nicht nur, um Nietzsches Sils Maria 800 Höhenmeter mehr zuzubilligen, als es WFH getan (S. 124). Ohnehin ist auch bei einem Meinungsstreit unter Marxisten der eigentliche Gewinner

¹⁷ Vgl. aus des Rezensenten Sicht: „Was bleibt von der marxistischen Rechtsphilosophie?“, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie, Beiheft 50, Stuttgart 1992, S. 11-19, und: „Recht und Rechtstheorie der revolutionären Linken am Beispiel der Oktoberrevolution“, in: M. Buckmiller/J. Perels (Hg.), Opposition als Triebkraft der Demokratie (Festschrift für Jürgen Seifert), Hannover 1998, S. 348-356.

nicht der bereits vor ihm klug gewesene, sondern der durch ihn klug gewordene.

Hermann Klenner

CONTRASTE

Die Monatszeitung für Selbstorganisation

ARBEITSGESELLSCHAFT Die Arbeit hoch? · Arbeit, Integration, Kontrolle · Die Pflicht zur Arbeit – Ein Recht auf Faulheit? · »Arbeit ist scheiße!« · Vorschlag zum Kombilohnmodell **»TROSTFRAUEN«** Japanische Zwangsprostituierte erringen späten Sieg **BERLIN** Haus der Gewerkschaft Verdi mit Forderung nach Sozialem Zentrum besetzt · Wohn- & Kulturprojekt Rigaer Strasse 94 von Räumung bedroht · Spekulanten wollen Umsonstladen und Food Coop vertreiben **BREMEN** Gutscheinvährung Roland als Alternative zum Euro **AFGHANISTAN** Rezension: Angriff auf die Freiheit? **u.v.m.**

Ein Schnupperabo (3 Monate frei Haus) gibt es für 5 Euro gegen Vorkasse (Schein/Briefmarken/V-Scheck/Einzugsermächtigung).

BUNTE SEITEN das einzige Adressenverzeichnis der Alternativen Bewegungen. Mit ca. 12.500 Anschriften aus der BRD, CH, A und internationale Kontaktanschriften mit **Reader der AlternativMedien** im Innenteil. 1.300 Zeitschriften mit zahlreichen Beschreibungen, Video- & Filmgruppen sowie Freie Radios. Ca. 280 Seiten (DIN A4) für 18 EUR zzgl. 2 EUR Versandkosten, ISBN 3-924085-05-6. Bestellungen im Internet oder über CONTRASTE e.V., Postfach 10 45 20, 69035 Heidelberg

Probelesen: www.contraste.org

Politik und Wissenschaft

Friedrich-Martin Balzer, Hans Manfred Bock, Uli Schöler (Hrsg.), Wolfgang Abendroth, *Wissenschaftlicher Politiker Bio-bibliographische Beiträge, Leske & Budrich, Opladen 2001, 506 S., 34 €*

Wolfgang Hecker, Joachim Klein, Hans Karl Rupp (Hrsg.), *Politik und Wissenschaft, 50 Jahre Politikwissenschaft in Marburg, Band 1: Zur Geschichte des Instituts, Lit-Verlag, Münster 2001, 402 S., 25,90 €.*

Die Umschläge zweier umfangreicher Sammelbände aus verschiedenen Verlagen, die beide die Begriffe Politik und Wissenschaft im Titel enthalten, zeigen jeweils dieselbe Photographie Wolfgang Abendroths, die ihn kritischen Blickes zuhörend vor einem Podium zeigt – wahrscheinlich Minuten vor dem Moment, in dem er sich selbst mit einem Redebeitrag ins Handgemenge der politischen Auseinandersetzung warf.

Der von Balzer, Bock und Schöler herausgegebene Band ist ganz der Person und dem wissenschaftlichen und politischen Wirken Abendroths gewidmet. Zwanzig Autoren beleuchten aus verschiedenen Blickwinkeln die Biographie und das Werk Wolfgang Abendroths (1906-1985). Das Buch gliedert sich in fünf Abschnitte: In einem ersten erörtern und würdigen fünf Kollegen und teils Schüler Abendroths dessen Wirken als Verfassungsrechtler und stellen seine weiterhin für die Linke bedenkenswerte staats- und rechtstheroretische Position für eine demokratische Gesellschaft dar. Römer, Seifert, Ridder, Schöneburg und Paech tragen dabei sowohl zur Verlebendigung als

auch zur Aktualisierung bei.

In einem zweiten beleuchten Lenk, Tjaden, Perels, Kammler und Grebing die politische Soziologie Abendroths, die ebenso wie seine rechts- und verfassungstheoretischen Beiträge immer von dem im besten Sinne materialistischen geschichtlichen Denken Abendroths geprägt war.

Der dritte Abschnitt des Buches ist der Person Wolfgang Abendroths als einem der wichtigsten und prägendsten linken politischen Intellektuellen der Bundesrepublik gewidmet. Ehemalige Mitstreiter, Genossen, Freunde und Schüler des Sozialisten zeigen eindrücklich, von welchem menschlichen Format der „Partisanenprofessor im Lande der Mitläufer“ war. Sie erinnern auch daran, gegen welche Anfeindungen sich der ins Zuchthaus gesperrte, mit den Partisanen in Griechenland kämpfende Abendroth nach dem Faschismus von rechts, von seiner ehemaligen Partei – der SPD – sowie von den Kollegen der deutschen Mandarin-Universität bis weit über den kalten Krieg hinaus zur Wehr setzen musste, ohne dabei den aufrechten Gang zu verlieren. Bei den abgedruckten Beiträgen handelt es sich in der Mehrzahl um Nachdrucke bereits erschienener Aufsätze, die jedoch in dieser Anordnung den Band durchaus nur gewinnen lassen. (Habermas, Klönne, Negt, Deppe, Löwenthal, Moneta, Fülberth, Bock)

In einem umfangreichen fünften Block finden sich ungemein umfangreiche und fast schon lückenlos erscheinende bibliographische Beiträge und Anmerkungen zu den Schriften Abendroths – zwischen 1926 und 1985 produzierte der marxistische Intellektu-

elle 1057 Beiträge! Vervollständig wird diese wertvolle Arbeit durch ein opulentes Verzeichnis der Schriften über Wolfgang Abendroth.

Der vierte Abschnitt des Buches setzt sich mit dem Wirken Abendroths als Intellektueller und Universitätslehrer auseinander, der eine ganze Reihe Schüler prägte und zum wissenschaftlichen und politischen Eingriff anregte. Diese Beiträge sind geradezu das Bindeglied zu dem zweiten Buch, welches das 50-jährige Bestehen und die Bedeutung des Marburger Institutes für Politikwissenschaft beleuchtet, an dem Abendroth lehrte.

Dabei geht es den Herausgebern sowohl um das Fach Politikwissenschaft als auch um dessen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ein erster Teil ist so den Anfängen der Politikwissenschaft als Demokratiewissenschaft in Deutschland gewidmet. (Rupp) Ein weiterer dokumentiert die Gründungsgeschichte des Instituts für Wissenschaftliche Politik. (Klein) Sodann werden die Umstände der Berufung Abendroths nach Marburg (Rupp) geschildert sowie dessen frühe Kollegen Matthias und Grabowsky porträtiert. (Weber, Klein)

Die frühe Zeit des Institutes in den fünfziger Jahren, Abendroths Verständnis der Politikwissenschaft (Bock) sowie das Verhältnis von Recht und Politik bei Abendroth (Römer) werden erläutert. Ein Interview mit Ernst-Otto Czempel sowie eine Porträtskizze seines Kollegen Mück eröffnen weitere Blicke auf die Atmosphäre der sechziger Jahre in Marburg.

Das Zentrum des Buches bildet ein langes Round-Table-Gespräch der derzeit am Marburger Institut lehrenden

Hochschullehrer und Hochschullehrerinnen zu ihrem eigenen wissenschaftlichen und politischen Wirken seit den sechziger- und siebziger Jahren. Dieses Gespräch lebt von den Konflikten, die es anschneidet und von den Positionen, die die Schüler Abendroths für die Gegenwart und Zukunft beschreiben und verdeutlichen.

Im Anschluß daran finden sich Beiträge der gegenwärtig Lehrenden, die das relativ weite Spektrum der heutigen Marburger Politikwissenschaft aus eigener Sicht transparent machen. Glücklicherweise – so wird deutlich – gibt es weiterhin ein politisches Denken, welches sich durchaus demjenigen Wolfgang Abendroths verbunden weiß und das Instrumentarium der kritischen Wissenschaft für die Gegenwart zu schärfen gewillt ist. Dass die Vertreter dieses Denkens – und das heisst in diesem Zusammenhang des Abendrothschen Wirkens immer auch eingreifendes, praxisbezogenes Denken – nicht die Mehrheit des Marburger Institutes stellen, wird ebenso deutlich.

Das zeigt sich zum Teil auch in den Beiträgen im letzten Block des Buches, in welchen ehemalige Lehrende und Schüler des Institutes Perspektiven der Politikwissenschaft aus der „Außen-Sicht“ ausloten. Vervollständigt wird das Buch durch einen Anhang, der eine Chronik des Institutes präsentiert sowie ein Verzeichnis aller hier abgeschlossenen Dissertationen und Habilitationen liefert.

Wolfram Burkhardt

Intellektuelle in der DDR und in Ostdeutschland

Werner Mittenzwei, *Die Intellektuellen, Literatur und Politik in Ostdeutschland von 1945 bis 2000*, Verlag Faber & Faber, Leipzig 2001, 590 S., 29,70 €.

Längere Bücher über die Intellektuellen sind in Deutschland bisher Mangelware gewesen. Zwar erschienen eine Reihe von Biographien sowie einzelne Studien, aber im Vergleich zu Frankreich war die Sozialfigur des Intellektuellen kaum Gegenstand systematischer, historischer Arbeiten. In letzter Zeit ändert sich das.

Werner Mittenzwei, der 1927 geborene Literaturwissenschaftler, Verfasser der 1986 erschienenen, fesselnden Biographie Bertolt Brechts und zusammen mit Knopf, Hecht und Müller Herausgeber der grossen kommentierten Berliner und Frankfurter Ausgabe der Werke Brechts, Lukács-Kenner und Autor verschiedener Schriften über das Theater und das Exil, Mitglied beider Akademien (und Verfasser eines Buches über den Untergang der einen), eröffnet seine Arbeit mit den Fragen: „Wie kamen die Intellektuellen in der DDR zu recht? Welche Bedingungen fanden sie vor? Wie vollzog sich ihr Aufstieg, wie kam es zu den Verstrickungen? Wohin führte ihre Bereitschaft, an den Umwälzungen teilzuhaben, die darauf ausgerichtet waren, eine bessere Welt zu schaffen und ein neues Zusammenleben der Menschen zu ermöglichen? Was haben sie erreicht, was ist ihnen widerfahren?“ (19f.) und verspricht, im Verlauf des Buches „ihre Geschichte und ihre

Schicksale“ zu erzählen.

Wohlgermerkt: Hier schreibt ein Intellektueller der DDR über die Intellektuellen in der DDR – zumindest in den Abschnitten, die den Zeitraum von 1945 bis 1989 umspannen. Ein Buch also, welches erwartungsfroh gelesen wird, gab es doch bisher keine derartige Gesamtdarstellung.

Mittenzwei beginnt mit einer Einführung über den Typus des literarischen Intellektuellen (9-20), in dem er verschiedene Definitionen des Intellektuellen und seiner Tätigkeit aus der Feder von Geiger, Gramsci, Mannheim, Weber und Benda über Said, Gumbrecht und Jäger bis zu Bourdieu kurz referiert. Für Mittenzwei steht danach fest, dass der Typus des literarischen Intellektuellen schwer einzugrenzen und zu bestimmen ist und dass es verfehlt wäre, sich auf eine bestimmte Definition festzulegen (19). Jedoch: Er mischt sich ein, er modelliert am kollektiven Gedächtnis und der öffentlichen Meinung: „Sich in die Geschäfte der Welt einzumischen, ist ein Abenteuer. Doch wer es auf sich nimmt, muß sich erst einmal als ein Einzelner in der Öffentlichkeit bemerkbar machen. Er ist auf sich gestellt, auf seine Kompetenz, seine Begabung, sein Werk. Was er als Einzelner gedacht hat, muß er in der Öffentlichkeit ausfechten. Das ist das Feld, auf dem er bestehen muß.“ (19)

Ohne hier weitere Überlegungen zur Öffentlichkeit der DDR und zu den Feldern der Intellektuellen anzustellen, beginnt der Autor seine chronologische Darstellung, die sich streckenweise wie eine Kulturgeschichte der DDR liest. Sie gliedert sich in

fünf Kapitel, in denen auf spannende, erzählerische Art und Weise die Produktionsverhältnisse und Kulturkämpfe der Intelligenz dargestellt werden.

Mittenzwei beginnt sein erstes Kapitel über die Aufbruchsjahre nach der Befreiung unter dem Titel „Die Katastrophe und die Hoffnung“: Die Rückkehr der Emigranten, die – ambivalente – Rolle Johannes R. Bechers, der Einfluss eines Semjonow und die Gründung der wichtigen Institution Aufbau-Verlag werden materialreich und luzide zu einer bildhaften Verdichtung des intellektuellen Lebens nach Faschismus und Krieg verknüpft. Dabei erweist sich Mittenzwei als ein abwägend-genauer, en Detail auch streitbarer Chronist, wenn er die handelnden Subjekte im politischen und künstlerischen Handgemenge der Versuche, der Kämpfe und Beschränkungen charakterisiert. Besonders gelungen und lebendig erscheinen seine Darstellungen der Institutionen und Netzwerke der DDR-Intellektuellen vor dem jeweiligen zeithistorischen Hintergrund. Eindringlich und kenntnisreich analysiert er die Eingriffe und Disziplinierungspraktiken der Partei und der staatlichen Instanzen, wenn es um die Kulturpolitik ging – so am Beispiel der Faustus-Debatte und der haarsträubenden Doktrinen gegen die Kunst (die Shdanowsche Doktrin des Realismus wider den sog. Formalismus vergleicht Mittenzwei in seiner weltweiten Wirkung zurecht mit dem Konzil von Trient 1562).

Eine ganze Reihe einzelner, bereits vielfach dargestellter Ereignisse und Perioden verknüpft Mittenzwei zu ei-

nem Strang der Intellektuellengeschichte. Diese liest sich in den mittleren Kapiteln immer am besten, wenn er die Rolle einzelner Intellektueller wie Brecht, Lukács, Bloch, Mayer, Becher, Harich, Janka, Heym, Hacks oder Müller in den politischen und kulturpolitischen Debatten und institutionellen Auseinandersetzungen skizziert. Dabei unterliegt Mittenzwei Buch eine relativ klare Gliederung der Abschnitte; so folgt dem ersten Kapitel der Anfänge bis 1949 ein zweites über die Entscheidungszwänge im Kalten Krieg, welches die Periode von 1949 bis 1961 umfasst. Hier macht Mittenzwei deutlich, wie sehr die Führung der DDR die Intelligenz im neuen Staat benötigte, dessen Bevölkerung beiden mißtrauisch gegenüber stand (79ff). Er schildert jedoch auch, wie die DDR „in ihrer stalinistischen Phase auf dem Gebiet des Marxismus nur interpretierende Köpfe“ gebrauchen mochte und Brecht, Bloch u.a. zeitweilig links liegen ließ. Die Rolle und die Persönlichkeit von Funktionären und Politikern sowie von mehr oder weniger eigenständigen Intellektuellen wird in der jeweiligen Widersprüchlichkeit dargestellt. Insbesondere Mittenzwei kurze Porträts – z.B. Harich, Ulbricht, Biermann – sind gelungen. Ebenso seine differenzierte Charakterisierung der oppositionellen, kritischen, und reformerischen Intellektuellen nach dem 17. Juni und den Ereignissen in Ungarn. Die chronistische Darstellung erscheint hier zwar nicht lückenlos, jedoch ebensowenig atemlos, wie es angesichts des weit gespannten Zeithorizontes des Buches nicht verwunderte.

Nach 1961 betrachtet der Autor die DDR als eine geschlossene Gesellschaft, in der nach dem Mauerbau und der Polarisierung der Blöcke eine neue Situation für die Intelligenz bestand, in der gleichwohl die SED-Führung eine gewisse Nähe zu den Intellektuellen suchte, teils fand und teils nicht erlangen konnte oder mochte. Nicht wenige Intellektuelle wurden in dieser Phase der strengen Musterung und „großen Reinigung“ (158) durch die Führung gemaßregelt, geschurigt, herabgesetzt oder zur Ausreise getrieben. Bücher wie die von Lukács erschienen bis zu den siebziger Jahre nicht mehr (157ff).

Mittenzwei gelingt es, die Brüche und Ablösungsprozesse, aber auch die Vermittlungen innerhalb verschiedener Netzwerke und Kreise der DDR-Intellektuellen zu verdeutlichen; so die Haltungen der neueren, jüngeren Generation von Schriftstellern, deren Werke in den sechziger Jahren erschienen und deren Prägungen und Erfahrungen andere waren als diejenigen der Becher, Eisler, Brecht und Wolf: Volker Braun, Heiner Müller, Peter Hacks u.a. betreten die Bühne der Mittenzweischen Chronik. Für die sechziger Jahre resümiert er: „Aus heutiger Sicht ist es unbegreiflich, wie die SED mit ihrer Kulturpolitik eine Dichtung zusammenhauen konnte, die ihre und der Menschen Anstrengungen in ein bleibendes literarisches und historisches Zeugnis faßte.“ (187) Müllers Stück „Die Umsiedlerin“ zog so z.B. insgesamt 32 Parteistrafen nach sich!

Ein weiterer Abschnitt des Buches beginnt mit dem „Schicksalsjahr 1968“ – einerseits eine „zweite Marxismus-Enteignung“ in der DDR

nach sich ziehend, andererseits die Suche nach einem anderen als dem „offiziellen Marxismus“ unter den Intellektuellen verstärkend (261). Zeiten sowohl der opulenten Literatur als auch der verschärften Zensur brachen an (262ff); Mittenzweis Schilderung der siebziger Jahre, die mit dem Rücktritt Ulbrichts begannen, startet mit den Hoffnungen vieler Schriftsteller auf einen neuen Anfang, der jedoch mit der Polarisierung im Gefolge der Ausbürgerung Biermanns ein jähes Ende fand (290ff). Zwar war es möglich, feudale Strukturen im Interesse der Öffentlichkeit auszunutzen, doch offenbarte dies für Mittenzwei den undemokratischen Charakter der DDR ebenso wie die vertrauten Beziehungen zwischen manchen prominenten Intellektuellen und der Parteispitze (319).

In den achtziger Jahren wurde lautstarken Kritikern vermehrt die Ausreise gewährt – ein Aspekt der Kulturpolitik der DDR, den Mittenzwei nicht außer Acht lässt, da er zwischen 1984 und 1989 an intellektuellem Gewicht gewann. Scharfsinnige Überlegungen über das, was eine umfassende DDR-Opposition hem mte und förderte, markieren den Beginn des letzten Abschnitts bis 1989 vor dem zweiten Teil des Buches. Hier findet sich gar ein Kapitel über die Literatenszene des Prenzlauer Berges und eine Charakterisierung der letzten Jahre der DDR als „Nischengesellschaft“, in der es auf künstlerischem und ästhetischem Gebiet alles gab, nur keine Eingleisigkeit (375).

Ein großer Einschnitt in Mittenzweis Werk ist seine dann doch recht atemlos konsternierende Darstellung der Zeitspanne von 1989 bis 2001

(388-558). Sie ist pamphletistischer, lückenhaft-kursorischer und streitbarer geschrieben als das vorangehende: Exkurse über die „Enttäuschung Gorbatschow“, die Rolle der Treuhand und der Stasi, über die Gauck-Behörde und die „Abwicklung“ sind anregend zu lesen und von zorniger Haltung geprägt. Mittenzwei schließt mit einem „Nachdenken über das Scheitern“ – auch zu diesem kann er mit seinem Buch beitragen und den Leser zum Denken anregen.

Wolfram Burkhardt

Kunst und Gesellschaft nach dem Ende der Avantgarde

Peter Bürger: Das Altern der Moderne. Schriften zur bildenden Kunst, Suhrkamp, Frankfurt/Main 2001, 224 Seiten, 11 Euro.

Die ästhetische Moderne hat ihre Kraft nicht zuletzt daraus gewonnen, ein Ärgernis zu sein. An ihren ästhetisch konservativen Gegnern wie Georg Lukács, Arnold Gehlen oder Hans Sedlmayer und dem stillen Einverständnis der Vielen mit den von ihnen vorgetragenen Vorbehalten hatte sie insgeheim ihr Leben. Ausgehend von der Frage, ob sich das Innovationspathos und -potential der ästhetischen Moderne erschöpft hat, ob ihr provokativer Kern bildungsbürgerlich selbstverständlich geworden ist, oder ob sie noch immer als ein erneuerbares und lebendiges Projekt erscheint, diskutiert Peter Bürger in 15 Einzelstudien Streitfragen einer Theorie der ästhetischen Moderne. Immerhin ein „Altern der Moderne“ hält bereits der Titel fest, aber Bürger stellt sich einer leicht-

fertigen Verabschiedung der Moderne entgegen. Wo großspurig das Ende der Moderne verkündet werde, dort sei zumeist nur ein Phantom besiegt, eine verkürzte Moderne in naiven Begriffen.

Zu Bürgers Differenzierungen im Begriff der Moderne zählt in erster Linie die Überwindung einer linearen und naiven Vorstellung der ästhetischen Evolution. Theodor W. Adornos Musiktheorie zehrte von der normativen Vorstellung, daß Moderne allein durch Aneignung und Überwindung des jeweils höchsten Materialstands denkbar sei. Bizarre Verschränkungen von normativer Modernetheorie und politisch-ästhetischem Urteil wurden auf diese Weise möglich. Als reaktionär galt, wer auf vergangenes Material zurückgriff, als fortschrittlich allein die eigene Schule der Tradition Schönberg und Berg, die (kunst-) geschichtsteleologisch geadelt wurde. Vehemente Verdammungen des neoklassizistischen Strawinsky und anderer Traditionslinien waren die kunstpolitische Folge.

In Bürgers Aufsatzband wird der Mythos „Avancierter Materialstand“ aufgebrochen und eine interne Differenzierung in den Begriff der kulturellen Moderne eingebaut, um einer verfrühten Verkündung ihres Endes vorzubeugen. Peter Bürger hebt auf diese Weise auch und gerade die ästhetische Relevanz der Ästhetik des Widerstands von Peter Weiss hervor, die ihm trotz ihrer Rückgriffe auf realistische Erzähltechniken als authentisches und relevantes Exempel moderner Literatur gilt. Andere Rückgriffe auf scheinbar antiquierte Formprinzipien oder Motive – etwa durch den

Klassizismus Picassos oder etwa die Landschaftsbilder Gerhard Richters – werden analog diskutiert. Ästhetische Relevanz könne vor diesem Hintergrund beanspruchen, wer die Spannungen von Rückgriff und Avanciertheit, von Anachronismus und Innovationsdruck werk immanent zum Ausdruck bringe. Die ästhetischen Einzelstudien – zu Ferdinand Hodler, Antoni Tàpies, Joseph Beuys und anderen – stehen thematisch in diesem Spannungsfeld von Avanciertheit und historischem Rekurs.

Darüber hinaus versteht Peter Bürger die Auseinandersetzung um die Moderne als eine immer auch gesellschaftspolitische. So verweist er mit der Marxschen Bestimmung darauf, daß die „dominierende Produktionsweise“ trotz aller Rede von postmoderner oder postindustrieller Gesellschaft dennoch dieselbe geblieben sei und weiterhin in den Widersprüchen von „gesellschaftlicher Produktion“ und „privater Aneignung“ befangen bleibe (10). Außerordentlich interessant und ebenfalls von politischer Relevanz sind Bürgers Erwägungen zur Situation der Avantgarde. Gesellschaftstheoretisch betreffen sie die Frage nach der Ausdifferenzierung verschiedener Geltungssphären und im Kontext der ästhetischen Theorie eben die Frage nach der Möglichkeit politischer Kunst. Bürgers Theoriebildung gehört der politischen Linken an oder zehrt zumindest von ihrer Geschichte. Nicht nur, weil Benjamin, Adorno und der französische Surrealismus insbesondere André Bretons seine wichtigsten Bezugsgrößen sind, sondern vor allem dadurch, daß er der avantgardistischen Idee treu bleibt, daß die Spannung von Kunst und Le-

ben in der Perspektive der gesellschaftlichen Veränderung auszutragen sei und daß der sperrige Eigensinn der Kunst eine implizite Kritik der Warenform enthalte.

Obwohl sich Bürger in der Verteidigung des Projekts der Moderne theoretischer Motive bedient, die Jürgen Habermas' Philosophischem Diskurs der Moderne nahestehen, stellt er sich doch gegen Habermas, wenn er die Kunst im Prozeß der Differenzierung in ihrer gesellschaftlichen Sperrigkeit hervorhebt und ihr Vermögen benennt, politische Impulse zur gesellschaftlichen Veränderung zu geben. Als Autor der Theorie der Avantgarde bleibt Bürger der negativen und kritischen Funktion der historischen Avantgarden verbunden. Avantgarde ist für Bürger die negative und notwendige Funktion der Kunst gegen ihre metaphysische Überforderung durch idealistischen Werkbegriff, Schöpfereult und andere Momente einer säkularen Kunstreligion.

Moderne Kunst komme in der Avantgarde zu sich, indem sie ihre Autonomie überschreitet und dabei Subversion und Kreativität auch jenseits der bürgerlichen Institution Kunst geltend zu machen versucht. Sehr luzide akzentuiert Bürger die Überwindung der Kritik der bürgerlichen Kunstautonomie durch die historische Avantgarde. Er differenziert freilich selbst, daß eine Reauratisierung auch avantgardistischer Kunst durch die institutionellen Rahmenbedingungen des Kunstsystems schon vorprogrammiert ist, daß selbst der Duchampsche Pisssoir, wohl das konsequenteste Nicht-Kunstwerk, durch Historisierung und Archivierung

nachträglich einen quasi auratischen Werkcharakter bekommt. Mit Walter Benjamin und Theodor W. Adorno als Gewährsleuten erkennt Bürger eine Dialektik von Auraverfall und Reauratisierung. Die Dialektik der Avantgarde, der besondere Witz ihres Scheiterns besteht für Bürger darin, daß weder die Hypostasis noch die Einebnung der Trennung von Kunst und Leben realisierbar sei, will Kunst sich nicht ihres Möglichkeitsgrundes berauben. Diese theoretische Wendung erscheint wie eine Synthese aus Benjamin und Adorno, wie eine trickreiche Rettung zugleich des Scheins als auch der Avantgarde.

Der Autor der Kritik der idealistischen Ästhetik stellt auch die Frage nach dem Verhältnis von Basis und Überbau, und zwar in vergleichsweise klassischer Form. Keine unmittelbare Beziehung sei zwar im Einzelwerk nachzuweisen, allerdings „ein Durchschlagen der Basis in den Überbau“, wie er mit Erich Köhler und Werner Krauss akzentuiert, „in Krisenzeiten“ (103). Bürger bindet die kulturelle Produktion in traditionell marxistischer Form an die Frage der materiellen Wertschöpfung und ihre Aneignung zurück. Er weiß das Scheitern der revolutionären Perspektive und den Bankrott der alten bürgerlichen Welt mit dem Ersten Weltkrieg in diesem Sinne als historischen Grund der ästhetischen Avantgarde auszumachen und ist als Kulturhistoriker solider Materialist. Die historische Avantgarde und ihr Modus der Kritik erscheinen so als vernünftige Form des gesellschaftlichen Bewußtseins, als adäquater und kritischer Ausdruck einer pathologischen Moderne.

So vermeint Bürger den gesell-

schaftskritischen Gehalt der avantgardistischen Kunst einerseits gegen Habermas verteidigen zu können, der normative Gesellschaftstheorie ohne ästhetische Subversion betreibt und andererseits gegen den Poststrukturalismus, dessen ästhetischer Subversion eine normative Gesellschaftstheorie fehle und der die philosophische Theorie selbst subvertiere. Letztere Frontstellung hätte man vom Autor des Ursprungs des Postmodernen Denkens in dieser Form nicht erwartet. Entgegenhalten möchte man, daß die diskursive Praxis nicht einfach außerhalb der Reproduktion sozialer Herrschaft steht und ihre geordnete Zurüstung mit Sinn für hegemoniale Projekte entsprechend auch nicht einfach sekundär ist. Postmarxistisch immerhin, nach einer buchstäblichen „Ausweitung der Kampfzone“ auf eine Vielzahl diskursiver Gegensätze und Formationen, bleibt das Feld der Theorie nicht unschuldig, sondern wird selbst zum Kampfplatz um symbolische Macht. So aber könnte die poststrukturalistische Rebellion gegen die Sinnordnungen der Philosophie mit gleichem Recht als konsequente Erbin der (insbesondere surrealistischen) Avantgarde gesehen werden - ein Gedanke, den Bürgers Ursprung des postmodernen Denkens immerhin anregt.

Die Vielzahl dieser politisch gehaltvollen Rahmenfragen zur ästhetischen Moderne werden von zeichentheoretischen Überlegungen, von klassischen ästhetischen Fragen zur historischen Spannung von symbolischer und allegorischer Form, von expressiv sinnlicher Darstellung einerseits und der Reflexion des kon-

stitutiven Bruchs zwischen Zeichen und Bezeichnetem andererseits umschlossen. In den ästhetischen und begrifflichen Details ist Bürger sehr exakt, seine Ausführungen sind lehrreich. Und vor dem Hintergrund dieses Problembewußtseins entfaltet er ein umfassendes und größtenteils nützliches Arsenal ästhetischer Kategorien.

Um den Ansprüchen gegenwärtiger ästhetischer Erfahrung gerecht zu werden, läuft sein Altern der Moderne jedoch selbst Gefahr, nicht mehr ganz up to date zu sein. Was bei Peter Bürger Gegenwartskunst heißt, ist selten jünger als zwanzig Jahre. Die Entwicklung der Kunst und Medienkunst, die ästhetische Transformation des schon klassischen Paradigmas der „Kritik“ bleiben in Bürgers Aufsätzen außen vor. Die Besinnung der gegenwärtigen Kunst auf Wahrnehmungsverschiebungen im Zeitalter der Medienkultur wird nicht weiter thematisiert. Bürger ist weit davon entfernt, eine Medientheorie zu schreiben, die als Wahrnehmungstheorie die Frage nach dem „Kollektivleib“ (Benjamin), die Frage nach der gesellschaftlichen und politischen Überformung des menschlichen Körpers stellte.

Auch die zunehmende Öffnung der Grenze von high und low culture, die die ästhetische Kritik der Warenform, jenen Gestus des „refus“, sofern er als larmoyante Kritik der Kommerzialisierung vorgetragen wird, buchstäblich alt aussehen läßt, kommt bei ihm zu kurz. Seine manchmal verfrühten Vorbehalte gegenüber postmoderner Zeitdiagnostik rauben ihm dafür möglicherweise die Instrumentarien. Allerdings stünden ihm

mit den Texten Walter Benjamins auch dazu durchaus Kategorien zur Verfügung, Kategorien, die einen sozialen Kampf der Wahrnehmungswelten, einen Klassenkampf um symbolische Repräsentation im Bereich der Kunst und Medienkultur diskutierbar machen würden. Zwar ist Peter Bürger einer linken Tradition verbunden, allerdings einer sehr akademischen, die ihren jüngsten Tendenzen, die in Richtung Diskursanalyse, Hegemonietheorie, Cultural Studies und zeitgemäße Medientheorien führen, keine weitere Aufmerksamkeit schenkt. Das alles ist von einer kontingenten Ansammlung von verstreuten Aufsätzen auch nicht unbedingt zu erwarten. Wenn sie jedoch mit dem systematischen Anspruch auftritt, zeitgenössische Kunst einer umfassenden ästhetischen Diskussion zugänglich zu machen, so könnte der Rahmen tatsächlich ein bißchen weiter gespannt sein.

Daran, daß Bürger Neues mit Instrumentarien aus dem Fundus alter Diskurse zu analysieren versucht, wird deutlich, wie stark die philosophische Ästhetik in ihrer Abhängigkeit vom historischen Material selbst eine historische Disziplin ist. Bürger thematisiert diese Abhängigkeit der ästhetischen Theoriebildung, wenn er schreibt, daß ästhetische Theorie von sich aus keine Maßstäbe setzen könne, sondern lediglich auf den „Begriff zu bringen“ vermöge, was „ästhetisch der Fall“ sei (168). Und was der Fall ist, das ist eben den Prozessen des Alterns und bestenfalls der Verjüngung durch paradigmatische Brüche unterworfen.

Johan Frederik Hartle

Geschichtsschreibung in der DDR. Rück-Sichten auf Forschungen zum 19. Jahrhundert und zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Protokoll der gleichnamigen wissenschaftlichen Tagung des Jenaer Forums (jetzt: Thüringer Forum) für Bildung und Wissenschaft e.V., veranstaltet mit Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung am 13. und 14. Oktober 2000 in Jena, hg. von Prof. Dr. Manfred Weißbecker. Jena 2001, 277 S., 5.- €; zu beziehen über Thüringer Forum für Bildung und Wissenschaft e.V., Käthe-Kollwitz-Str. 6, D-07743 Jena.

Nach über zehnjährigem Abstand ist auf einer zweitägigen Konferenz des Thüringer Forums eine kritische Bilanz über einige besonders politikbelastete Schwerpunkte der Historiographie in der DDR gezogen worden. Zu den Erkenntnissen der hier anwesenden ostdeutschen Historiker gehörte zum einen, dass trotz vieler parteipolitischer Vorgaben und anderer die Forschung behinderender Einschränkungen eine große Zahl hervorragender wissenschaftlicher Arbeiten zum 19. Jahrhundert und zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt zu antimilitaristischen und antifaschistischen Aktivitäten im letzten Jahrhundert, entstanden sind und publiziert wurden, die auch internationale Anerkennung fanden. Zugleich gehört zum Ergebnis dieser Analyse die Tatsache, dass – mutatis mutandis anderer damals sozialistischer Länder – nicht wenige Publikationen anspruchslos und von propagandistischen Zwecken geprägt waren.

Steht zu erwarten, dass die DDR-Geschichtsschreibung nur den Stellenwert

einer „Fußnote“ oder einer „Episode“ in der deutschen Historiographie erhalten wird?

Von wichtigen Ausnahmen abgesehen fehlt bis heute eine gründliche kritische Neubewertung der tonangebenden Geschichtsschreibung der Bundesrepublik über die Zeit seit 1914, vor allem für die Jahre des Faschismus und des Zweiten Weltkrieges, über völkisch-rassistischen Nationalismus in Deutschland, über die oft verantwortungslose Politik der damals Herrschenden sowie über die noch nicht bewältigten Folgen bis zur Gegenwart. Um so weniger zurückhaltend war und ist die Kritik einer Reihe von Vertretern dieser Disziplin – vor allem nach dem Zusammenbruch des DDR-Systems –, wenn es um die Bewertung der historiographischen Leistungen der DDR-Historiographie ging und geht. Einen kritischen, aber „wissenschaftlichen Umgang mit ihr“, zumal dies „angesichts bekundeter Objektivität und pluralistischer Wissenschaftsprinzipien im Grunde als selbstverständlich erwartet werden darf“, vermissen die „abgewickelten“ deutschen Historiker (Weißbecker, 5f.).

Den Reigen der Beiträge eröffnet Wolfgang Küttler, der sich seit vielen Jahren mit theoretisch-methodologischen Grundfragen der Geschichtswissenschaft beschäftigt. Er nimmt eine kritische und zugleich positive Bilanz vor, hebt vor allem den konstitutiven Charakter der „antifaschistischen Legitimation eines neuen Geschichtsdenkens nach Faschismus und Krieg“ (10) und die dabei erreichten Erfolge hervor, die uns heute angesichts „gefährlicher Revitalisierung rechtsextremer Ten-

denzen“ (18) noch viel zu sagen haben. Zugleich benennt er als einen wichtigen wissenschaftshemmenden Faktor das „parteiideologisch begründete Wahrheitsmonopol“ in der DDR (11). Geschichtstheoretische Arbeit verlange in der Gegenwart, „sich vor allem der Methode zu vergewissern, an der wir uns orientieren – derjenigen von Marx, die heute mehr denn je aktuell ist.“ (18)

Zwei Beiträge ragen hinsichtlich ihres Umfangs und der Vielzahl der analysierten Publikationen besonders heraus. Walter Schmidt und Werner Röhr (die bereits auf eigene, frühere Einschätzungen zurückgreifen konnten) beschäftigen sich mit zwei Schwerpunkten der Forschungen und der geschichtswissenschaftlichen Publikationen in der DDR, die insgesamt gesehen zu respektablen Ergebnissen führten und auch internationale Beachtung fanden.

W. Schmidt verweist in seinen Darlegungen über die früheren Arbeiten zur Revolution von 1848/49 auf einige ernste Mängel, so die auch durch sowjetische Einflüsse beförderte Fixiertheit auf Marx und Engels, auf proletarische Parteibildungsprozesse, die Überhöhung der Rolle von Revolutionen und die Unterbewertung von Reformen, auf die zunächst geringere Erforschung der liberalen und kleinbürgerlichen Demokratie sowie auf den Mangel sozialgeschichtlicher Analysen. Dennoch spielten Historiker der DDR eine Art „Vorreiterrolle“ z.B. bei der Standortbestimmung der Revolution von 1848/49 in der internationalen vergleichenden Revolutionsgeschichte (zu nennen ist hier v.a. der Leipziger Forschungskreis unter Leitung von Walter Mar-

kow und Manfred Kossok) und bei der Erschließung revolutionärer, demokratischer und bürgerlicher Traditionen. Letzteres spiegelte sich u.a. wider in den von Jenaer Historikern initiierten Gesamtdarstellungen über deutsche Demokraten von 1789 bis 1945 und im vierbändigen Lexikon der deutschen Parteilichengeschichte bis 1945. Über die sehr guten Ergebnisse und Probleme zum letztgenannten Thema legt M. Weißbecker eine Analyse vor (167ff.). Mit diesen und anderen Forschungsleistungen wurde auf einigen Gebieten die traditionelle deutsche Geschichtsschreibung zurückgedrängt, die u.a. stärker die konservativen Potentiale, die europäischen Einigungskriege, die Reichseinigung 1871 oder auch das Scheitern der Ideen der Pariser Kommune (als eine Verneinung proletarischer Alternativen) für die Konstituierung und Stabilisierung der bürgerlichen Ordnung hervorhob.

Einen relativ breiten Raum in dem Beitrag von W. Schmidt über das „Beispiel 1848/49“ nehmen Bilanz und Analyse der Forschungsergebnisse und Publikationen ein, die von ostdeutschen Historikern auch nach 1990 unter oft widrigen Bedingungen (z.B. „Abwicklung“, Zerschlagung einer in Jahrzehnten gewachsenen Forschungslandschaft, Fehlen von Sachmitteln, „Rentenstrafrecht“) entstanden sind. Der Autor kann auf 40 selbständige wissenschaftliche Arbeiten und auf etwa 280 wissenschaftliche Publikationen in Periodika und Sammelchriften verweisen, die dazu beitrugen, dass seit dem vergangenen Jahrzehnt quasi eine „zweite Wissenschaftskultur“ (35) besteht. Wenn diese Arbeiten auch mit

„Selbstlosigkeit und Besessenheit“, mehr „aus Berufung denn von Berufs wegen“ entstehen, so können sich die Ergebnisse angesichts des Umfangs der gesamten bundesdeutschen Forschungsliteratur zu diesem Thema nur „recht bescheiden“ (51) ausnehmen.

In dem fundierten Beitrag von Werner Röhr zur historischen Forschung in der DDR über Faschismus, Zweiten Weltkrieg und Widerstand wird zunächst die Ausgangslage skizziert. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Themen war Teil des antifaschistischen Vermächtnisses der DDR, überzeugtes Anliegen ihrer Historiker, nicht zuletzt bedingt durch die Tatsache, dass nach 1945 in Westdeutschland viele Politiker und auch führende Historiker ihre durch die „braunen Jahre“ ad absurdum geführten Geschichtskonzeptionen nur wenig abgewandelt wiederbelebten. Die DDR-Historiker waren neben der Erforschung der verbrecherischen Innen- und Außenpolitik des deutschen Faschismus auch bemüht, nachzuweisen „wie diese faschistische Diktatur zustande kam und warum sie sich eine so starke Massenunterstützung bis Kriegsende mobilisieren konnte“ (74). Die vorrangig unter Federführung von Historikern des Zentralinstituts für Geschichte an der Akademie der Wissenschaften der DDR dazu vorgelegten Ergebnisse, z.B. die sechsbändige Gesamtdarstellung „Deutschland im zweiten Weltkrieg“, die neunbändige Ausgabe „Europa unterm Hakenkreuz“, die Bände von Dietrich Eichholtz zur Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft, die Dokumentationen über die Nürnberger Nachkriegsprozesse, die soliden Arbeiten zur Geschichte der

NSDAP von K. Gossweiler, K. Pätzold und M. Weißbecker sowie andere bedeutende Aktenpublikationen und Darstellungen fanden ein positives internationales Echo. Zugleich gab es für DDR-Historiker einige schwere systemimmanente Realisierungsbedingungen ihrer Forschung, die zur Staatsdoktrin gehörten. Das betraf z.B. zentrale parteipolitische Vorgaben – bis Mitte der sechziger Jahre die gewünschte Konzentration auf den kommunistischen bzw. Arbeiterwiderstand –, eingeengte Möglichkeiten des wissenschaftlichen Meinungsstreits und auch Archivblockaden, so dass Historiker in Großbritannien, den USA, Frankreich und in der BRD auf bestimmten Gebieten der Faschismus- und Weltkriegsforschung schon Vorlauf hatten. Es fehlte weiterhin – wenn man vom besonderen Auftrag des IML absieht – eine zentrale Dokumentations- und Forschungsstätte zur Geschichte des Faschismus und des Widerstands, wie es sie in anderen Ländern gab.

W. Röhr weist in seiner über 80-seitigen Analyse (die zuweilen anregende Züge einer Darstellung annimmt) nach, dass Schwerpunkte der DDR-Forschungen über den ersten und Zweiten Weltkrieg sowie über den Faschismus solche grundlegenden Probleme betrafen wie das Verhältnis von Politik und Ökonomie, die Rolle der Schwer- und Rüstungsindustrie wie der Großbanken und, vor allem für die Jahre seit 1938/39, die Verbrechen der Politik, der Wehrmacht, der SS und Besatzungsbehörden in den zahlreichen okkupierten Ländern. Er stellt fest, dass die qualvolle Situation in den KZs und der Massenmord an den europäischen Juden zunächst vor al-

lem in der Publizistik und Belletristik, in Memoiren und Biographien sowie Filmen behandelt wurde (80f.), ehe schließlich eine fundierte Geschichtsforschung dazu wichtige Ergebnisse vorlegte. Dies wird in dem Beitrag von Kurt Pätzold über „Legenden und Fakten“ zur Erforschung des „Holocaust“ in der DDR detaillierter untersucht (156ff.). Unterbelichtet blieben u.a. Analysen zum Begriff und zur Theorie des Faschismus als Massenbewegung, eine Alltags- und Mentalitätsgeschichte der Deutschen in diesen Jahren sowie eine Gesamtdarstellung der faschistischen Außenpolitik.

In diesen interessanten Berichten fehlen detailliertere Aussagen darüber, welche Zweige und Bereiche des faschistischen Deutschland aufrüstungs- und kriegsbedingt unterentwickelt blieben, was sich ähnlich in den Schwerpunkten der DDR-Forschungen und Darstellungen widerspiegelte.

Insgesamt gesehen beweist Röhr, dass die Geschichtsschreibung in der DDR und die ihrer „abgewickelten“ Historiker dann auch noch in den neunziger Jahren auf ausgewählten Gebieten sehr gründliche Arbeiten zu den Themen Faschismus und Krieg vorgelegt haben, die heute angesichts „einer zunehmenden Resonanz faschistischer, rassistischer, ausländerfeindlicher Stimmungen und Gewaltakte“ (134) in der Gegenwart nichts an Bedeutung eingebüßt haben. (Vgl. auch die 2001 vom Thüringer Forum herausgegebene kleine Schrift: Geschichtsschreibung in der DDR zum Zweiten Weltkrieg, mit der zugleich eine Würdigung des Historikers Wolfgang Schumann angestrebt worden ist.)

Eine wertvolle Bereicherung zur Thematik Faschismus, Krieg und deren wissenschaftlicher Aufarbeitung nach 1945 stellt der Beitrag von Werner Berthold über postfaschistische Historiker in der Alt-BRD und über antifaschistische DDR-Historiker dar. Ein zentraler Gedanke seiner Ausführungen besteht darin, dass nach wie vor der egalisierende Totalitarismusgedanke hinsichtlich „brauner“ und „roter“ Diktatur in der Geschichtsschreibung der nun größeren BRD vorherrschend ist, wenngleich seit Ende der achtziger Jahre doch die Zahl der Autoren etwas zunimmt, die eine früher vorherrschende pauschale Gleichsetzung zumindest in Frage stellen. Von letzteren wird u.a. anerkannt, DDR-Historiker hätten z.B. „viel Material zusammengetragen und veröffentlicht, das dem Nachweis ungebrochener Kontinuität in der politischen Ausrichtung der westdeutschen Historiographie“ (237) nach 1945 diene. Kritisiert werden muss jedoch die Art und Weise dieser Auseinandersetzung um die Frage, die „plakativen Kampfsparolen“ der DDR-Seite hätten eine Rezeption im Westen erschwert. Wenn das auch zweifellos eingestanden werden muss, so ändert es doch nichts an der prinzipiellen Richtigkeit dieses Nachweises. Wie bei Berthold finden sich auch bei anderen früheren DDR-Historikern nicht wenige selbstkritische Einschätzungen, die jedoch die meisten grundlegenden Forschungsergebnisse nicht in Frage stellen.

Zur Historiographie in Deutschland nach 1945 ist inzwischen eine weitere wichtige Publikation erschienen, die einige Erfahrungen und Problemfelder der Geschichtsschreibung in bei-

den deutschen Staaten bis in die neunziger Jahre untersucht und darstellt (Zur Geschichte der Historiographie nach 1945. Beiträge eines Kolloquiums zum 75. Geburtstag von Gerhard Lozek, hg. von Alfred Loesdau und Helmut Meyer. Berlin 2001.)

Ludwig Elm weist auf der Jenaer Tagung in seinen Ausführungen über die Liberalismusforschung in der DDR (woran er Anteil hatte) nach, dass diese Forschungsrichtung mit ihren Publikationen seit den sechziger Jahren auch in der BRD Anerkennung fand. Besonders wichtig sind seine Schlussfolgerungen mehr grundsätzlicher Art (187f.), in denen es u.a. heißt: Es „wurde die progressive Substanz und Leistung des Liberalismus unzulässig relativiert, indem sie weitgehend auf die antif feudale Rolle und ihre Bedeutung für bürgerliche Bewegungen ... reduziert wurden. Mit der Weigerung, Allgemeingültiges in den liberalen Erkenntnissen und Politikkonzepten auch für anti-kapitalistische Alternativen anzuerkennen, ... wurden mögliche fundamentale Impulse für die radikale Reformierung und Erneuerung des Realsozialismus vergeben.“ Und weiterhin: „Das Fiasko kommunistischer Arroganz und Selbstgewissheit des 20. Jh. muss Ausgangspunkt eines Umdenkens in emanzipatorischen und sozialistischen Bewegungen des beginnenden 21. Jh. gegenüber dem gesamten, internationalen Erbe der Geschichte der politischen Ideen und Bewegungen, nicht zuletzt des Liberalismus, sein.“

Ein weiterer wichtiger Schwerpunkt der Tagung und des Protokolls sind Heinz Niemanns und Ulla Pleners Analysen der DDR-Geschichtsschrei-

bung zur Sozialdemokratie im 20. Jahrhundert. Niemann formuliert eingangs, dass sich die Forschung auf diesem Gebiet „in besonderem Maße im Widerspruch von Politik und Wissenschaft und im Spannungsfeld von Zensur und Selbstzensur“ (198) vollzog. Es habe im wesentlichen drei Etappen auf diesem Forschungsgebiet mit dem Schwerpunkt an den Universitäten Halle und Leipzig gegeben. Aber erst nach einem „fast vierjährigen Ringen“ mit den Gutachtern des IML und nach nicht unwesentlichen Veränderungen der bisherigen Ausarbeitungen war es 1982 möglich, eine Geschichte der SPD für die Zeit von 1917 bis 1945 vorzulegen. Unter dem Einfluss eines „neuen Denkens“ konnten danach auch einige bislang „heiße Eisen“ (Sozialfaschismusthese, die Geschichte der USPD, der SAP u.a.) quellengestützt behandelt werden.

Analoge Gedanken werden von U. Plener für die vor allem an zentralen Bildungs- und Forschungseinrichtungen von Partei und Staat in Berlin tätigen Wissenschaftler dargelegt, die eine Reihe Publikationen zur Geschichte des sogenannten Sozialdemokratismus veröffentlichten. Auch dort setzte erst in der zweiten Hälfte der siebziger (Helsinki) und seit Anfang der achtziger Jahre (internationale Marx-Konferenz 1983) eine differenziertere Bewertung der Sozialdemokratie in Deutschland und in anderen Ländern ein, indem z.B. „ein genaueres Erfassen des Charakters“ der Sozialdemokratie, ihr „demokratisches- und Friedenspotential“, ihre Möglichkeiten als „soziales und demokratisches ‚Korrektiv‘“ (211) hervorgehoben wurden.

Recht aufschlussreich und durch zahlreiche Quellenangaben gestützt sind ihre Ausführungen über die nach der „Abwicklung“ von Forschungsinstitutionen und Lebensläufen seit 1989/90 entstandenen Publikationen auf diesem Gebiet. Auch hier stehen an erster Stelle sehr interessante biographische Arbeiten über bisherige „Unpersonen“ und führende sozialdemokratische Persönlichkeiten, ferner Veröffentlichungen über den Linkssozialismus (so auch über Austromarxisten) und hier und dort über regionalgeschichtliche Vorgänge. (Vgl. hierzu auch den Beitrag des Rezensenten im Protokoll zur Geschichte des Antifaschismus am Beispiel von Jena, 1929 bis 1933.)

Die Reihe der Aufsätze beschließen wissenschaftstheoretische Reflexionen von Helmut Metzler zur DDR-Historiographie, in denen er auch einige Beiträge dieser Tagung unter sozialpsychologischen und methodologischen Aspekten kritisch analysiert und hinterfragt. Er gibt Anregungen, wie eigene „Verzeichnungen, Überhöhungen, (eine) lückenhafte Behandlung geschichtlicher Ereignisse und Vorgänge“ zwar auch in Korrelation zum jeweiligen „politischen Mainstream“ (247) und im Zusammenhang mit ihm gesehen werden müssen, aber es vor allem darauf ankomme, „das Kontroll- und ... Korrekturvermögen gegenüber den ... z.T. fremd- und selbstgesteuerten Sozialisationsvorgängen zu entwickeln.“ (248) Über solche aufgeworfenen Probleme ist weiter nachzudenken und zu diskutieren.

Als Anhang enthält dieser Band erste Berichte und Wertungen über diese Konferenz von Werner Müller (Neues Deutschland, 21./22.10.00), Kurt Pätzold (junge Welt, 27.10.00) und

vom Arzt und Sozialforscher Karl Heinz Roth (junge Welt, 17.4.01)

Natürlich wäre es wünschenswert gewesen, wenn Analysen noch über andere Forschungs- und Publikationsgebiete von DDR-Historikern vorgelegen hätten, denn auch hinsichtlich der Geschichte des Altertums und des Mittelalters, der Neuzeit, der Militär-, Philosophie- und Kulturgeschichte, der Osteuropawissenschaften und der Biographik (erinnert sei nur an die Biographien über Luther und Münzer, über Friedrich II. und Bismarck) hat es teilweise hervorragende, natürlich auch durchschnittliche und kritikwürdige Publikationen gegeben.

Es wird auch später immer wieder dankbare Rückgriffe auf fundierte Forschungsleistungen von DDR-Historikern geben, aber, das klang in mehreren Beiträgen an, angesichts des vorgeschrittenen Alters der meisten heutigen habilitierten und promovierten DDR-Historiker stehen sie nach weiteren zehn oder zwölf Jahren für detaillierte Forschungen und Analysen immer weniger oder kaum noch zur Verfügung. So löst wohl bald die „biologische Frage“ die unmittelbare Auseinandersetzung mit den „Ost“-Historikern.

Der hier zur Diskussion gestellten, in gewisser Hinsicht einmaligen Publikation wäre zu wünschen, dass sie – nach einer geringfügigen redaktionellen Bearbeitung – in einer etwas repräsentativeren Ausgabe veröffentlicht würde.

Claus Remer

Bemerkenswerte Analyse der DDR-Wirtschaft

Mathias Wiards, Krise im Realsozialismus. Die Politische Ökonomie der DDR in den 80er Jahren, Argument Verlag, Hamburg 2001, 267 Seiten, DM 34,90.

Wiards hat sich bewusst zwischen zwei Stühle gesetzt. Der Autor schrieb sein Buch nicht nur gegen den Mainstream der DDR-Forschung seit dem Mauerfall, sondern auch gegen dessen wesentlichste Gegenströmung. Die hauptsächlich aus der westdeutschen Sozialforschung kommenden Interpreten des Mainstream haben eine (idealisierte) Marktwirtschaft als Wertmaßstab verinnerlicht. Sie können die Wirtschaftsform in der DDR nur als Abweichung vom geheiligten marktwirtschaftlichen (politisch: demokratisch-rechtstaatlichen) Weg, als Fehler, als Ketzerei betrachten. Besonders verheerend auf die DDR-Wirtschaft habe sich der ihr systemisch innewohnende Hang zur Autarkie nach außen, durch Abschottung von den effizienten Marktwirtschaften, und nach innen, durch Selbstversorgungsaktivitäten der Kombinate, ausgewirkt. Aus dieser Sicht war die DDR von Anfang an zum Untergang verurteilt. Allerdings sei die Fehlkonstruktion der DDR-Wirtschaft erst in den 80er Jahren für jedermann innerhalb der DDR nachvollziehbar geworden.

In der Auseinandersetzung mit dieser publikationsmächtigen, durch das Gros der Forschungsfinanzierungsinstitutionen der Bundesrepublik geförderten Denkrichtung hat sich eine vornehmlich von ostdeutschen Sozialwissenschaftlern getragene DDR-

Betrachtung entwickelt. Sie verwirft den ideologischen Ausgangspunkt des Mainstream, die Gegenüberstellung von „effizienter Marktwirtschaft“ und „ineffizienter Planwirtschaft“ und sieht als wirtschaftlich und sozial günstigste Variante der wirtschaftlichen Entwicklung eine kluge Verbindung von Plan und Marktelementen (plus politischer Demokratie) an. Ein derartiges Herangehen sei schon deshalb naheliegend, weil die DDR-Ökonomie, wie auch alle anderen Ökonomien, von vornherein eine, allerdings unterschiedlich gewichtete, Mischform von Plan und Markt darstellte. In den Augen dieser DDR-Wirtschaftsforscher – zu denen sich auch der Rezensent zählt – ist die DDR vor allem daran gescheitert, dass sie sich zu einseitig auf das eine Extrem, die Planungskomponenten, gestützt hatte. Das geschah vor allem in den 70er und 80er Jahren, nachdem in den 60er Jahren aufgrund schlechter Erfahrungen mit zuviel zentralem Plan im Jahrzehnt zuvor das NÖS als Mischform von (dominantem) Plan und Markt doch bereits recht erfolgreich den Weg zu wirtschaftlicher Effizienzsteigerung gewiesen hatte. Damals habe man von Seiten der DDR-Führung auch bewusst auf Autarkie verzichtet und die Weltmarktverbindungen ausgebaut, als Mittel, die eigene Wirtschaft zu stärken und international konkurrenzfähiger zu gestalten. Der Abbruch der Reformpolitik 1970/71 erkläre sich nicht aus dem (unzureichenden) Wirken des eingeführten dualen Wirtschaftsmechanismus selbst, sondern aus der (schließlich mehrheitlichen) Furcht der SED-Führung vor Herr-

schaftsverlust zugunsten von durch die Wirtschaftsreform mächtig werdenden Technokraten. Ein wirtschaftliches Scheitern der DDR war nach dieser Auffassung keineswegs von vornherein angelegt. Die DDR hatte in den 60er Jahren ihre Anpassungsfähigkeit an veränderte ökonomische Herausforderungen unter Beweis stellen können. Unter anderen als den Anfang der 70er Jahre eingetretenen politischen Konstellationen und der seit diesem Zeitpunkt fortwährenden Reformverweigerung hätte die wirtschaftlich katastrophale Situation der 80er Jahre verhindert werden können.

Wiards ist weder mit dem einen noch dem anderen Ansatz zufrieden. Er weist auf die – von den Vertretern beider Richtungen in der Regel geleugneten – Gemeinsamkeiten von deren Auffassungen hin: Beide gehen davon aus, dass die DDR wirtschaftlich daran gescheitert sei, dass es zu wenig Markt gegeben habe. Beide definieren deren Schwäche durch das im Vergleich zum Westen (vor allem der Bundesrepublik) zu geringe Wachstum von Produktion und Produktivität in der DDR und der unzureichenden Weltmarktfähigkeit ihrer Industrieerzeugnisse.

Wiards argumentiert genau gegen diesen gemeinsamen Nenner: Nicht die Abschottung von der kapitalistischen Wirtschaft sei die Ursache für die „Krise des Realsozialismus“ gewesen, sondern der Versuch, mit der kapitalistischen Welt auf deren eigenem Gebiet – Produktions- und Produktivitätssteigerung über den Weg der Kostenminimierung – zu konkurrieren. „Das brachte die Anforderung mit sich, möglichst alle gesellschaft-

lichen Teilbereiche am Maßstab der Kostpreisminimierung auszurichten.“ Im Kontrast zu dieser Zielsetzung standen nur mit Hilfe zentraler Planung abzusichernde sozialistische Aufgabenstellungen (die sich in den 70er/80er Jahre immer mehr auf sozialpolitische Zielsetzungen reduzierten). Was unter den für die DDR Anfang der 70er Jahre noch relativ günstigen weltwirtschaftlichen Bedingungen miteinander versöhnbar schien – die Ausrichtung der Betriebe auf Wertgesetz und (Devisen-)Gewinn einerseits und die zwangsläufig zentral vorzunehmende Planung der Proportionen zwischen Produktion und Verbrauch andererseits, musste in der für die DDR-Wirtschaft ungünstigen Zeit danach und bis 1989 immer heftiger miteinander kollidieren. Der Versuch, mit marktwirtschaftlichen Mitteln die Produktivkraft zu steigern und mit planwirtschaftlichen Mitteln (Um-)Verteilungsziele zu realisieren, macht nach Wiards den Hybridcharakter der DDR-Ökonomie aus und führte zu inneren Widersprüchen, die sich ständig gegenseitig verstärkten und an denen die Planwirtschaft schließlich scheitern musste.

Anders als bei den allein auf die Marktwirtschaft setzenden Forschern war das wirtschaftliche Scheitern der DDR bei Wiards nicht von vornherein gegeben, sondern wurde erst unvermeidbar, als versucht wurde, den kapitalistischen Weltmarkt zum Instrument der eigenen Wirtschaftsentwicklung zu machen und die DDR-Wirtschaft auf seine Erfordernisse auszurichten. „Die Irrationalität realsozialistischen Wirtschaftens bestand in dem Versuch, planwirt-

schaftsimmanent dem Zweck der beschleunigenden Produktion von Produktivität genüge zu tun, einen Zweck, der als automatisch wirkender Selbstzweck in den planwirtschaftlichen Institutionen kein Fundament fand und nur vorübergehend durch administrative Maßnahmen in Ansätzen durchgesetzt werden konnte... Der Hybridcharakter der realsozialistischen Ökonomie mit seinem gemessen am tradierten politischen Programm heteronomen Maßstab ökonomischer Rationalität brachte so die Widersprüchlichkeit aller wirtschaftspolitischen Bemühungen mit sich.“ (233, 249) Die Wirtschaftsreformen der 60er Jahre – für die Anhänger der Konzeption von der Wirtschaft als Mischform von Plan und Markt der Nachweis, dass die DDR-Wirtschaft sich unter anderen politischen Bedingungen hätte behaupten können – ist bei Wiards – ohne dass er dies so offen ausspricht – der Anfang vom Untergang der DDR-Wirtschaft.

Hätte sich die SED-Führung aber überhaupt dem Bemühen, die Produktion möglichst schnell auszuweiten und zu effektivieren, entziehen können? War ein anderer Sozialismus als der „Realsozialismus“ für die DDR denkbar? Wiards ist dem Leser gegenüber fair genug, auf diese Frage (kurz) einzugehen. Er räumt ein, dass man nicht den einfachen Schluss ziehen könne, dass „der ökonomische Vergleich mit dem Westen“ hätte vermieden werden müssen. „Eine Zunahme im Produktivkraftückstand zum Westen wäre auf Dauer ... auch dann ein Problem für die realsozialistische Herrschaft geworden, wenn diese auf den Versuch verzichtet

hätte, den Weltmarkt zum Mittel der heimischen Entwicklung zu machen. Ein wachsender Produktivkraftückstand musste langfristig sowohl zu einer Schwächung der militärischen Stellung der RGW-Länder führen als auch – noch wichtiger – zu einem relativ zum Westen stets sinkenden Konsumniveau der Bevölkerung.“ (234)

Wenn diese Konsequenz aber unvermeidlich war, wie hätte man sie anders als mit Aufholversuchen beantworten können? Wiards kann da nicht anders als vage bleiben, wenn er sagt: „Es hätte ganz anderer ‚Errungenschaften‘ bedurft, politischer und kultureller Veränderungen, um den Sozialismus unter diesen Bedingungen nicht offensichtlich zur schlechteren gesellschaftlichen Alternative werden zu lassen.“ (234) Zu diesen Veränderungen hätte nach Wiards vor allem gehört, die DDR-Wirtschaftsprobleme nicht nur im kleinsten Herrschaftszirkel zu diskutieren, sondern in der DDR dafür eine Öffentlichkeit herzustellen, um über eine breit angelegte Diskussion der Existenzprobleme und der erforderlichen Maßnahmen zur Sicherung einer sozialistischen Alternative schließlich einen Schulterchluss mit den Massen herzustellen. Statt dessen gab es in den 80er Jahre unter Honecker – ausgeprägter als unter Ulbricht – eine Zentralisierung von Informationen und Entscheidungskompetenzen: In der spezifischen Gestaltung des SED-Herrschaftssystems, so Wiards, manifestierte sich ihr „innere“ Anteil an der Krise des Realsozialismus in der DDR, ebenso deutlich wie der „äußere“ in der Weltmarktausrichtung seinen Ausdruck fand.

Ausgehend von seiner spezifischen, dem west- wie ostdeutschen Mainstream der Erklärung der DDR-Wirtschaft abweichenden Sicht, arbeitet Wiards für die 80er Jahre die Krisenerscheinungen und Krisenreaktionen der Partei- und Staatsführung der DDR durch. Das von der Forschung in den 90er Jahren über das letzte Jahrzehnt der DDR zusammengetragene Material zur DDR-Wirtschaftsentwicklung unterzieht er anhand von aus seiner Konzeption entwickelten Fragestellungen einer Revision und gelangt dabei zu vielfach überraschenden neuen Interpretationen bekannter Fakten. Wiards Buch ist deshalb in jeden Fall eine begrüßenswerte Bereicherung der bisher über die DDR-Wirtschaft der 80er Jahre erschienenen Literatur, egal ob der Leser nun des Autors konzeptionelles Herangehen akzeptiert oder ihm distanziert gegenüber steht.

Jörg Roesler

DDR und Globalisierung

Olaf Klenke: Ist die DDR an der Globalisierung gescheitert? Frankfurt/M. 2001, Verlag Peter Lang, 154 Seiten, 30,20 Euro.

Die Flut von Publikationen über die einstige DDR ist groß und schier unüberschaubar, selbst unter Absehung von der belletristischen und (auto-)biografischen Literatur. Im Bereich der Sachbücher setzen sich fundierte Analysen, die unter Nutzung des nunmehr möglichen Quellenzugangs Institutionen, Handlungsmuster, Bedingungen und Entwicklungen in den verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen erforschen und dokumentie-

ren, von einer Enthüllungsliteratur ab, der es unverkennbar um Wahrung der Gewißheit von der DDR als einem Unrechtsregime geht; wozu man sich keiner Fälschungen bedienen muß, es genügt schon das Negieren von Ursachen, Zusammenhängen, Entscheidungs- und Handlungsrestriktionen bzw. -zwängen u.ä.m. Zu dieser Kategorie zweckgeleiteter Veröffentlichungen zählt die hier angezeigte Studie keinesfalls. Es handelt sich um die Druckfassung einer Diplomarbeit im Fach Politologie am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität Berlin. Die Publikation von Dissertationen in Buchform ist üblich, von Diplomarbeiten dagegen selten. Es sei auch vorausgeschickt, daß Klenkes Studie Anforderungen und Niveau einer Diplomarbeit deutlich übertrifft, insbesondere im Hinblick auf Umfang und Verarbeitung des zugrunde gelegten Quellenmaterials. Der Text ist eher komprimiert und frei von Redundanzen, mithin von dichtem Informationsgehalt.

Der vom Verfasser gewählte Titel der Arbeit dürfte manchem etwas reißerisch oder zu suggestiv dünken. Wörtlich genommen und ohne bereits das spezifische Verständnis des Autors erfaßt zu haben, ist er mißverständlich. Auf der vierten Innenseite ist ein präzisierender Untertitel zugefügt: „Autarke Wirtschaftspolitik versus internationale Weltwirtschaft - Das Beispiel Mikroelektronik“. Von diesem Beispiel vor allem handelt die Studie. Man könnte also fragen: „Ist die DDR an der Mikroelektronik gescheitert?“. Diese Frage dürfte man m.E. verallgemeinernd für den gesamten „realen Sozialismus“ stellen, wenn auch, wie die Arbeit bezeugt,

das Maß der Fähigkeit zur Entwicklung und Anwendung dieser Technologie in den RgW-Staaten unterschiedlich ausgeprägt war. Eine Kernthese des Verfassers ist, daß der unzureichende Grad von *Weltmarktintegration* dieser Volkswirtschaften Ursache ihrer Defizite im Bereich der Mikroelektronik war, und insofern macht die Fragestellung des Haupttitels Sinn.

Allerdings liest sich im Text das Verhältnis der realsozialistischen Ökonomien zum Weltmarkt widersprüchlich. Dazu bedürfte es zumindest einer präzisierenden Erklärung. An verschiedenen Stellen ist nämlich zum einen vom Autarkiestreben dieser Staaten die Rede, zum anderen werden sie als integrale Teile des Weltmarkts bezeichnet. Zum Beispiel auf S. 86 nur durch wenige Zeilen getrennt: „Für die DDR als integralen Teil der Weltwirtschaft...“ und „Der fehlende Technologietransfer durch die Abschottung vom Weltmarkt...“ (so auch 21, 56, 103/105, 109 und 111). An anderer Stelle erhellt, was Klenke meint, aber mißverständlich formuliert: Abschließung gegenüber dem Weltmarkt stellt die sozialistischen Staaten unter bestimmte ökonomische Bedingungen, zum Teil vorteilhafte, überwiegend aber nachteilige. Mithin wirkt der Weltmarkt zumindest indirekt, aber spürbar auf ihre wirtschaftlichen Handlungserfordernisse ein. Welche Konsequenz die politischen Führungen aus diesem Dilemma hätten ziehen können oder sollen, sagt der Verfasser nicht. Er sieht, daß volle Weltmarktintegration Aufgabe des staatssozialistischen Systemcharakters impliziert hätte. Daß es im übrigen für viele dieser Volks-

wirtschaften keine Problemlösung gebracht hätte, konstatiert er unter Berufung auf Erfahrungen nach 1990.

Die Stärke des Buches liegt in der Ausführung des thematischen Hauptteils in den Kapiteln drei bis fünf. Der Verfasser beschreibt hier zunächst konzis und sachgerecht Geschichte, wirtschaftliche Relevanz und internationale Diffusion der Mikroelektronik und erläutert die Bedeutung derselben für die DDR in der Situation systemischer ökonomischer Wachstums- und Effizienzprobleme. Danach wird die Technologiepolitik in der DDR und deren Konzentration auf die Mikroelektronik ab Anfang der siebziger Jahre referiert. Nach einem Zwischenkapitel über Probleme der Einführung und der arbeitsteiligen Forcierung eigener Entwicklung elektronisch und digital basierter IuK-Technologien im Bereich des RgW (4.4) werden in den beiden folgenden Unterkapiteln Maßnahmen, Bedingungen, Schwierigkeiten und Resultate der DDR in den achtziger Jahren mit dem Schwerpunkt Mikroelektronik und Computerisierung unter Hervorhebung der unterschiedlichen Restriktionen und Probleme, aber auch der Erfolge im Vergleich mit den anderen RgW-Staaten, einschließlich der UdSSR, verdeutlicht. Kapitel fünf, das ein Resümee der Chancen und Grenzen einer am kapitalistischen Muster orientierten technologischen Innovationspolitik der DDR bietet, ist zugleich schon das gelungene Fazit der Untersuchung (formell firmiert Kapitel sechs als Fazit, das mit einer knappen Seite aber zu spärlich ausfällt).

Die auf Anschluß an die westliche mikroelektronisch und digital ba-

sierte technologische Innovationsdynamik gerichtete Politik der DDR-Führung in den siebziger und achtziger Jahren wird von Klenke insgesamt und im Verhältnis zu den entsprechenden Bestrebungen des RgW als Erfolgsgeschichte gewertet, die allerdings ihre Grenzen fand

- im zu hohen Kostenaufwand infolge der zu kleinen Produktionsserien (keine „economics of scale“);
- in unzureichender Anwendungsdichte der Geräte (vor allem Computer) aufgrund der hohen Lieferverpflichtungen an die UdSSR;
- in unzulänglicher Teilhabe an der internationalen Arbeitsteilung infolge systemischer Begrenzung der Weltmarktöffnung, aber auch aufgrund des von den USA durchgesetzten Handelsboykotts gegenüber dem RgW (Cocom-Liste).

Die insoweit sehr gelungene, hoch informative, lesenwerte Studie leidet nach meinem Dafürhalten allerdings am unterlegten formationstheoretischen Paradigma Tony Cliffs: dem Verständnis der Gesellschaften so-wjetkommunistischen Typus' als *staatskapitalistische* (was die Übertragung marxistischer Kategorien der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft auf jene einschließt). Eine eingehende Begründung meiner Kritik muß im Rahmen einer Rezension unterbleiben. Evident ist Cliffs völlige Negation eines unverzichtbaren methodologischen Erfordernisses, der Beachtung der jeweiligen historischen, ökonomischen, sozialen *Formbestimmtheit* (Marx) gesellschaftlicher Strukturbildung. Kapital hat per se die Form von Privatkapital. Von Staatskapital (mithin Staatska-

pitalismus) kann im strikten Sinne nur die Rede sein, wenn – wofür es heute kaum Beispiele gibt – die Staatsagenten *tatsächlich* Kapitalverwertung betreiben. Aber auch diese ist eben kein beliebig verwendbarer Allerweltsbegriff.

Hansgeorg Conert

Von außergewöhnlichem Profil

Perthes Länderprofile. Karl Eckart (Hrsg.): Deutschland. Klett-Perthes Gotha und Stuttgart, Gotha 2001, 447 S., 58 DM.

Wie anregend ein Länderprofil auch für einen breiten Interessentenkreis sein kann, beweist der Perthes Verlag mit vorliegenden von Karl Eckart herausgegebenem Band, in dem Autoren aus Ost und West mit unterschiedlichen Biographien und Weltanschauungen zu Wort kommen. Karl Eckart selbst hat schon in seiner 1998 im gleichen Verlag erschienenen Agrargeographie gezeigt, daß Geographie nicht bei Beschreibung von Landschaften, Klima und Bodenschätzen stehenbleiben muß, sondern in die Gesellschaft hineinwirken, Entwicklungsprozesse hinterfragen und dabei künftige Veränderungen besonders in sozialökonomischer Hinsicht antizipieren kann.

Die so gestaltete Auskunft über Deutschland macht übrigens ohne ideologische Scheuklappen besonders auf drei nachdenkenswerte Probleme aufmerksam: *erstens* auf den Zusammenhang zwischen Bevölkerungsbewegung in Deutschland und gespaltenem Arbeitsmarkt infolge der wirtschaftlichen Entwicklung; *zwei-*

ten auf die unterschiedliche Entwicklung von Industrie und Landwirtschaft in beiden Teilen Deutschlands. Während in der Industrie in Deutschland jetzt im wesentlichen dieselben sozialökonomischen Strukturen herrschen, hat sie im Gegensatz zu den alten Bundesländern im Osten vorwiegend nur noch regionalen Bezug, sind die exportorientierten Industriebereiche größtenteils weggebrochen (120). Die Agrarstrukturen wiederum unterscheiden sich deutlich in Ost und West. Aber trotz drastischer Verringerung der Viehbestände im Osten ist überall eine flächendeckende Landbewirtschaftung gegeben (198), die nach neuesten Berechnungen im Gegensatz zur Industrie die alten Bundesländer in der Produktivität übertroffen hat.

Drittens werden gegenwärtige und künftige Auswirkungen verstärkter Globalisierung untersucht. Das Fazit: Nur wenn Politik und Wirtschaft erreichen, daß der in der Produktion technologie- und forschungsintensiver Erzeugnisse liegende komparative Vorteil Deutschlands alle seine Regionen erfaßt, kann der Trend der Binnenwanderung von Ost nach West und damit die Entvölkerung Ostdeutschlands gestoppt werden (53ff. und 262ff.).

Immer waren sich die Verfasser bewußt, daß jede Vorstellung eines Landes auch vom Einblick in die Vielfalt seiner Regionen lebt. Der Leser spürt förmlich ihre Engagiertheit bei der Lösung einer der ureigensten Aufgaben der Geographie. Schließlich ist ohne Analysen zu Umweltbelastung und -schutz ein Länderprofil heutzutage undenkbar.

Die Autoren gestalten auch hierzu ein anschauliches Bild unter besonderer Berücksichtigung der Aufarbeitung der Hinterlassenschaften der DDR. Diese geschah seit der Vereinigung in doppelter Hinsicht, einmal durch Abbau der hohen Luft-, Gewässer-, Wald- und Lärmbelastungen, allerdings unterstützt durch den Rückgang der Industrieproduktion (287), zum anderen durch Erfassung und Sanierung der Altlasten, sei es des Braunkohlentagebaus, der inzwischen eingestellten Uranerzgewinnung der Wismut und der in vollem Umfang erst nach dem Abzug der sowjetischen Truppen 1994 sichtbaren Umweltsünden. Letztere verdeutlichen dem unvoreingenommenen Leser, was alles Wirtschaft und Gesellschaft der DDR verkraften mußten. Heute nun sind im Osten besonders viele Schutzgebiete verschiedener Art entstanden (301ff.).

Erstaunlicherweise werden bis auf ein Bild im Anhang Talsperren in den Darlegungen ausgespart. Aber sie dienen sowohl dem Hochwasser- und damit Umweltschutz als auch der Trinkwasserversorgung, Naherholung und schließlich umweltfreundlicher Energiegewinnung aus Wasserkraft. Auf diesem speziellen Gebiet wurde in der DDR sogar mehr getan als in der Bundesrepublik, so daß Sachsen und Thüringen seit Ende der 50er Jahre von Hochwasserschäden verschont blieben.

Alles in allem eine Publikation, die in Verbindung mit dem umfangreichen wissenschaftlichen Apparat ein wertvolles Nachschlagewerk ist.

Hans Luft

Wohnungsbau und Stadtgestaltung

Armin Hentschel: *Zwischen Platte und Penthaus. Wohnungspolitik am Beginn einer neuen Ära.* VSA-Verlag, Hamburg 2001, 172 S., 22,80 DM / 11,70 €.

Wer – vom Untertitel verleitet – das Buch in die Hand nimmt, um mehr über aktuell anstehende Reformen der traditionellen Wohnungspolitik und ihrer finanziellen Instrumente, die üblicherweise im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehen, zu erfahren, ist auf den ersten Blick vielleicht enttäuscht. Wer aber weiter und tiefer schauen will, dem sei die Lektüre empfohlen.

Der Autor – Geschäftsführer des „Instituts Für Soziale Stadtentwicklung e. V.“ (IFSS) – gibt Anstöße, über die kleinen Schritte der derzeitigen Bundesregierung im Mietrecht, beim Wohngeld und im sozialen Wohnungsbau sowie über die Kurzsichtigkeit des jetzigen Programms „Stadtumbau-Ost“ hinaus zu denken. Das Buch hilft, alternative bzw. linke Visionen für den Städte- und Wohnungsbau in den nächsten zehn, zwanzig Jahren zu entwickeln. Es befasst sich mit den Auswirkungen der schnellen Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologien und den demographischen Veränderungen, vor allem der Verringerung der Anzahl der Personen je Haushalt, und des wachsenden Anteils älterer Menschen auf das Wohnen, bleibt dabei aber nicht stehen, sondern fragt, wie die sich qualitativ verändernden Wohnbedürfnisse nachhaltig, d. h. unter strengen ökologischen Kriterien zukünftig be-

friedigt werden können und sollen. Das zentrale Problem sieht der Autor darin, ob sich die Wohnbedürfnisse, wie sie sich die meisten Menschen vorstellen, auch weiterhin vorzugsweise nur über das Eigenheim außerhalb der Stadt, oder ob sie sich in wesentlichen Aspekten durch neue Bau- und Wohnungsformen auch innerhalb der Stadt realisieren lassen. Dabei sieht er mit Recht das „Laboratorium Ost“ als Wegbereiter!

„Gibt es einen dritten Weg?“ fragt der Autor im ersten Kapitel und sucht ihn „zwischen Eigenheim und Platte“. Den markt- und nachhaltigkeitsgerechten Weg zwischen Luxusheim und preiswertem Massenquartier sieht er in Siedlungsformen, Häusern und Wohnungen, die geeignet sind, eigenheimorientierte Wohnbedürfnisse stadtverträglich aufzunehmen. Das gravierendste Problem besteht demzufolge im Fehlen einer städtebaulich-architektonischen Vision für diese Strategie. Er plädiert für geringere Bau-, aber höhere Erlebnisdichte, für Nutzungsmischung, intelligente Verzahnung von Gebäude und Straße, attraktive öffentliche Räume und die Schaffung hausbezogener Frei- und Grünflächen. Versuche in diese Richtung sind bisher die Ausnahme.

Im zweiten, sehr ausführlichen Kapitel untersucht der Autor dann, ob „Miete oder Eigentum“ die Kernfrage der Wohnungspolitik ist. Nach einer gründlichen Analyse der politischen und ökonomischen Einflussfaktoren der Eigentumsbildung vergleicht er die Produktqualitäten von „Eigentum“ (einschließlich dessen Ehe mit dem Auto) und „Miete“, um schließlich festzustellen, dass der Kern des

Eigenheimmotivs nicht primär der Eigentumserwerb, sondern der „Wunsch nach einem möglichst luxuriösen Wohnstil“ sei. So sehr dem Autor zuzustimmen ist, dass neoliberale Politik das selbstgenutzte Wohneigentum vor allem aus vermögenspolitischen Gründen bevorzugt fördert, so wenig sollte man den Wunsch nach einem anderen, anspruchsvolleren Wohnstil pauschal als luxuriös abtun. Vielmehr ist das Eigenheim – wie er an anderer Stelle selber sagt – ein Lehrfall für eine menschliche, kleinteilige Architektur, die den Bauherrn und Nutzer dort abholt, wo er mit seinen Wunschvorstellungen und seinem begrenzten Budget steht. In der intelligenten Übertragung – was muss der mehrgeschossige Mietwohnungsbau in der Stadt vom Eigenheim lernen, um nachhaltigen Wohnungs- und Städtebau zu verwirklichen? – sieht er die Lösung.

Im dritten Kapitel geht es um die „Wohnung als Datenschnittstelle“. Hier werden die Auswirkungen neuer Technologien, insbesondere im Informations- und Kommunikationsbereich, auf den Wohnungs- und Städtebau abgeschätzt. Dabei sind die Folgen der Veränderungen in der Erwerbsarbeit für die Wohnung und die Wohnkultur noch am leichtesten zu beurteilen: Infolge der Telearbeitsmöglichkeiten wird die im industriellen Zeitalter typische Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz zum Teil wieder rückgängig gemacht. Widersprüchlicher sind die Aussagen zu den Folgen der neuen Technologien auf die Entwicklung der Stadt: Fördern sie ihre Auflösung oder ermöglichen sie eine erneute stärkere

Zentralisierung? Wahrscheinlich – so die konsensfähige Auffassung des Autors – verkörpern sie keinen eigenständigen Faktor, sondern verstärken die jeweils vorherrschende, aus anderen Quellen gespeiste Entwicklungsrichtung.

Etwas überraschend springt die Darstellung auf den Zusammenhang von „Informationstechnologien und sozialer Stadt“. Der Autor scheint Tätigkeit im Informations- und Kommunikationsgewerbe zu sehr mit qualifizierter Erwerbsarbeit und höherem Einkommen gleichzusetzen; aber dabei geht es doch nicht nur – wie wir spätestens seit Robert B. Reichs Dreiteilung der Informationsarbeitsplätze wissen – um qualifizierte Arbeit am PC, wie Konstruktionsarbeit u. ä., sondern mindestens ebenso oft um bloße Dateneingabe, u. a. um einfaches Abtippen von Belegen. Abgesehen von diesem etwas gewaltsam hergestellten Zusammenhang sind die Überlegungen zu den Lösungsstrategien angesichts wachsender sozialer Polarisierung – soweit diese überhaupt gesellschaftlich akzeptiert werden kann – bedenkenwert: zur „Gated community“ (der eingemauerten Gemeinschaft nach USA-Muster), zum „Streuungskonzept“ (das Ursache und Wirkung verkehrt) und schließlich besonders zur „sozialen Stadt“, die nicht ohne staatliche Gegensteuerung auskommt.

Das nächste Kapitel wendet sich unter der provokanten Überschrift „Wir sind alle Villenbewohner“ dem „Wohnungsbau zwischen Markt und Umweltschutz“ zu. Im Schwerpunkt geht es um Siedlungsflächenverbrauch und Einwohnerdichten sowie

beanspruchte Wohnflächen bei Miet- und Eigentümerwohnungen. Nachdrücklich polemisiert der Verfasser in zwei Richtungen: Einerseits gegen die landläufige Gleichsetzung von geringer Dichte mit größerer Qualität des Wohnens. Vielmehr ist festzustellen: Weil die Belegung der Wohnungen so stark zurückgegangen ist, sind in lebendigen, städtisch geprägten Quartieren höhere bauliche Dichten verträglich. Andererseits fordert er, um den Umweltschutz auch im Eigenheimbau konsequenter durchzusetzen, dass dessen staatliche Förderung mit Verpflichtungen zu baulichen Mindestdichten und Bindungen an festgelegte Siedlungsschwerpunkte verknüpft wird. Des weiteren müssten dem Bau an peripheren Standorten die ökologischen und sozialen Folgekosten in höherem Maße als bisher zugerechnet werden.

In Übereinstimmung mit seiner Problembestimmung hält der Autor schließlich die „Stunde der Architekten“ als den „Anwälten und Spezialisten für das Ganze“ für gekommen. Er erwartet von ihnen eine „Qualitäts-offensive“, die allerdings wiederum ihre Rückwendung zu den Nutzern bedingt, die sowohl im Massenwohnungsbau als auch im konfektionierten Eigenheimbau weitgehend verloren gegangen ist. Zielgruppenorientierte Planung und Bau von Wohnraum befindet sich in Deutschland erst in den Anfängen. Das bedarf allerdings auch anderer, vermögens-, verkehrs- und wohnungspolitischer, Ansätze in Bund, Ländern und Kommunen als sie bisher – auch von den beiden großen „Volksparteien“ – praktiziert werden.

Die vom Verfasser aufgegriffenen Fragen stehen ganz aktuell besonders

für den Stadtbau Ost, aber auch für die altindustriellen Gebieten der westdeutschen Bundesländer. Bereits jetzt beträgt der Leerstand in den östlichen Bundesländern bekanntlich mehr als eine Million Wohnungen. Aber im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts droht die nächste Leerstandswelle auf die ostdeutschen Städte zuzurollen: Neben den Auswirkungen der Halbierung der Geburtenzahl nach der Wende, die in absehbarer Zeit auch in der Wohnungsnachfrage neuer Haushalte durchschlagend wird, kommen die geburtenstarken Jahrgänge der siebziger bis Anfang der achtziger Jahre allmählich in das Alter, in dem bei hinreichendem Einkommen das Eigenheim im Grünen gebaut wird. Wenn es schon nicht gelingen sollte, durch entschieden mehr Beschäftigungsmöglichkeiten wieder Zuwanderung und damit Wohnungsnachfrage zu bewirken, so müssen wenigstens Wege gefunden werden, innerhalb der Stadtgrenzen, zumindest im Bereich des dichten öffentlichen Nahverkehrs, Wohnungen anzubieten, die in wichtigen Merkmalen den Wünschen der potentiellen Eigenheimbauer entsprechen.

Im Lichte der Erkenntnisse des Autors läuft die von der „Leerstandskommission“ unter Leitung des Leipziger Oberbürgermeisters a. D. Lehmann-Grube vorgeschlagene und von der Bundesregierung eingeschlagene Hauptrichtung, verbunden mit Abriss und Aufwertung der Wohngebiete die Eigenheimförderung im städtischen Bestand verstärkt zu fördern, ins Leere, solange nur Wohnungen in heute existenten Mehrfamilienhäusern erworben werden können. Denn im

Unterschied zu den Absichten der Eigenheimförderer ist der Wunsch der Menschen nach dem Eigenheim nicht primär vermögensorientiert, sondern vor allem vom Wunsch nach anderen, bisher in der Stadt nur ungenügend verwirklichtbaren Wohnbedingungen bestimmt. Dafür müssen in den kommenden Jahren Lösungen gefunden werden.

Der Autor gibt dafür – auch in seinem letzten Kapitel – keine fertigen Rezepte. Aber er weist Wege und beschreibt Bedingungen. Im diesem Sinne erscheint der abschließende Ausblick zunächst sehr schmal, da er „nur“ die Gestaltung von Hauseingangsbereichen behandelt, aber in der Beschränkung auf dieses für den ersten Eindruck im Übergang aus dem öffentlichen in den privaten Raum bestimmende Bauwerksteil gelingt es ihm anschaulich deutlich zu machen, was er unter dem Menschen zugewandten Bauen versteht. In diesem Abschnitt des Buches sind die beigefügten Abbildungen auch überzeugender als die zu den Wohnsiedlungsbeispielen.

Das Buch gibt wichtige Denkanstöße, endet aber offen. Wie kommen wir zur neuen Qualität im Wohnungs- und Städtebau? Damit steht nun doch auch wieder die Frage nach den Instrumenten der neuen Wohnungs- und Städtebaupolitik im Raum. Es scheint, dass die finanzielle Förderung des Wohnungsbaus in allen Formen – weder erhöhte steuerliche Abschreibungen, noch Investitions- oder Eigenheimzulagen sind auszunehmen – nicht mehr pauschal bzw. standortneutral, sondern regional- bzw. siedlungsbezogen und unter Berücksichtigung qualitativer Kriterien

gewährt werden sollte; zumindest müssten solche Komponenten ein entschieden stärkeres Gewicht erhalten. In diesem Sinne wäre auch eine stärkere Kopplung mit der Städtebauförderung anzustreben. Darüber würde der Rezensent gerne mit dem Autor diskutieren, aber auch mit verantwortlichen Politikern streiten wollen.

Joachim Tesch



iz3w Sonderheft

► **Soziale Bewegungen im globalen Kapitalismus**

Themen unter anderem

- **Widerstand: Von Seattle nach Genua**
- **Brasilien: Aufstand der Landlosen**
- **Indien: Autonome Frauenbewegungen**
- **BRD: Selbstorganisation von Flüchtlingen**
- **Streitgespräch: Attac versus BUKO**
- **Perspektiven: Globalisierung und internationale Solidarität**

72 S., DM 10,- / € 5,- plus Porto

iz3w ► PF 5328 · D-79020 Freiburg
Fon (07 61) 740 33 · Fax 70 98 66
info@iz3w.org · www.iz3w.org

► Die Zeitschrift zu Politik, Ökonomie und Kultur zwischen Nord und Süd

Autorinnen und Autoren, Übersetzer

- Georg Benz** – Frankfurt/M., ehem. Mitgl. d. geschäftsführenden Vorstands der IG Metall
- Horst Bethge** – Hamburg, Bildungspolitischer Sprecher der PDS, Lehrer a. D.
- Dr. Yasmine Boudjenah** – Paris, Wirtschaftswissenschaftlerin, Mitglied des Europaparlaments, Mitglied des Nationalrats der FKP
- Dr. Wolfram Burkhardt** – Frankfurt/M., Politikwissenschaftler, Z-Redakteur
- Prof. Dr. Christoph Butterwegge** – Köln, Politikwissenschaftler, Hochschullehrer
- Prof. Dr. Hans Georg Conert** – Syke, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler
- Steffen Dörhöfer** – Marburg, Student der Sozialwissenschaften
- Dr. Dietmar Düe** – Kassel, Sozialwissenschaftler
- Dr. Christian Fuchs** – Wien, Sozialwissenschaftler
- Olaf Groh** – Hannover, Promotionsstudent
- Johan Frederik Hartle**, Frankfurt a.M./Münster – Doktorand der Philosophie
- Prof. Dr. Wolfgang Hofkirchner** – Wien, Sozialwissenschaftler, Hochschullehrer
- Prof. Dr. Hermann Klenner** – Berlin, Staats- und Rechtswissenschaftler
- Prof. Dr. Hubert Laitko** – Berlin, Wissenschaftshistoriker
- Dr. André Leisewitz** – Dipl. Biologe, Angestellter, Z-Redakteur
- Ulla Lötzer** – Köln/Berlin, MdB, Sprecherin der PDS in der Enquête-Kommission Globalisierung des Deutschen Bundestages
- Prof. Dr. Hans Luft** – Berlin, Wirtschaftswissenschaftler
- Leo Mayer** – München, Ingenieur, Betriebsrat, Mitarbeiter bei isw-sozialökologische wirtschaftsforschung e.V., Mitglied des Parteivorstands der DKP
- Dr. Alfred Müller** – Hildesheim, Berufsschullehrer
- Dr. Thieß Petersen** – Kiel, Wirtschaftswissenschaftler, Gewerkschaftssekretär ver.di
- Dr. Claus Remer** – Jena, Historiker
- Dr. Rainer Rilling** – Marburg/Berlin, Sozialwissenschaftler, Privatdozent, Mitarbeiter der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Berlin
- Prof. Dr. Jörg Roesler** – Berlin, Wirtschaftshistoriker, Hochschullehrer
- Oliver Schöller** – Berlin, Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung
- Prof. Dr. Ursula Schumm-Garling** – Frankfurt/M., Sozialwissenschaftlerin, Redaktionsbeirätin Z
- Prof. Dr. Gottfried Stiehler** – Rinow, Philosoph
- Guido Speckmann** – Marburg, Student der Politikwissenschaften
- Prof. Dr. Joachim Tesch** – Leipzig, Wirtschaftswissenschaftler
- Prof. Dr. Frank Unger** – Vancouver/Kanada, Politikwissenschaftler, Hochschullehrer
- Dr. Andreas Wehr** – Brüssel, Jurist, Mitarbeiter der Konföderalen Fraktion der Vereinten Europäischen Linken/Nordisch Grüne Linke im Europa-Parlament



Wer hat Angst vor wem?

Ja, ich abonniere die Tageszeitung *junge Welt*

Name/Vorname Ich kann die Bestellung innerhalb von sieben Tagen (Poststempel) schriftlich bei *junge Welt*, Karl-Liebknecht-Str. 32, 10178 Berlin, widerrufen. Das reguläre Abo läuft mindestens ein halbes Jahr und verlängert sich um den vorn angekreuzten Zahlungszeitraum, wenn ich es nicht 20 Tage vor Ablauf bei Ihnen kündige (Poststempel).

Straße/Nr

PLZ/Ort

Telefon

Datum/2. Unterschrift

Ich verschenke das Abo – bitte an folgende Adresse liefern:

Ich möchte die Abogebühren gerne

monatlich (nur mit Einzugsermächtigung)

vierteljährlich

halbjährlich

jährlich zahlen.

Ich zahle den

Solidaritätspreis (mtd. 62,00 Mark/31,70 Euro)

Normalpreis (mtd. 47,92 Mark/24,50 Euro)

Sozialpreis (mtd. 33,44 Mark/17,10 Euro).

Künftig bezahle ich mein Abo

per Bankeinzugsermächtigung.

Ich ermächtige Sie hiermit, den Betrag von meinem Konto abzubuchen:

Name/Vorname

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Telefon

Das Geschenkabo ist nicht befristet

Das Abo ist befristet bis zum:

(Die oben genannten Preise beziehen sich auf einen Inlandsbezug [BRD]. Auslandspreise: Europa für 69,82 Mark/35,70 Euro. Alle sonstigen Länder auf Anfrage)

Geldinstitut

Bankleitzahl

Kontonummer

Datum/Unterschrift

Die Tageszeitung

jungeWelt

Den Coupon bitte einsenden oder faxen an: Verlag 8. Mai GmbH, Karl-Liebknecht-Straße 32, 10178 Berlin, Fax: 030/53 63 55 44.



Rückenschmerzen?

**Aufrecht gehen
und nicht
verbiegen lassen!**

Linke Standpunkte zu Politik, Wirtschaft
und Kultur, Berichte aus den neuen
Bundesländern, Ratgeber, Leserreisen,
Bücher- und Videoservice

Neues Deutschland

Neues Deutschland, Alt Stralau 1-2, 10245 Berlin

Im Probeabo 3 Wochen kostenlos!

Abo-Service (030) 293 90-800, www.nd-online.de

www.sozialismus.de

Sozialismus

2002
C 1233 E

Der Kandidat und das «Modell Bayern»
Robert Brenner: Krisendiagnose

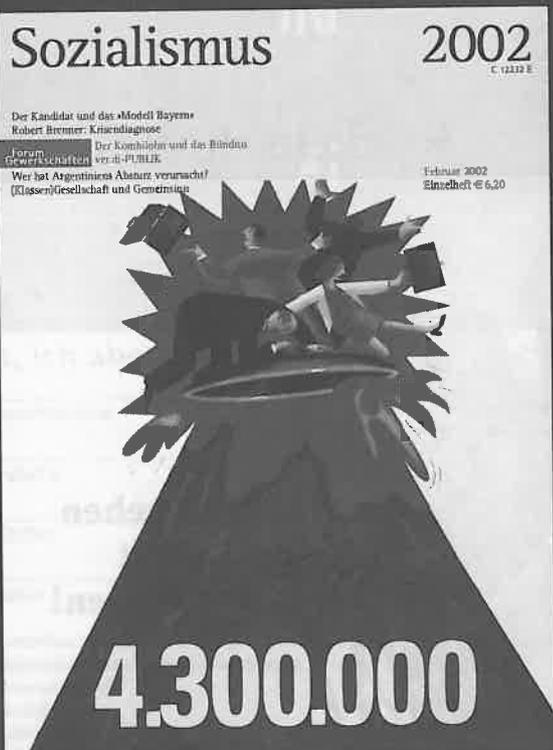
Forum: Der Kandidat und das «Modell Bayern»

Forum: Der Kandidat und das «Modell Bayern»

Wer hat Argentiniens Absturz verursacht?

(Klassen)Gesellschaft und Gemeinsinn

Titelzug 2002
Einzelheft € 6,20



4.300.000

Bernd Riexinger: Hohe Lohnabschlüsse sind für Dienstleistungsbranchen besonders wichtig; Axel Gertke: Das »Mainzer Modell«: Einfallstor zum Kombi-Lohn; Günter Frech: Ziemlich bunt hier. Der »ver.di-PUBLIK«-Fehlstart; Harald Lutz: ITK-Betriebsräte haben Konjunktur

Joachim Bischoff: Wer hat Argentiniens Absturz verursacht?; »Aber die Zeiten sind nicht witzig!« Zum Tod von Pierre Bourdieu; Bernhard Sander: Frankreich – Chirac oder Jospin; Helmut Peters: Die KP Chinas vor ihrem 16. Parteitag; Wolfgang Haible: Kubanischer Winter

Supplement: Mario Keßler, Im Zeitalter der Katastrophen – Arthur Rosenberg (1889–1943)

Einzelheft: € 6,20; Abo: € 62,-, Probeheft: Redaktion Sozialismus
St. Georgs Kirchhof 6, 20099 Hamburg, Fax 040/280 505 68
e-mail: redaktion@sozialismus.de

Redaktion Sozialismus: Kompetenz und Lagermentalität; Bernhard Müller: Was die Republik von Stoiber zu erwarten hat; Michael Wendl: Stoiber – »Spezi« der Bosse und »Lichtgestalt« für die Gewerkschaften? Joachim Bischoff: Milderung des sozialdemokratischen Neoliberalismus oder Drecksarbeit? Zum neuen Senat von Berlin

Robert Brenner: Die weltwirtschaftliche Rezession beginnt. Joachim Bischoff: Ende der Shareholder Value-Ära? Jörg Nielandt: (Klassen)-Gesellschaft und Gemeinsinn

Marxistische Blätter – Flugschriften

Die Reihe bringt in loser Folge kleinere Arbeiten marxistischer Wissenschaftler zu politisch-theoretisch bedeutsamen Fragen. Pro Jahr vier bis sechs Hefte. Im Abonnement nur EUR 10.50 für je vier Hefte (einschließlich Porto). Bisher sind erschienen:

Domenico Losurdo

Flucht aus der Geschichte? Die kommunistische Bewegung zwischen Selbstkritik und Selbsthaß

Flugschrift 01 • 56 Seiten • EUR 3.00 (plus Porto)

Domenico Losurdo

Die Linke, China und der Imperialismus

Flugschrift 02 • 32 Seiten • EUR 2.50 (plus Porto)

Hans Kalt: Das Phänomen Jörg Haider

Flugschrift 03 • 32 Seiten • EUR 2.50 (plus Porto)

Thomas Metscher

Moderne Weltliteratur und die Stimme Schwarzafrikas

Flugschrift 04 • 44 Seiten • EUR 2.50 (plus Porto)

Genadi Sjuganow

Globalisierung: Sackgasse oder Ausweg?

Flugschrift 05 • 48 Seiten • EUR 2.50 (plus Porto)

Gerhard Feldbauer

Kommt mit Berlusconi ein neuer Mussolini?

Flugschrift 06 • 52 Seiten • EUR 2.50 (plus Porto)

Domenico Losurdo: Was ist Fundamentalismus?

Flugschrift 07 • 52 Seiten • EUR 3.00 (plus Porto)

Martin Robbe

Die Palästinenser: Kapitulation oder Eigenstaatlichkeit? Zur Geschichte und Problematik eines Konflikts

Flugschrift 08 • 76 Seiten • EUR 4.00 (plus Porto)

Werner Seppmann: Die Aktualität der Kapitalismuskritik

Flugschrift 09 • ca. 80 Seiten • EUR 4.00 (plus Porto)

Neue Impulse Verlag • Hoffnungstr. 18 • 45127 Essen

Fon 0201.2486482 • Fax 0201.2486484 • NeuImpulse@aol.com